Kerscher (Hrsg.)

Kaiser Ferdinand I. und seine Zeit.

* * *

Für meine liebe Mutter,
in dankbarer Erinnerung
und ehrendem Andenken.

Nur das Wort des Herrn
bleibt ewig.
1. Petrus 1,25

* * *

Kaiser Ferdinand I.
und seine Zeit.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Die vorliegende Neuausgabe basiert auf der von
Louise Mühlbach herausgegebenen Ausgabe
Kaiser Ferdinand I. und seine Zeit,
Historischer Roman, Erster Band,
erschienen bei Verlag von
Sigmund Bensinger, Prag.

Diese Neuausgabe wurde sorgfältig überarbeitet
von Herwig Kerscher.

Copyright (2025) Rediroma-Verlag

Kremenholler Straße 23
42857 Remscheid
info@rediroma-verlag.de

ISBN 978-3-98885-677-7

Alle Rechte beim Autor

www.rediroma-verlag.de

14,95 Euro (D)

Erstes Buch.
Die Infanten Karl und Ferdinand.

* * *

I.

Johanna von Aragonien.

Am Hoflager der Königin Johanna [1] in Valladolid [2] feierte man ein großes Fest, denn König Philipp [3] war aus den Niederlanden angelangt, wo er bisher als Statthalter seines Vaters, Kaiser Maximilian [4], residiert hatte. Nun, nach dem Tod der Königin Isabella [5], hatten die Kastilianer ihren Gemahl, den Erzherzog Philipp den Schönen, zum König erwählt. Mit seiner heldenhaften Gestalt, seinem kühnen Mut und der Macht seines Vaters sollte er das Land Kastilien vor dem blutdürstigen König Ferdinand von Aragonien schützen – einem fanatischen und grausamen Verfolger Aller, die nicht in gleicher Weise dachten und glaubten wie er, und nicht in den Staub sich beugten vor seiner wilden und grausamen Zwingherrschaft.

Vor ihm, vor Ferdinand dem Katholischen, wollten die stolzen Kastilianer sich erretten, und darum erwählten sie ihren Schwiegersohn Philipp zu ihrem König.

Der König von Aragonien hatte es, obwohl mit Wut im Herzen, geschehen lassen müssen. Konnte er es doch nicht hindern oder ändern! Die Kastilianer waren dazu berechtigt, denn Kastilien war das Erbe Johannas, der Gemahlin Philipps, und ihr, der Königin, wählte man daher ihren Gemahl zum Mitherrscher und Regenten.

Nun war er da, der Ersehnte, der Erwählte! Nun hallte die Freudenbotschaft durch das ganze Land! „König Philipp ist da! König Philipp wird uns retten vor dem grausamen Ferdinand von Aragonien! König Philipp ist da, um sich und seinen Kindern das Erbe Johannas zu sichern vor der blutigen Hand seines Schwiegervaters!“

Mit Glockenläuten und Kanonendonner wurde er in allen Städten empfangen. Überall jubelte ihm das Volk entgegen, ihm und der kleinen Armee, die er aus den Niederlanden mitgebracht hatte. Langsam zog er mit ihnen durch das Land, damit ganz Kastilien sich an dem Anblick dieser dreitausend wohlbewaffneten deutschen Kriegsknechte erfreuen konnte, die den Kastilianern eine neue Bürgschaft ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu geben schienen.

Mit seinen Landsknechten wird unser schöner König uns schützen gegen den bösen Nachbarkönig. Schaut nur, wie gewichtig sie aussehen in ihren Pickelhauben [6], mit den breiten Schwertern und den wilden bärtigen Gesichtern! Solcher Armee gegenüber wird der König von Aragonien nicht wagen, seinem Schwiegersohn feindlich gegenüber zu treten! Er wird seinen Groll im bösen Herzen verbergen, und außen ein freundliches Gesicht machen!

Ach und wie stolz und glücklich wird unsere Königin Johanna sein, den angebeteten Gemahl wieder zu sehen, von dem sie nun schon seit fünf Monaten getrennt gewesen! Denn sie war ihm ja voran gereist, war dem Rufe ihrer sterbenden Mutter, der Königin Isabella, gefolgt, und mit dem jüngsten Prinzen Ferdinand aus den Niederlanden dahergekommen an das Krankenlager ihrer Mutter, um sie zu pflegen und von ihr den Segen ihrer Liebe zu empfangen!

Schwermütig und traurig hat Johanna seitdem in der Einsamkeit gelebt. Aber nun ist er da, ihr teurer, ihr schöner Philipp! Wie wird ihr Herz ihm entgegenjauchzen, wie wird ihr sonst so düsteres und melancholisches Gesicht sich aufklären!

Zu Valladolid erwartete Johanna den Gemahl. Im großen Saale des Schlosses stand sie festlich gekleidet, umgeben von ihren brabantischen Frauen und Dienerinnen, die sie mitgebracht aus den Niederlanden.

Das Volk hatte recht; die Trauer, welche sonst immer ihr Angesicht beschattete, war heute einem Sonnenstrahl der Freude gewichen; die Lippen, welche seit dem Tode ihrer Mutter Isabella so schmerzlich

zusammengepresst gewesen, umspielte heute ein Lächeln, und mit innigem Liebesblick schaute sie auf den kleinen Infanten Ferdinand, der, ganz in Goldstick und Purpur gekleidet, an ihrer Seite stand und verwundert und fragend aufschaute zu seiner Mutter, die er nie in solchem Glanze, nie so heiter gesehen.

„Warum freust Du Dich so, Mutter?“ fragte der kleine Prinz, „Du hast heute noch nicht ein einziges Mal geweint.“

„Wie sollte ich auch weinen, mein Sohn,“ rief die Königin lächelnd, „weißt Du denn nicht, daß Dein Vater kommt, Philipp der Schöne, wie die Welt ihn nennt, und,“ fügte die Königin leiser und mit schnell verdüsterter Stirne hinzu, „und wie vor allen Dingen die Frauen ihn nennen? Weißt Du es denn nicht, Ferdinand, daß wir Deinen Vater erwarten?“

„Ich weiß es, Königin-Mutter,“ sagte das Kind, traurig die Augen niedersenkend. „Aber mein lieber Großvater von Aragonien hat mir erst neulich gesagt, es wäre kein Glück für mich, daß der Vater kommt, denn er will mir die Krone von Kastilien nehmen und will Alles an meinen ältesten Bruder Karl geben.“

„Still mein Sohn!“ flüsterte die Königin, sich zu ihm niederbeugend, „still! Du hast sicher den König, Deinen Großvater, falsch verstanden; Dein Vater liebt Dich und wird Dir nichts nehmen, was Dir gehört.“

„Aber was gehört mir, Königin?“ fragte der Knabe mit dem Eigensinn eines lebhaften, wissbegierigen Kindes. „Ich möchte wissen, was mir gehört? Die Oberhofmeisterin, Frau von Chambois, hat mir heute morgen gesagt: mir gehört gar nichts, und wenn mein Vater stirbt, wird Alles meinem Bruder Karl gehören.“

Die Königin schrak zusammen und erbleichte. „Wer hat es gewagt, an die Möglichkeit zu denken, daß Dein Vater stirbt?“ fragte sie, indem sie mit einem drohenden Blick sich umschaute in dem Kreise der Damen. „Frau von Chambois, wie konnten Sie nur den unschuldigen Infanten mit solchen Reden unterhalten? Wie konnten Sie bei ihm die

Möglichkeit von dem Tode seines Vaters anregen? Das ist grausam und unvernünftig zugleich! Gehen Sie, Gräfin, Ihr Anblick würde mir die Freude des Wiedersehens trüben, und ich bitte Sie daher, sich für heute in Ihre Gemächer zurückzuziehen."

Die schöne junge Gräfin von Chambois verneigte sich tief, wandte dann ohne ein Wort der Erwiderung sich um und schritt langsam aus dem Gemache hinaus.

Die andern Damen blickten ihr nach mit düstern Augen, und während die Königin nun leise und flüsternd sich mit ihrem Sohne unterhielt, flüsterten auch sie untereinander.

„Sie hat einen Vorwand gesucht, die Gräfin zu entfernen, sie ist eifersüchtig auf sie! Die Gräfin Chambois ist schön, und Philipp liebt schöne Gesichter! Sie hat einen Vorwand gesucht, und seht nur, wie glücklich sie jetzt ist, ihn gefunden zu haben! Wie ihr Auge strahlt! Arme, eifersüchtige Königin! Die Chambois ist nicht da, und nun wird sich ihr Argwohn auf irgendeine Andere von uns wenden! Armer, geplagter König! Er wird wieder viel zu leiden haben von der eifersüchtigen Liebe seiner Königin!"

Wie sie so untereinander flüsterten und sprachen, tat sich plötzlich mit lautem Geräusch die große Flügeltür auf, und ein alter, gebeugter Herr in schwarzem, goldgesticktem Sammetmantel [7] trat ein.

Die Königin Johanna stieß einen Schrei aus und eilte ihm entgegen.

„Mein Vater," sagte sie mehr erschrocken als erfreut, die dargereichte Hand an ihre Lippen drückend. „Mein Vater, Ihr selbst? Ihr selbst, der König von Aragonien, erzeigt uns die Ehre zum Empfang meines Gemahls hierher zu kommen?"

„Ja," erwiderte ihr Vater, „König Ferdinand von Aragonien [8] hielt es für die Schuldigkeit und Pflicht seiner Liebe, zur Begrüßung des Schwiegersohnes nach Valladolid zu kommen. Das dumme Volk murmelt gar mancherlei von meinem Zorn und meinem Haß gegen Deinen

schönen Philipp. Ich will es der Welt beweisen, daß sie mich verleumdet. Ich will mit Liebe das Ehegespons [9] meiner teuren Johanna begrüßen, den das Volk von Kastilien sich zum Regenten gewählt. Diese Spötter und Schreier und Verleumder sollen nun einsehen, daß sie, wie immer, sich getäuscht haben, und daß Ferdinand, dem sie die Ehre erzeigen, ihn den Katholischen zu nennen, die Liebe der Kirche und des Herrn in seiner Brust trägt und sie seinem Schwiegersohn freundlich entgegenbringt?"

„Wie edel das ist, Majestät! wie großmütig und wie gut!" sagte Johanna in aufflammender Zärtlichkeit, indem sie ihre Arme um den Nacken ihres Vaters schlang.

Er küßte sie leicht auf die Stirn und winkte dann den kleinen Infanten zu sich heran.

„Und da ist ja auch unser liebes Enkelkind Ferdinand! Armer Knabe! Komm, laß Dich küssen. Der Kuß und die Liebe Deines Großvaters wird nun wohl das Einzige sein, was Dein bleibt."

Er hob den Knaben in seine Arme empor und küßte ihn zärtlich.

„Freust Du Dich auch, mein Sohn, Deinen Vater zu begrüßen?"

Der Infant schaute ihn mit ernstem Blick tief in die dunklen, tückischen Augen.

„Ich weiß nicht, Majestät," sagte er. „Ich werde erst sehen, was mein Vater mir mitbringt aus den schönen Niederlanden." [10]

Der König lachte laut auf und ließ das Kind unsanft zur Erde niedergleiten.

„Was er Dir mitbringt? Ich will es Dir sagen, Infant von Kastilien! Dreitausend deutsche Landsknechte bringt er Dir mit, und die werden so lange Dein Spielzeug sein, bis Du eines Tages ganz von ungefähr unter ihren Füßen zertrampelt wirst. Oh, weine nicht, mein Kind, merkst Du es nicht, daß Dein Großvater nur Scherz mit Dir treibt?" fuhr er fort, als das Kind in lautes Weinen ausbrach. „Freue Dich, mein Sohn, denn Philipp ist ein schöner und ein vielgeliebter Mann."

Wie er das Wort so scharf betonte, fuhr eine dunkle Glut über das

Antlitz der Königin Johanna.

Ein vielgeliebter Mann! – Das war es ja, was seit den zehn Jahren, daß sie vermählt war mit dem Erzherzog Philipp, ihre Ruhe trübte und den Frieden aus ihrem Herzen brannte.

Ja, der schöne Philipp war ein vielgeliebter Mann! Alle Frauen schauten auf ihn, alle Herzen schlugen ihm entgegen, und sie, sie hätte allen diesen Frauen die Augen blenden, sie hätte alle diese Herzen durchbohren mögen, die es wagten, an ihm zu hängen, an ihm, den sie liebte wie einen Gott, und von dem sie gewünscht hätte, daß er nicht Augen hätte, andere Weiber zu sehen, nicht einen Mund, um Andern zuzulächeln als ihr allein.

König Ferdinand hatte mit einem Blick seiner scharfen und boshaften Augen auf dem Antlitz seiner Tochter gesehen, was eben in ihrer Seele vorging und er lächelte.

„Die Kastilianer sind ja ganz außer sich vor Wonne und Entzücken über ihren König." sagte er. „In allen Städten sind ihm die schönsten Frauen und Jungfrauen in weißen Kleidern entgegen gezogen, haben ihm Blumen und Kränze dargebracht, haben ihm Gedichte deklamiert, und er hat zum Lohn dann die schönen Sprecherinnen umarmt und geküßt und ihnen zum Andenken ein goldnes Ringlein mit Brillanten dargereicht. Er ist ein feiner und freigiebiger Herr, unser Schwiegersohn Philipp, und ich kann mir denken, wie stolz und glücklich meine Tochter Johanna ist, endlich den Gemahl, den Vielgeliebten, wieder zu sehen."

Wie schnell waren das Lächeln und der Sonnenschein auf dem Antlitz der Königin Johann verblasst!

Die alte Wolke lagerte wieder auf ihrer Stirn; der Mund war wieder fest zusammengekniffen, als hielten die Lippen den Aufschrei der Wut zurück, der aus ihrem Herzen aufsteigen wollte. Sie hatte nichts gehört, nichts weiter, als daß die schönen Frauen dem geliebten Gemahl entgegen gegangen, und daß er überall die Sprecherinnen geküßt. Das war ein Frevel, ein unverzeihlicher Frevel! Keine andern Lippen als die

ihren sollte der Mund des schönen Philipp küssen, kein anderes Weib sollte er berühren und Gnadengeschenke ihr darbringen, als seinem Weibe, seiner Johanna.

Er ist ein Ungeheuer, ein Verräter!

So schrie es in ihrem Herzen, als auf einmal die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten. Denn er nahet! Philipp der Schöne, der König von Kastilien naht!

Da jauchzte es schon auf der Straße, da schmetterten die Fanfaren.

Das sind die deutschen Landsknechte, die dem König vorausziehen und mit Trommelwirbel und Drommetenklang es hinaufschmettern zu dem königlichen Schloß, daß er nahet, der Vielgeliebte!

Aber während das Volk jauchzte und in den Straßen sich drängte um das weiße Pferd, welches den König daher trug, blieb Johanna, seine Gemahlin, ernst und bleich in dem Thronsaal stehen, bei ihr der König Ferdinand und zur andern Seite der kleine Infant, ihr Sohn. Das Kind hatte mit dem Scharfblick seiner Liebe die Veränderung gewahrt, welche auf dem Antlitz seiner Mutter vorgegangen und lehnte schmeichelnd jetzt die Wange auf die weiße, kalte Hand der Königin.

„Königin, warum schaust Du so traurig und böse aus? Sieh nur, wie die anderen Damen alle fröhlich sind und lachen!“

Johanna zuckte zusammen, und der Blick, mit dem sie jetzt rückwärts schaute auf ihre Damen, war drohend wie das Auge einer Tigerin.

„Freuen Sie sich, meinen Gemahl zu sehen, den schönen König Philipp von Kastilien? Oh, ich werde dafür sorgen, daß diese Freude nicht von langer Dauer sei!“

Sie lehnte sich fester auf den Arm ihres Vaters und schritt nach der Türe hin, zum Empfang des Königs, ihres Gemahls.

Die Damen mit erschrockenen und ängstlichen Gesichtern, mit niedergesenkten Blicken, folgten ihr.

* * *

II.

Philipp der Schöne.

An der Treppe blieb die Königin stehen, kalt, hoch aufgerichtet, bleich; nicht als erwarte sie den geliebten, langersehnten Gemahl, sondern als bereite sie sich vor zu einem Trauerzuge. Aber jetzt, als es drunten in der Halle lebendig wurde, da flog es auch über ihr Antlitz hin, wie neue Morgenröte. Sie sah ihn eintreten in die Halle, den geliebten König und Gemahl. Und wie er, köstlich gekleidet, wundervoll anzusehen mit dem flatternden, purpurroten Lippen, wie er die Treppe hinaufsprang in eiligen Sätzen, nicht wie ein König, sondern wie ein Liebender, da verstummte in ihrem Herzen die Eifersucht und der Zorn, und ihrer selber nicht mehr mächtig, unbekümmert um ihre Würde und ihren Rang, eilte Johanna die Stufen hinab, ihm entgegen, und warf sich mit ausgebreiteten Armen an die Brust des Königs.

„Willkommen, Philipp! Willkommen, mein Vielgeliebter!“

Er schlang seine Arme fest um ihre Gestalt und drückte sie zärtlich an sich.

„Das ist ein Gruß, der schöner ist, als Alles, was ich bisher vernommen,“ sagte er. „Nun weiß ich, daß ich in der Heimat bin, denn wo meine Königin Johanna ist und wo sie mich liebt, da allein ist meine Heimat.“

Immer noch den Arm um sie geschlungen, ging er mit ihr die Treppe weiter hinauf.

„Und wo ist denn unser Sohn, unser kleiner Ferdinand?“

fragte er um sich schauend.

„Hier bin ich, mein König und mein Herr!“ erwiderte das Kind mit trauriger, leiser Stimme, während es vergeblich versuchte, sich aus dem festen Griff seines königlichen Großvaters zu befreien.

„Da bist Du?“ rief der König Philipp lächelnd, „und kommst Deinem Vater nicht entgegengesprungen?“

Er selbst sprang die letzten Stufen hinauf und, nicht achtend des Königs von Aragonien, hob er den Knaben in seine Arme empor und küßte und herzte ihn.

„Wie groß Du geworden bist, Du kleiner Cherub! Erst drei Jahre alt und schaust aus, als zähltest Du doppelt so viel Jahre.“

Aber jetzt, als seine lebhaften, glänzenden Augen dem spöttischen Blick des Königs begegneten, ließ er rasch das Kind zur Erde niedergleiten und sein Gesicht war ernst.

„Vergebung, Königlicher Herr, ich wußte nicht, daß mir die Gnade zu Teil werden sollte, Euch hier zu sehen.“

„Und ich glaube fast, mein Herr Sohn wünschte es auch nicht,“ sagte der alte König mit dem leisen, grollenden Ton einer Hyäne. „Unsere Feinde wollen Zwietracht zwischen uns säen, ich weiß es wohl, und, gerade um das zu verhindern, bin ich gekommen, und biete dem König von Kastilien meine Hand jetzt dar zum frohen Willkommen.“

„Ich nehme sie an, wie sie geboten wird, ehrlich und offen,“ sagte Philipp, die Spitzen seiner Finger leise nur in die dargereichte Hand seines Schwiegervaters legend. „Und nun, gnädigster Herr König und Vater, habet die Gnade, uns in den Saal zu geleiten, damit wir das Gefolge unserer Königin begrüßen.“

Johanna hatte vorher mit ängstlichem Blick das Begegnen des Vaters und des Gemahls betrachtet. Jetzt beobachtete sie eben so scharf das Antlitz des Königs, als er mit ihr und den Andern in den Thronsaal eingetreten war und die Damen ihres Gefolges begrüßte. Sie wagten nicht, zu ihm aufzuschauen; mit niedergeschlagenen Blicken, ernst und steif, neigten sie sich tief zur Erde vor ihm.

Aber der König schaute plötzlich verwundert drein und wandte sich lebhaft seiner Gemahlin zu.

„Ich vermisse die Gräfin Chambois, Majestät,“ sagte er.
„Wo ist denn Deine Oberhofmeisterin, mein kleiner Infant und Sohn?

Mich wundert, dass sie nicht gegenwärtig ist."

„Die Gräfin ist krank," sagte die Königin mit scharfem Ton.

„Ist krank?" wiederholte Philipp. „Was fehlt ihr denn, Deiner Oberhofmeisterin, mein kleiner Infant?"

„Weiß nicht, Majestät," erwiderte das Kind verlegen, „sie war vorher noch nicht krank, aber die Frau Königin, meine Mutter, hat ihr befohlen, krank zu sein und in ihren Zimmern zu bleiben."

„Nun," sagte der König lächelnd, „dann werde ich Deine liebe Oberhofmeisterin nachher in ihrem Zimmer besuchen, denn es geziemt sich wohl, dass ich die Dame begrüße, welche aus meinem lieben kleinen Infanten so einen stattlichen Herrn gemacht hat."

Er lächelte und nickte dem Infanten zu und sah es nicht, wie Johannas Antlitz düster und zornig geworden war, und sah auch nicht das höhnische Lachen auf den zusammengekniffenen Lippen seines Schwiegervaters.

Der Saal füllte sich indeß allgemach mit den Granden und Edelleuten, mit den Hofbeamten und Ministern, welche kamen, ihren König zu begrüßen. Ihnen allen voran der Kardinal Francisco Jiménez de Cisneros, die hohe stolze Gestalt nur umhüllt von dem dunklen Ordenskleide der Franziskaner, das mit einem härenen Strick um den Leib zusammengehalten war, das Haupt unbedeckt und demütig geneigt. Nicht wie ein stolzer Fürst der Kirche, sondern wie ein armer Franziskanermönch, so stand er da, der große Kardinal Jiménez, der Held des Glaubens und der Treue, er, der oft schon in den Kämpfen und Wirren Kastiliens und Andalusiens mit seinem mächtigen Wort die Ruhe und den Frieden wieder hergestellt, der die letzten Mauren mit dem Schwert in der Faust aus Spanien vertrieben hatte, und dann aus einem Kriegshelden sich wieder in den Knecht und Priester Gottes verwandelt hatte. Sein begeistertes Wort, seine hinreißende Beredsamkeit hatte Tausende bekehrt, und diejenigen Mauren, welche das Schwert des Kardinals verschont, hatte seine Zunge besiegt, und aus den Ungläubigen dann Gläubige gemacht, denen nicht bloß der Him-

mel, sondern auch Spanien sich wieder auftun durfte.

Die Königin Isabella hatte ihn dafür belohnt, indem sie ihn zu ihrem Minister machte, der Papst Paul der Dritte, indem er ihm den Kardinalshut sandte. Nun, nach Isabella´s Tode, war Jiménez der Berater und Beistand der Königin Johanna gewesen, und bereits aus den Niederlanden hatte Philipp den Kardinal Jiménez urkundlich in allen seinen Ämtern und Würden bestätigt, und die Kastilianer hatten das mit Stolz und Genugtuung erfahren, denn sie liebten den seltenen Mann, der zugleich Held und Priester, zugleich Kirchenfürst und demütiger Bettelmönch war.

Auch jetzt, wie Jiménez in seinem einfachen Mönchsgewande durch den Saal dahinschritt, seinen König zu begrüßen, neigten sich alle Häupter vor ihm; selbst das Haupt Ferdinands des Katholischen und das Haupt der Königin Johanna!

Er aber, demütig und still, wollte das Knie beugen vor Philipp, der es indessen verhinderte, indem er seine Arme um den Nacken des Kardinals schlang und dann ehrfuchtsvoll die Hand küsste, welche so oft, statt des Rosenkranzes, das Schwert genommen, um in Tunis und Algier zu kämpfen gegen die Ungläubigen und die Sarazenen.

„Ich empfehle mich Eurer Gnade," sagte der König Philipp mit freudigem Ton. „Ihr seid der mächtigste Mann in ganz Spanien und Kastilien!" Das Volk betet Euch an als einen Heiligen, die Großen fürchten sich vor Euch, und in mir seht Ihr das Volk und die Großen dargestellt in einer Person. Ich fürchte Euch, und ich bete Euch an, Kardinal Jiménez, seid mir ein Lehrer und ein Freund!"

Der Kardinal schaute mit einem vollen Blick aus seinen großen Augen in das jugendliche, schöne Angesicht des Königs.

„Was ich weiß und kann, will ich Euch gern lehren, König! Doch lese ich in Euren Blicken, daß Ihr die höchste Lehre in Euer Herz und Euren Geist aufgenommen habt, die Lehre von der ewigen Liebe! Und wer die in sich aufgenommen, dem ist geholfen hier und dort!"

„Liebe!" murmelte die Königin, „Alles spricht zu ihm von Liebe,

selbst der Kardinal Jiménez! Mein Gott, wollen sie ihn mir denn Alle entreißen, Alle mir sein Herz entwenden?“

Sie blieb still und stumm während der ganzen übrigen Zeremonie. Ihre Lippen waren wieder, wie sonst, fest aufeinander gepresst, ihr Blick düster und lauernd, und selbst die freundlichen Worte, die ihr Gemahl oft an sie richtete, schienen keinen Widerhall in ihrem Herzen zu finden.

Am Morgen war sie glückstrahlend und froh aus ihren Gemächern hervorgegangen, um den vielgeliebten, schönen Gemahl zu begrüßen, jetzt am Abend kehrte sie düster und mit zornvollem Herzen zurück in diese Gemächer!

Weit von sich warf sie das goldbrokatene Kleid und die funkelnden Brillanten, die in ihrem Haar und an ihrem Halse geblitzt hatten. Wie eine Tigerin trat sie mit dem Fuß auf das funkelnde Diadem, und Worte voll Haß und Zorn murmelten ihre zusammengepressten Lippen.

„Sie lieben ihn Alle! Aber ich will´s nicht leiden! Er ist treulos! Wehe mir! Nein, wehe ihm!“ schrie sie dann wütend laut und packte mit der Hand den kleinen Dolch, den sie immer in goldener Scheide in ihrem Gürtel trug.

„Ja, wehe ihm, dem Treulosen, dem Verräter! Ich will ihn hindern, anderen Damen in die Augen zu schauen! Was hat er zu fragen nach der schönen Gräfin Chambois? Er soll sie niemals wieder sehen! Ich will´s nicht! Nein, ich will´s nicht!“

„Was willst Du nicht, meine Tochter?“ fragte eine leise, zischelnde Stimme hinter ihr.

Als sie zusammenschreckend sich umschaute, sah sie da hinter sich die düstere Gestalt ihres Vaters, der mit seinem lauernden Blick und dem boshaften Lächeln sie anschaute.

„Ihr seid es, Majestät? Ihr hier und zu dieser Stunde?“

„Ich bin es, meine Tochter, Du hast in Deinem Eifer mein Eintreten nicht gehört! Ich bitte Dich um Vergebung, daß ich unangemeldet gekommen bin. Indessen denke ich, es ist dies einem Vater erlaubt,

selbst wenn seine Tochter die Gemahlin des erwählten Königs von Kastilien ist! Mein Herz verlangte, mit Dir allein zu sein und vertraulich mit Dir zu sprechen! Johanna, komm! Laß uns niedersetzen!“

Er führte die Königin zu einem Polster hin und ließ sich mit ihr auf demselben nieder.

„Meine Tochter,“ sagte er, noch immer ihre Hand in der seinen haltend und fest in ihr Angesicht blickend; „meine Tochter, was schaust Du so düster drein, und was bedeutet der Weheruf, den ich vorher von Deinen Lippen vernommen habe?“

„Nichts, mein Vater, nichts!“ sagte sie leise und ängstlich.

„Nichts, Johanna? Und doch zitterst Du, und doch sehe ich Tränen in Deinen Augen? Ich will es Dir sagen, was er bedeutete! Du hast bemerkt, was jeder von uns bemerkte, und was nur Keiner, außer mir, Dir zu sagen wagt! Du hast bemerkt, daß der schöne Philipp von Kastilien sehr wenig Zärtlichkeit für Dich und mich aus seinen Niederlanden mitgebracht hat! Du hast bemerkt, daß er es liebt, mit anderen Frauen zu scherzen und zu schäkern, und daß er es nicht gewahr wird, wenn sich Deine Stirn darob verdüstert! Du hast in Deinen zarten Herzen geahnt, daß Philipp gekommen ist, um hier allein den Herrn zu spielen, und daß er uns alle bei Seite schieben und unter seine Füße treten will! Nicht Einmal hat der tolle, übermütige König das Wort an mich gerichtet während der Tafel! Nicht einmal hat er, wie es einem zärtlichen Gemahl geziemt, mit Dir sich unterhalten!“

„Das heißt,“ murmelte sie, „er hat´s versucht, hat mehrfach das Wort an mich gerichtet, aber ich war zornig in meinem Herzen und antwortete ihm nicht; darum hat er es aufgegeben!“

„Und hattest Du nicht Recht, zornig zu sein?“ fragte ihr Vater. „Hatte er nicht gleich beim Willkommen Dein Herz verletzt durch seine Frage nach der schönen Gräfin von Chambois? Weißt Du nicht so gut, wie wir alle, daß er die Gräfin schöner findet als seine eheliche Gemahlin, die ihm vor dem Altar angetraut ist?“ Johanna stieß einen Schrei aus und sprang wie eine verwundete Tigerin auf. „Nicht weiter,

Majestät, ich beschwöre Euch, nicht weiter, wenn Ihr nicht wollt, daß ich wahnsinnig werde!“

Sie hob die Hand empor und presste sie auf die Stirn, als fühle sie dort schon die Flamme in ihrem Gehirn brennen.

„Seid barmherzig, Majestät! Nicht weiter! Ich fühle Feuer in meinem Kopf!“

„Und ich in meinem Herzen!“ murmelte der grausame König. „Ja, Feuer fühle ich in meinem Herzen, denn ich muß es Dir sagen, Johanna, der schöne Philipp täuscht Dich, Dich, die Mutter seiner Kinder! Wär´s nicht seine Pflicht, jetzt zu Dir zu kommen? Müßte er nicht hier sein, statt meiner, nach so langer Trennung?“

„Er hat gefragt, ob er kommen darf, ich habe ihn zurückgewiesen!“ ächzte die Königin, ihre beiden Hände an die Stirne drückend. „Ja, ich habe ihn zurückgewiesen!“

„Du konntest nicht anders!“ sagte ihr Vater. „Er wußte das und fragte nur, um gewiß zu sein, daß Du ihn nicht erwartest. Willst Du wissen, wo er jetzt ist?“

„Er sagte mir, er wolle sich zur Ruhe begeben in sein Schlafgemach!“

„Er hat Dir Unwahrheit gesagt!“ murmelte der König, die Lippen dicht an ihr Ohr geneigt. „Er ist eben zur Gräfin von Chambois gegangen!“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Johanna, von dem Polster emporspringend, „das ist unmöglich!“

Und doch, wie sie das sagte, stürzte sie zu dem Tisch hin und griff nach dem Dolche. „Majestät, im Namen Gottes und der ewigen Liebe beschwöre ich Euch, wer hat Euch das gesagt?“

„Niemand!“ antwortete der König ruhig. „Ich habe es gesehen mit meinen eigenen Augen! Ja, ich habe gesehen, wie der schöne Philipp durch den Korridor dahinschlich nach dem Gemache der Gräfin Chambois! Deshalb hielt ich es für meine Pflicht, zu Dir zu kommen und Dich zu warnen!“ Die Königin, ohne weiter ein Wort zu sagen, den

Dolch hoch in die Luft schwingend, stürzte nach der Tür. Aber ihr Vater eilte ihr nach und hielt sie fest, wie sie eben die Hand auf den Türknopf legte.

„Wo willst Du hin, Johanna?“

Sie schaute ihn an mit Augen, die wie Dolche blitzten. „Ich will ihn überraschen bei der schönen Gräfin Chambois! Ich will den Verräter strafen, wie er es verdient! Denn er ist mein Untertan, ich bin die eigentliche Königin von Kastilien!“

„Hüte Dich das zu sagen! Er wäre im Stande, Dich für wahnsinnig auszugeben, und Dich in den Turm zu sperren zum ewigen Gefängnis!“

„Mich?“ rief sie mit einem lauten Lachen. „Ich werde ihn einsperren, nicht in den Turm, aber in den Sarg! Laßt mich, mein Vater, ich muß zu ihm!“

Und mit fast übermenschlichen Kräften drängte sie den König von der Tür fort und stieß sie auf. Er aber stürzte ihr nach, packte sie mit beiden Händen und drängte sie in das Gemach zurück. Dann, ihr folgend, schloß und verriegelte er hinter sich die Tür.

„Was willst Du dort, Johanna,“ sagte er, „willst Du Dich und mich zum Gerede der ganzen Welt machen? Soll es heißen, wir Beide haben den erwählten König von Kastilien ermordet?“

„Nein,“ zischte sie wie eine Schlange, „nein, es soll heißen, daß die Königin von Kastilien ihren treulosen Gemahl gestraft hat, wie er es verdient!“

„Still! Sprich nicht so laut, meine Tochter, es gibt Verbrechen, die in der Stille geübt und in der Stille gestraft werden müssen! Gib mir deinen Dolch!“

Er entriß ihr fast mit Gewalt den Dolch, als sie sich sträubte, und steckte ihn in sein Gewand.

„Das ist keine Waffe für eine Frau, zum Mindesten nicht für eine Königin! Im Verborgenen ist das Verbrechen geübt, Verborgenen muß es gestraft werden!“

„Ich muß ihn sehen, muß wissen, ob es Wahrheit ist!“ murmelte

die Königin mit bleichen Lippen. „Ich glaube Niemandem, ich will Gebrauch machen von meinem Recht! Ich will den Verbrecher strafen, wie er es verdient!“

„Aber nicht mit diesem funkelnden Augen und diesem zornigen Angesicht, mein Kind!“ sagte ihr Vater. „Den Fürsten geziemt es, ihr Denken und Empfinden nicht lesen zu lassen auf ihrer Stirn! Lächle, mein Kind! Sei sanft und still, girre den schönen Philipp an wie eine Taube, und dann mit heimlichem Griff, wie eine Tigerin, dann morde lächelnd, girrend!“

* * *

III.

Die Rache der Eifersucht.

Und lächelnd, girrend, wie ihr Vater es gelehrt, empfing am andern Morgen Johanna ihren Gemahl, als er kam, sie zu begrüßen. Zärtlich schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, pries seine Schönheit, schaute ihm tief in die Augen und fragte ihn mit vollkommen harmloser Stimme, ob er nun schon die schöne Gräfin von Chambois begrüßt habe.

Der König schüttelte das Haupt.

„Nein, meine teure Johanna, meine Herzenskönigin! Man hat mir gesagt, daß Du die Gräfin auf einen Tag in ihr Zimmer verbannt hast, und da will ich warten, bis die Verbannung beendigt ist!“

Es zuckte einen Moment über das Antlitz der Königin hin, als er das sagte, aber sie verbarg ihren Zorn schnell wieder hinter einem Lächeln.

„Wie gut Du bist und welch´ ein ergebener, zärtlicher Gemahl!“ flötete sie mit sanfter Stimme. „Ich will es Dir danken, mein Philipp, Dir danken, daß Du es vermieden hast, die schöne Gräfin zu sehen! Denn nicht wahr, Du bewunderst ihre Schönheit, und man könnte fast sagen, Du liebst sie!

Philipp schaute ihr lächelnd tief in die Augen. „Schon wieder eifersüchtig, Johanna? Nein, ich liebe die Gräfin von Chambois nicht! Du weißt es wohl, ich liebe Dich und meine Kinder und das kastilische Volk, und im Übrigen ist mein Herz kalt! Diese drei Lieben füllen mein ganzes Herz aus!“

„Im Übrigen ist Dein Herz kalt?“ wiederholte Johanna gedankenvoll. „Das ist schön, Philipp, und ich schwöre Dir, ich will von nun an niemals eifersüchtig sein. Es ist eine Qual, welche tötet, welche wahnsinnig macht! Aber komm, wir wollen zusammen unser Frühstück einnehmen, wie zwei Liebesleute ganz allein! Wir haben uns so

lange nicht gesehen, und haben uns sicherlich so viel zu erzählen und zu bekennen! Wenn´s Dir recht ist, mache ich´s heute, wie ich es in den ersten Tagen unserer Liebe in den Niederlanden gemacht habe! Das heißt, ich bediene Dich selbst beim Frühstück als Deine Cameriera. Willst Du es mir erlauben, Philipp?"

Er küsste sie statt aller Antwort und geleitete sie an seinem Arm in das nächste Gemach, wo die Schokolade aufgetragen war, und wo die Diener und Lakaien bereit standen, das königliche Paar zu bedienen.

Aber mit einem Wink seiner Hand bedeutete der König die Dienerschaft, das Gemach zu verlassen.

Johanna, die Königin mit dem bleichen Gesicht und dem Taubenlächeln, bediente nun den Gemahl, reichte ihm auf silbernem Teller die Schokolade, die sie zuvor aus der goldenen Kanne am Schenktisch eingegossen hatte.

Philipp bemerkte nicht, wie sie hastig die kleine Phiole aus ihrem Busen zog und den Inhalt in die Tasse tröpfelte, die sie ihm anschließend darreichte.

Nun saßen sie gemeinsam auf dem Divan, und der König, der sie gerade scherzhaft seine liebe Hausfrau genannt hatte, streckte nun die Hand nach der Tasse aus, um sie an seine Lippen zu führen. Plötzlich hielt Johanna seine Hand fest und sah ihn mit einem zärtlichen Blick an.

„Was ist es, meine teure Johanna, was schaust Du mich so seltsam fragend an?"

„Du bist auf einmal so bleich, Johanna, ist Dir nicht wohl?"

„Doch, mein Gemahl, mir ist ganz wohl! Aber weißt Du, es war mir eben, als sähe ich den Tod eintreten in dieses Gemach, und er drohte mir, und es war mir, als hörte ich eine Stimme sagen: „Bekennet Eure Sünden, damit Ihr nicht dem Tode verfallet, dem ewigen Tode!" Und darum, Philipp, beschwöre ich Dich, laß uns einen Augenblick so sprechen, als ständen wir vor dem Altare Gottes! Laß uns unsere Sünden

bekennen!“ Philipp sah sie traurig und ängstlich an. „Wirklich, mein Herzgemahl, Dir ist nicht wohl! Komm, ich führe Dich in ein anderes Gemach. Deine Nerven sind erregt!“

„Nein, nein!“ rief sie, ihn hastig auf das Polster zurückziehend, „nein, mir ist ganz wohl! Aber ich bitte Dich, Philipp, wenn´s eine Phantasie ist, gib ihr nach, laß uns aufrichtig zueinander sprechen, laß uns unsere Sünden beichten.“

„Nun,“ sagte er, sie noch ängstlich zuweilen von der Seite ansehend, „nun, so mag es sein! Beginne Du, Johanna, denn mir scheint es wahrhaftig, als hättest Du etwas auf dem Herzen, das Du beichten willst. Ich aber gebe Dir schon im Voraus Absolution, denn ich weiß, Dein Herz ist gut, und wenn Du Dich gegen mich vergangen hast, so ist es Dein Vater, welcher Dich dazu verleitet hat! Er haßt mich, ich weiß es wohl, und seine Freundschaftsbeteuerungen und seine Begrüßungen hier vermögen mich nicht zu täuschen! Sag´s Johanna, nicht wahr, er wollte Dich verleiten zum Abfall von mir?“

„Ja, ja,“ sagte sie, hastig mit dem Kopfe nickend, „er wollte es, ich bekenne es!“

„Aber ich weiß wohl, Du hast nur anfangs gezaudert und geschwankt, denn er hat Dir gesagt, dass ich Dir untreu wäre, und hat das eifersüchtige Herz meiner teuren Johanna gegen mich wenden wollen!“

„Ja, ja, er hat es gewollt!“

„Aber er hat Dir zum Glück keine Beweise geben können, daß Dein Philipp Dir untreu ist, und so ist denn das arme, schüchterne Herz meiner Königin zu mir zurückgekehrt! Nicht wahr, daß ist Dein Bekenntnis? Das wolltest Du mir beichten?“

„Ja, ja, so ist es! Und nun da ich gebeichtet habe, nun ist die Reihe an Dir! Aus Erbarmen mit Dir und mit mir, mit unserer ewigen Seligkeit bekenne auch Du nun! Sage mir aufrichtig Alles, was Du gesündigt hast, und glaube, ich will Dir vergeben, das Schlimmste sogar. Denn siehe, ich liebe Dich. Ich fühl´s in meinem Herzen jetzt, so heiß, so

freudig, und diese Liebe ist stärker als aller Zorn und Haß! Bekenne, damit wir noch lange leben auf Erden und vielleicht noch viele glückliche Jahre bei einander sind!“

Der König sah sie an und schüttelte traurig sein Haupt. „Wieder die alten Wolken, die sich über Deiner Stirne lagern!“ sagte er traurig. „Johanna, meine Gemahlin, sammle Dich und sei froh, Du kannst es sein, ich habe Dir nichts zu bekennen, keine Schuld lastet auf meiner Seele!“

„Keine Schuld?“ fragte sie lächelnd und doch mit verbissenem Zorn.

„Nein, Johanna, keine Schuld! Es mag sein, daß menschliche Fehle mich zuweilen fortreißt, und menschliche Schwäche mich oft beherrscht, wie uns Alle. Aber mit Wissen und Willen habe ich nicht gesündigt und kann Dir frei und fest in´s Auge schauen!“

„Gut, so versuche es, Don Philipp von Kastilien!“ sagte sie gebieterisch.

Er blickte ihr ernst und fest in´s Auge, und nun sah er den Zorn, der aus ihnen aufblitzte.

„Was ist Dir, Johanna, was schaust Du mich so drohend an?“

„Es ist nichts, gar nichts!“ sagte sie hochatmend, die Hände auf einander gepreßt, „Du siehst, ich bin töricht, phantastisch, aber nun ist es vorüber, und nun wollen wir trinken, mein schöner Philipp! Trinken das ewige Leben und die ewige Luft! Deine Schokolade wird kalt, mein schöner Gemahl, eile, sie zu trinken!“

Sie reichte ihm selber die Tasse dar und starrte ihm in´s Angesicht, wie er nun sie nahm, rasch sie an die Lippen setzte, und mit hastigen Zügen sie leerte. Dann als es geschehen war, schrie sie laut auf und richtete sich hoch empor und schaute ihn drohend, vernichtend an.

„Don Philipp von Kastilien, Du hast an mir gehandelt als ein Verbrecher und Verräter! Kraft meines Rechts und meiner Gewalt habe ich Dich gestraft, wie es dem Verbrecher und Verräter geziemt, habe

Dich dem Tode überantwortet!“

Er erwiderte nichts, sondern schaute sie nur an mit staunenden, verwirrten Blicken, sprachlos vor Entsetzen. Er wollte aufspringen, aber es war, als hielten eiserne Bande ihn zurück, er wollte sprechen, aber es war, als hätte eine eiserne Faust sich auf seine Lippen gelegt.

So saß er da, bewegungslos, und schaute hin mit weit geöffneten Augen auf diese bleiche Gestalt, die hoch vor ihm stand, und ihn anstarrte mit dem Blick einer Medusa.

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach; da auf einmal tat sich die Tür auf, und der kleine Infant, Don Ferdinand, trat herein, schön geputzt, lächelnd, das goldene Haar herniederfallend auf seine Schultern, anzuschauen wie ein Cherub des Glückes und der Liebe.

Tänzelnd kam er über das Parquet des Zimmers dahin zu den königlichen Eltern, und mit frohem Gruße, wie es die Oberhofmeisterin ihn gelehrt, neigte er sich nun vor dem König und der Königin.

„Der schöne Morgen ist heut aufgegangen über Kastilien!“ rief er mit seiner frischen Lerchenstimme, „die Sonne grüßt –“

Da auf einmal verstummte er, und das rosige, lächelnde Kindergesicht nahm einen ängstlichen Ausdruck an. Der Knabe merkte, daß etwas Seltsames, Ungeheuerliches sich hier begeben, und die Kinderseele erbebte in dem Instinkte der Gefahr.

Er sprang zu seiner Mutter, faßte ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. Sie aber stieß das Kind unsanft zurück und starrte sprachlos mit drohendem Blick immer noch zu dem Gemahl hin und sah die Wolken, die über sein erbleichtes Antlitz hinzuckten, und sah den Blick, der nach und nach verglaste. Da auf einmal wie von einem elektrischen Schlage emporgeschnellt, stand der König auf. Sein Arm hob sich hoch empor mit geballter Faust, als wolle er sie niederfallen lassen, gleich einer Keule, auf das Haupt der Königin!

Dann erstarrte dieser Arm, sank nicht wieder nieder, sondern blieb hoch aufgehoben in der Luft, und die Blicke, die zuerst auf die Königin gewandt waren, richteten sich jetzt langsam himmelwärts mit einem

solchen Ausdruck, als flehten sie zum Himmel die Rache zu übernehmen, welche der erhobene Arm nicht mehr herniederschleudern konnte. Nun mit einem einzigen, furchtbaren Schrei sank die hohe Gestalt zurück auf den Divan.

Das Kind, von Entsetzen ergriffen, floh durch das Zimmer hin nach der Tür, aber wie eine Tigerin in vollem Sprunge eilte die Königin ihm nach und packte es beim Arme.

„Willst Du mich verraten, Knabe?“ zischelte sie in sein Ohr, „willst Du der Welt sagen, daß ich seine Mörderin bin? Tue es, sage ein Wort, und ich morde auch Dich!“

Das Kind, zitternd, todesbleich, schlang angstvoll seine Arme um den Hals der Königin.

„Ich will nichts verraten, Königin!“ sagte er weinend, „nichts! Ich weiß nichts, habe mich nur wieder lieb, Mutter! Ich ängstige mich so sehr!“

Ein wildes Lachen tönte von den Lippen der Königin. „Du ängstigst Dich? Hast Du den Tod gesehen, der eben durch das Gemach dahinschritt? Gehe hinaus jetzt, Knabe, rufe die Diener, rufe die Ärzte, rufe Alle herbei, denn der König ist krank!“

Sie rief es laut und wiederholte es immerfort, bis alle Türen sich öffneten und der ganze Hofstaat hereinstürzte, und dennoch wiederholte sie es immerfort: „Der König ist krank, der König stirbt!“

Nun kamen die Leibärzte des Königs herbei und untersuchten die lang hingestreckte Gestalt, die nicht mehr atmete, die nicht mehr lebte.

„Ein Schlagfluß hat den König getötet!“ so hallte es durch ganz Valladolid. „Ein Schlagfluß hat den König Don Philipp von Kastilien getötet! Wehe uns! Denn nun wird Ferdinand, der Katholische, der Grausame, wieder Herr über uns! Wehe über das arme Land Kastilien!“

Und wie es hallte und jammerte draußen auf der Straße, so hallte und jammerte es auch im Innern des Palastes, den ganzen Tag hindurch: „Wehe über uns!“

* * *

IV.

Unschuldig!

Auf ihren Knien lag vor der Leiche Johanna, jammernd und schreiend und wehklagend mit zärtlichen Liebesworten. Nun durften sie kommen, die Damen und Zofen, nun durften sie den König umringen und um ihn klagen! Seine weitgeöffneten, glanzlosen Augen öffneten sich nicht mehr, nun durften die schönsten sich über ihn neigen, er konnte ihnen nicht mehr mit einem Lächeln antworten!

Da kam auch sie, die Oberhofmeisterin des Infanten, die schöne Gräfin von Chambois, kam und kniete nieder vor der Leiche und küßte die Hand, die kalt und starr war wie Marmor.

Die Königin stand zu Haupte der Leiche und starrte sie unverwandt an, mit dem finsteren Ausdruck des Hasses.

Sie sah die Tränen, welche niederstürzten aus den Augen der Gräfin und auf die Hand des Königs fielen, und wie sie tief sich beugte in unaussprechlichem Schmerzesgefühl, tief zur Erde nieder, da fiel aus ihrem Busen ein zusammengefaltetes Papier auf die Erde hin. Mit einem lauten Schrei sprang die Königin heran und hob das Papier auf. Die Gräfin richtete sich hoch auf und trat zu der Königin hin.

„Vergebung, Majestät Ich bitte, das Papier gehört mir!“

„Nein! Es ist mein! Ich habe es mir erworben mit diesem geliebten Haupte hier!“ rief die Königin. „Ich weiß, was dieses Papier enthält. Nicht wahr, es ist ein Liebesbrief von meinem König?“

„Nein, Majestät, nein! Das ist es nicht!“

„Bekenne, was es ist!“ rief Johanna, und außer sich, jetzt endlich ihrem Zorn und ihrer Verzweiflung nachgebend, packte sie mit beiden Händen die Arme der Gräfin und hielt sie fest.

„Bekenne, was es ist!“

Die Gräfin sank nieder auf die Knie: „Ja, ich will bekennen, Majestät, will sagen, was der König bis jetzt allein gewußt hat! Er in seiner

Gnade war der Vertraute, der hilfreiche, gnädige Freund für mich und meinen Geliebten!“

„Wer ist Dein Geliebter?“ rief Johanna.

„Graf Egmont ist es“ flüsterte die die Gräfin, „Gnade, Majestät, Gnade, ich weiß, daß es ein großes Unrecht ist, denn der Graf ist verheiratet, aber die Liebe riß uns hin, die Liebe hat uns Beide schuldig gemacht! Der König allein wußte davon, der König war der Vertraute des Grafen und hat versprochen, seine Scheidung zu vermitteln! In seiner Gnade und Huld brachte er mir selber gestern diesen Brief von Egmont, der mir meldet, daß er Hoffnung habe, nun bald seine Scheidung zu bewerkstelligen; brachte mir auch ein Liebesgeschenk von meinem teuren Egmont.“

Die Königin hatte ihr atemlos, keuchend zugehört, jetzt flog ein Zittern durch ihre ganze Gestalt, sie schlug das Papier auseinander und las; und las in diesem zärtlichen, glühenden Liebesbrief den Beweis, dass sie den König, ihren Gemahl, unschuldig gemordet hatte.

Nun tönte ein lauter, herzergreifender Schrei von ihren Lippen, und sie stürzte wieder neben der Leiche und umschlang sie mit ihren beiden Armen.

„Wache auf, mein Philipp, wache auf! Du bist unschuldig, Du sollst nicht sterben, Du darfst nicht sterben! Vergib mir, wache auf!“

Und unaufhörlich, die ganze Nacht und den ganzen Tag hindurch, lag Johanna nun auf ihren Knien neben der Leiche, und flehte zu ihr, daß sie sich erheben, dass sie wieder leben möchte.

Schmerzlich und grausig war´s anzusehen und mit Jammer erfüllte das Klagegestöhne den ganzen Palast, und die Herzen aller Derer, die es hörten. Vergebens versuchten die Damen der Königin, sie zu bereden, dass sie sich von ihren Knien erhebe, dass sie ich in ihre Gemächer zur Ruhe begebe.

Sie hörte auf kein Flehen, hörte auch nicht die Stimme des kleinen Infanten Ferdinand, der weinend seiner Mutter bat, mit ihm zu kommen, hörte auch nicht auf die ernste, feierliche Stimme des Kardinals

Jiménez, der im Namen Gottes ihr gebot, den Toten zu lassen und zu flehen um Gnade zu dem lebendigen Gott. [11] Aber als ihr Vater zu ihr trat und ihr befahl, sich zu erheben und den Treulosen zu verlassen, da sprang Johanna auf, stürzte zu ihrem Vater hin, packte ihn fest an und schaute ihm mit drohender Geberde ins Antlitz.

„Du bist sein Mörder!“ kreischte sie ihn an. „Sein unschuldiges Leben hast Du geopfert, und mein Unglück und mein Schmerz komme über Dich!“

Dann stürzte sie besinnungslos zur Erde nieder.

Ihre Dienerinnen trugen sie in ihre Gemächer und legten sie auf ihr Lager nieder, und da lag sie zwei Tage lang bewußtlos, starr wie eine Leiche.

* * *

V.

Rachesinn und Reue.

Man benutzte diese Zeit, den König Don Philipp zu begraben. Durch die schweigenden, öden Straßen von Valladolid bewegte sich in nächtlicher Stille der Leichenzug dahin nach der Gruft von Tordilleras. Fackeln beleuchteten den nächtlichen Zug und warfen ihren rötlichen Schein auf die schwarzen Trauergestalten und auf den schwarzen Sarg, in welchem der schöne Philipp von Habsburg ruhte. Kein Glockengeläut, kein Kanonendonner erschallte jetzt, da er, der kurz zuvor so fröhlich eingezogen in Valladolid, nun wieder auszog zur letzten Ruhe [12].

Man mußte es vermeiden, die Königin durch solch ein Geräusch zu wecken, denn sie lag noch immer besinnungslos auf ihrem Lager, und nur zuweilen schlug sie die Augen auf und schaute suchend umher nach ihm, welchen sie nimmermehr finden sollte!

Dann nach dreien Tagen sprang sie auf einmal empor, rief nach ihrem Gemahl und begehrte, daß man sie zu ihm führe, sie wollte mit ihm, wie sie es verabredet hätten, ganz in der Stille frühstücken. Sie selber wolle ihm die Schokolade präsentieren, wie sie es einst getan in den ersten Tagen ihrer Jugendliebe in Brabant!

Und sie stürzte aus ihrem Gemach hin zu den Gemächern ihres Gemahls und rief ihn und fragte nach ihm.

„Ich weiß, er erwartet mich schon, er ist im Frühstückszimmer und die Schokolade wartet!“

Dahin eilte sie nun und setzte sich auf den Divan, wo sie wenige Tage vorher mit ihm gesessen, und sprach mit ihm, wie sie da mit ihm gesprochen, und versicherte ihn ihrer Liebe, ihrer Treue und schaute ihn an mit zärtlichem Blick, ihn, den sie nur schaute mit den Augen ihres Geistes. Dann auf einmal kam die Besinnung über sie, und sie gewahrte nun, daß sie ins leere Nichts gesprochen! Sie sprang auf, der

ganzen Welt drohend, und schrie nach ihrem Vater, daß der ihr den Gemahl, den er ihr entzogen, wiedergeben solle.

„Aber nein, nicht er, mein Sohn hat ihn zuletzt gesehen! Mein Sohn war da, als wir beim Frühstück saßen! Ruft Ferdinand!“

Das Kind kam zitternd herbei, und sie umschlang ihn fest und fragte:

„ Du hast ihn zuletzt gesehen, als wir beim Frühstück saßen; wo ist Dein Vater, wo ist Don Philipp von Kastilien?“

Das Kind schaute sie an mit den großen blauen Augen, die sie an seinen Vater erinnerten.

„Sie haben ihn begraben, Mutter, denn mein Vater ist tot!“

„Wo haben Sie ihn begraben, wo mein Sohn?“

„In der Königsgruft von Tordilleras“ stammelte das zitternde Kind.

„ Sie haben ihn lebendig begraben!“ schrie die Königin und sprang auf und befahl mit wilder Stimme, sogleich nach dem Schlosse Tordilleras zu fahren.

Es wagte Niemand, ihr zu widersprechen, denn die Leibärzte hatten gesagt, jeder Widerstand würde den Zustand der Königin nur noch verschlimmern und ihre unglückliche Stimmung zur höchsten Raserei aufstacheln.

Die Königin fuhr also nach Tordilleras und den Sohn, den kleinen Ferdinand, nahm sie mit sich.

„Du sollst jetzt sehen, mein Kind, daß man uns getäuscht hat. Dein Vater ist nicht tot, er schläft nur; wir wollen ihn wecken mit unserer Liebe, mit unseren Tränen.“

Der kleine Knabe schaute sie an mit ängstlichen Blicken.

„Und wenn er nur nicht aufwacht, gnädigste Mutter?“

„Er wird aufwachen, mein Sohn“ sagte sie mit einem zuversichtlichen stolzen Lächeln. „Es liebt uns ja, und wenn wir ihn bitten, so wird er aufwachen und uns anschauen.“

Und so, lächelnd und zuversichtlich, stieg die Königin Johanna, den Infanten an der Hand, hinunter in die Gruft, wo man Don Philip-

pus bestattet hatte. Die Damen ihres Hofes, die mit ihr gekommen waren, die Beamten des Schlosses, die Leibärzte, standen hinter ihr, wie sie nun an den Sarg herantrat mit einem Lächeln auf der Lippe, mit einem zärtlichen Blick in den strahlenden Augen.

„Ihr sollt jetzt sehen, daß meine Liebe ihn wecken wird! Öffnet den Sarg, Ihr, welche den schönen Philipp für tot gehalten. Ihr sollt jetzt sehen, daß er lebt, öffnet den Sarg."

Zitternd, angstvoll gehorchten die Diener und hoben den schweren, silberbeschlagenen Deckel von dem Sarge ab. Da lag die langgestreckte, bleiche Gestalt in den schwarzen Sammtgewändern, die Hände über die Brust gefaltet, die Augen, welche keine Kunst der Ärzte hatte zu schließen vermocht, weit geöffnet starr auf die Königin geheftet.

Einen Moment kam es über sie wie das Bewusstsein der Wahrheit, und sie schrie laut auf und neigte sich über den Sarg nieder in verzweiflungsvollem Schmerz; dann aber lächelte sie wieder und schaute triumphierend empor.

„Ihr sollt jetzt sehen, daß meine Liebe ihn erweckt. Stehe auf, Don Philipp, mein teurer Gemahl, steht auf und schlafe nicht mehr, denn Johanna wacht und flehet zur Dir! Stehe auf!"

Nun horchte sie atemlos mit gespannten Blicken, horchte und wartete, daß der König sich erheben solle. Eine tiefe, schauerliche Stille trat ein.

Mit dunkelrotem Glanze beleuchtete der Schein der Fackeln den offenen Sarg und hauchte einen rötlichen Schimmer über die blasse Leiche.

„Seht ihr wohl? Don Philipp lebt, seht, wie er errötet vor Freude, daß ich komme, ihn zu wecken. Steht auf, mein Gemahl, steht auf!"

Sie wartete wieder, und dann, als sie sah, daß er noch immer bewegungslos und steif vor ihr lag, dann nahm sie den Infanten und hob ihn empor und legte ihn über die Leiche seines Vaters hin. „Wecke ihn, mein Knabe, er liebt Dich ja, er ist so ein zärtlicher Vater. Wecke ihn

und sage ihm: daß er leben solle für seine Gemahlin, für seine Kinder."

Das Kind, von Entsetzen ergriffen, brach in lautes Weinen aus. Nun erbebte Johanna vor Zorn, hob ihn von der Leiche empor, und schleuderte ihn weit fort.

Ein Glück war's, daß der arme Knabe von den zärtlichen Armen seiner Oberhofmeisterin aufgefangen wurde und nicht sein armes, kleines Haupt an der Mauer von schwarzem Porphyr zerschellte. Die Gräfin barg ihn sorgsam unter ihrem Mantel und schlüpfte mit ihm hinaus aus der Gruft.

Johanna aber, nicht achtend dessen, was sie getan, sank nun nieder neben dem Sarge und bat und flehte zu dem Gemahl, daß er aufstehen, daß er sich erheben und mit ihr hinausschreiten solle in die frische, schöne Gottesluft.

Als sie dann sah, daß all ihr Flehen vergeblich war, faßte sie mit starken Armen die Leiche und hob sie wieder empor aus dem Sarge und mit der übermenschlichen Kraft, welche der Wahnsinn verleiht, trug sie den toten Gemahl die Stufen der Gruft hinauf an das Tageslicht. Da erst sank sie mit ihm zusammen, ächzend, erdrückt fast von der Last, die sie bisher so leicht getragen.

Nun eilten die Leibärzte, eilten die Kammerfrauen herbei und hoben die Königin auf und wollten ihr die Leiche entreißen. Sie aber hielt sie fest mit krampfhaften Händen und befahl, daß man den Gemahl neben ihr an die Kutsche setzen solle, daß sie mit ihm zurückkehren wolle nach Valladolid.

Man mußte ihr gehorchen, wie es die Leibärzte empfohlen, und so, mit dem Gemahl an der Seite, kehrte Johanna nun zurück in das Schloß von Valladolid.

Sie ließ die Leiche betten auf ihrem eigenen Lager und blieb wachend und beobachtend bei ihr und wiederholte nur mit triumphierender Miene immer wieder: „Er wird erwachen, Ihr sollt sehen, er wird erwachen!" Sie sagte es noch, als sie endlich von den furchtbaren Aufregungen und dem langen Wachen todesschwach zusammenbrach,

sie wiederholte es dann in ihren Phantasien und in ihrem wirren Halbschimmer den ganzen Tag, die ganze nächste Nacht: „Er wird erwachen!“

Aber als sie dann sich endlich wieder aufgerafft und wieder erhoben, da war die geliebte Leiche wieder verschwunden.

Man hatte sie nach der Karthause von Millaflores bei Burgos gebracht und dort beigesetzt. Aber die Königin schrie und jammerte und klagte nach ihrem Gemahl und wenn man ihr sagte, daß er gestorben sei, dann rief sie laut: man wolle sie täuschen, es sei nur eine List ihres Vaters, um sie von dem geliebten Gemahl zu trennen.

„Es ist ja nicht das erste Mal, daß er mich so von meinem Gatten, von meinem König, von meinen Kindern verstößt! Ihr wisst es wohl, schon einmal, als Philipp nach den Niederlanden gereist war, hat mich der König, mein Vater, gefangen gehalten, damit ich dem Gemahl nicht nachreisen, ihn nicht wieder sehen sollte. Zu Medina del Campo habe ich vier Monate als Gefangene gelebt: und nun, nun will man mich hier wieder gefangen halten und will mir sagen, daß mein Gemahl gestorben sei. Es ist nicht wahr, es ist nicht möglich!“

Man sandte Eilboten nach dem König Ferdinand, der in seine Staaten zurückgekehrt war, und beschwor ihn, zu kommen und es der Königin zu sagen, daß sie frei sei, daß nichts sie fessele; ihr zu sagen, daß Don Philipp wirklich tot sei.

Aber der König, vielleicht in einem Anfall von Reue und Gewissensangst, weigerte sich, zu seiner Tochter zu kommen. Er sandte nur den Kardinal Jiménez. Der sollte die bösen Teufel austreiben mit seinem Gebet und seinem Flehen, der sollte die Königin überzeugen, daß Philipp von Kastilien gestorben sei.

Die Königin empfing den Kardinal mit heiterer Miene und einem freundlichen Lächeln.

„Jetzt ist alles gut,“ sagte sie. „Ihr kamt auch damals nach Medina, um mir die Freiheit wieder zu geben, Ihr führtet auch damals mich meinem Gemahl entgegen, und Ihr werdet es auch jetzt tun. Nicht

wahr, Kardinal? Ihr bringt mich jetzt zum schönen Philipp hin. An Eurer Hand werde ich nun wieder aus der Gefangenschaft erlöst, an Eurer Hand gehe ich meinem teuren Philipp entgegen."

„Meine Tochter," erwiderte Jiménez traurig, „die Lebenden gehen den Toten immer entgegen und sind sicher, daß sie ihnen dereinst begegnen, aber nicht hier unten, sondern dort droben im Himmel! Dort, wohin Don Philipp von Kastilien gegangen ist, um am Throne Gottes zu beten für seine unglückliche Gemahlin und für seine Kinder."

„Was wollt Ihr damit sagen, Kardinal? Ist es ihnen gelungen, sogar Euch zu täuschen? Haben Sie Euch auch die große Lüge vorgesagt, daß Philipp tot sei, da er doch nur schläft?"

„Er schläft den ewigen Schlaf, und wie ich glaube, Majestät, den Schlaft der Gerechten; denn obwohl er sündig war wie alle Menschen, haftet doch kein Verbrechen an ihm, und er ist eingegangen als ein guter Mensch in die ewige Ruhe."

Sie sprang auf, sie stampfte mit den Füßen auf den Boden, sie schrie und jammerte, daß man sie belüge, daß es nicht wahr sei, daß man ihr den Gemahl entrissen und sie gefangen halte. Sie beschuldigte mit wilden Verwünschungen den Kardinal, daß er jetzt im Bunde sei mit ihrem grausamen Vater, daß er ihr die Wahrheit vorenthalte. Jiménez aber blieb sanft und freundlich ihr zur Seite.

„Du sollst die Wahrheit wissen, meine arme Tochter in Christo. Du sollst die Wahrheit schauen. Du meinst, der König, Dein Vater, halte Dich hier gefangen? Gebiete, und du sollst sehen, daß alle Türen sich vor Dir öffnen. Befiehl, daß wir nach Burgos gehen, steige dann mit mir hinab in die Karthause von Millaflores, und Du sollst die Wahrheit sehen, daß Dein Gemahl gestorben ist."

„Ja, ich will die Wahrheit sehen!" rief sie jubelnd, „ich will Euch Alle überzeugen, daß Philipp lebt!" Sie rief ihre Diener und ihr Hofgesinde herbei und befahl, daß man alle Equipagen anspanne, mit ihrem ganzen Hofe wolle sie nach Burgos gehen, den König zu empfangen.

In einem langen Wagenzuge begab sich nun der Hof nach Burgos hin. In der ersten Kutsche saß die Königin, ihr zur Seite ihr Sohn Ferdinand, ihr gegenüber der Kardinal Jiménez.

„Ich werde die Wahrheit sehen, ich werde Euch Alle überzeugen, daß Ihr mir eine Lüge gesagt habt," wiederholte sie triumphierend immer nur den ganzen Weg entlang, wiederholte es auch noch, als man nun in die finstere Gruft hinunterstieg und als der Sarg geöffnet wurde. Man hatte die Leiche des Königs einbalsamiert, aber die Spuren des Todes und der Verwesung waren doch auf dem Gesichte merklich, und Johanna sah sie, und die Wahrheit kam jetzt endlich über sie mit allen ihren Schrecken und ihrer Verzweiflung.

Sie schrie und tobte, sie verwünschte ihren Vater und sich selbst und schlug mit den Fäusten ihre Brust und ihr Gesicht.

Der Kardinal kniete neben ihr nieder und suchte ihre Wut mit sanften Worten zu beschwichtigen. Aber dann, als Alles vergeblich war, befahl er ihr mit gebieterischer Stimme im Namen ihres Gemahls, sich zu erheben und der Wahrheit und der Vernunft die Ehre zu geben.

Sie schreckte in sich zusammen vor diesen lauten, ernsten Worten, dann aber glitt ein Lächeln über ihre Züge hin und wie aus einem Traum erwachend, schaute sie sinnend und freundlich auf die Leiche nieder.

„Ja", sagte sie, „es ist wahr, er ist tot, aber er wird erwachen."

„Ja, meine Tochter," bestätigte der Kardinal, „er wird erwachen dereinst dort oben vor dem Throne Gottes und dort wirst Du ihn wiederfinden."

Sie schüttelte lächelnd das Haupt.

„Nein, ich werde ihn hier unten wieder finden und hier unten im Leben wird er erwachen. Ihr schüttelt das Haupt, Kardinal? Ihr glaubt meinen Worten nicht? Aber ich spreche die Wahrheit. Ich entsinne mich wohl, was einst, da ich noch unvermählt war, mein Beichtiger, ein Karthäusermönch, mir erzählt hat.

Es war die Geschichte von einem König, welcher auch gestorben

war, gestorben an Gift, das ihm seine grausame, schändliche Gemahlin beigebracht. Und als er gestorben war, gereute es sie und sie flehte zu Gott, daß er den Gemahl ihr erwecken solle. Da in der Nacht erschien ihr ein Engel und sagte zu ihr: „Wenn Du bereuen willst zwölf Jahre lang und zwölf Jahre beten willst um Vergebung, so wird Dein Gemahl wieder erwachen und wieder eintreten in das Leben." Und sie bereute zwölf Jahre lang, die unglückliche Königin, und betete zwölf Jahre lang um Vergebung ihrer Sünde. Und dann stand ihr Gemahl auf und lebte wieder und vergab ihr ihre Sünde und lange noch haben sie in Liebe und Eintracht miteinander gelebt. So, Kardinal, wird auch mein teurer Philipp wieder auferstehen zum Leben, wenn ich zwölf Jahre lang bereue und bete. Hebt den Sarg empor und tragt in hinauf in das Leben und an das Licht; er soll mich begleiten diese zwölf Jahre lang und dann wird mein Gemahl erwachen."

Kardinal Jiménez wandte sich den Dienern zu.

„Tut, was die Königin befohlen hat! Hebt den Sarg auf und tragt ihn empor an das Licht."

Er, mit dem schauenden Auge des Seelenarztes, hatte gesehen und erkannt, daß man der Königin willfahren müsse, um sie nicht ganz in Raserei zu versetzen.

Man trug den Sarg empor an das Licht, und Johanna nahm ihn nun mit sich nach Valladolid und stellte ihn auf in ihrem Schlafgemach. Aber die innere Unruhe und Angst ihrer Seele ließ ihr keinen Frieden, und schon am nächsten Tage brach sie auf von Valladolid, um nach Burgos zu gehen und ihrem ganzen Hofe.

Die Leiche aber mußte sie begleiten.

Die Bahre wurde auf einen Wagen gestellt und ging dem königlichen Zuge voran. Unmittelbar hinter der Bahre folgte Johanna mit dem Infanten Ferdinand in schwarzer Trauerkutsche, dann kam der Zug der Wagen in letzter Reihe hinter ihnen. Nachts nur reiste die Königin, Nachts bei Fackelschein zog sie dahin durch das Land, und wenn der traurige Zug so durch die Städte von Kastilien kam, dann

bekreuzte sich das Volk und kniete nieder und betete für die arme Seele der unglücklichen Königin Johanna.

Sie aber war glücklich und froh in ihrem Herzen und wiederholte immer nur: „Nach zwölf Jahren wird Don Philipp erwachen, nach zwölf Jahren, wenn ich gebetet und bereuet und gebüßet haben werde."

* * *

VI.

Der König und der Infant Ferdinand.

König Ferdinand triumphierte, denn nun war er wieder Herr in Aragonien und Kastilien! Nun mussten die stolzen Granden sich wieder beugen unter seiner Hand!

Die Regentin von Kastilien, Johanna, seine Tochter, war noch immer von düsterer Schwermut umfangen. Mit der Leiche ihres Gemahls zog sie umher von Ort zu Ort, dem einen Gedanken nur nachhängend, daß, wenn die zwölf Jahre verflossen, der König, ihr Gemahl, wieder emporsteigen werde aus dem Sarge, um noch lange glückliche Jahre an ihrer Seite zu verleben.

Dies nur beschäftigte ihre Seele und auf nichts Anderes war ihr Sinnen und Denken gerichtet.

Was kümmerte sie die Regierung? Was alle Macht und Herrlichkeit der Erde? Was fragte sie nach ihren Kindern? Sie kannte sie nicht, sie wußte nichts von ihnen.

Fern in den Niederlanden weilten ihr Sohn Karl und ihre beiden Töchter, und der zweite Sohn Ferdinand, obwohl er neben ihr war, schien ihr so fremd und gleichgültig, als kenne sie ihn nicht, als wäre er der Geringsten einer aus dem Volke.

Aber, wenn Johanna sich nicht kümmerte um ihren Sohn, so tat es ihr Vater, der König Ferdinand umso mehr! Er nahm ihn zu sich an seinen Hof und umgab den achtjährigen Knabe schon mit einem eigenen, glänzenden Hofhalt.

Er ernannte den Kardinal Jiménez zu dem Oberaufseher über die Studien des Prinzen, und freute sich, als er sah, daß der Prinz heranwuchs zu einem schönen, kräftigen Jüngling, wohlgeübt in allen ritterlichen Künsten, schön von Gestalt und Wesen, schön wie sein Vater Philipp, feurig und kühn wie ein ungebändigtes Roß, und dabei von feinem und galanten Wesen, wie es einem echten Ritter geziemt!

Der Enkel Ferdinand war der Einzige, welcher Macht hatte über das starre und kalte Herz des Königs Ferdinand. Er, den seine Höflinge niemals hatten lächeln sehen, er lächelte jetzt zuweilen, wenn der schöne Enkel zu ihm eintrat in sein Gemach, wenn er vor ihm das Knie beugte und mit einen zärtlichen Ausdruck die welke und kalte Hand des Großvaters an seine Lippen drückte.

Durch ganz Aragonien und Kastilien ging die Kunde: Ferdinand wird der Nachfolger des Großvaters, Ferdinand wird einst der Erbe von Kastilien und Aragonien sein.

Aber man wagte dies nur flüsternd und leise zu sagen, denn man wußte wohl, daß es am Hofe des Königs einen Mann gab, dessen Ohren immer offen waren, und wenn es irgendein Kühner hätte wagen wollen, das, was man leise nur als Gerücht flüsterte, laut hinauszusprechen in die Welt, daß er diese Kühnheit dann würde bezahlt haben mit seinem Leben und mit Martern und Qualen vor seinem Tode.

Dieser Eine, das war der Kardinal Jiménez, der Großinquisitor von Spanien.

Nicht bloß den Ungläubigen und Juden, nicht bloß den Ketzern und Gottesleugnern war er ein Schrecken, er war es Jedem auch, der es hätte wagen wollen, die Größe und das Heil seines Vaterlandes zu bedrohen, der es hätte wagen wollen, die Hand zu legen auf die Krone, welche nach Recht und Gesetz dem ältesten Sohn der Königin Johanna und des Königs Philipp, dem Infanten Karl gehörte!

Freilich war dieser fern von Spanien, weilte in den Niederlanden, wo er seine Erziehung und seine Bildung erhielt, und der Kaiser Maximilian war der Vormund dieses ältesten Sohnes und der Infantinnen, seiner Schwestern.

Aber Jiménez betrachtete sich selber als den Statthalter seines zukünftigen Königs und hatte sich geschworen, daß er einst seinem König treu und unverletzt das Land überantworten wolle! Und was Jiménez geschworen, daran hielt er fest, das wußte man, er würde sein Gut und Blut, sein Leben daran setzen, um es durchzuführen.

Darum flüsterte man nur leise einander ins Ohr:

„Der König Ferdinand wird den zweiten Sohn seiner Tochter, wird den Infanten Ferdinand zum Erben über Aragonien und Kastilien einsetzen!“

Aber die Großen drängten sich zu dem jungen Infanten, und umgaben ihn mit Schmeichelworten und süßen Reden und priesen seine Schönheit, seine herrlichen Gaben und wagten es zu flüstern von der glänzenden Zukunft, die ihm bevorstände!

Ferdinand lachte nur dazu. Was kümmerte ihn die Zukunft, ihn, das Kind des Augenblicks? Ihn, dem die Jugend noch mit flatternden Schmetterlingsflügeln auf den schmächtigen Schultern saß? Ihn, dem die Gegenwart noch war wie eine aufknospende Rose, die nur nach Sonnenschein, nach Licht und Himmelstau verlangt, und nur den Augenblick des Genusses kennt, nichts weiß vom Morgen und vom Übermorgen?

Ein Ritter zu sein, das war seine Lust, seine Hoffnung!
Seinen Namen berühmt zu machen, damit er dereinst glänze in der Geschichte, das war sein Ideal! Eine Dame zu haben, welche er liebte und anbetete, und die zu ihm sich neigte in heißer Lust und Leidenschaft, das war der Traum von Glück, dem er nachhing in den sternenhellen, mondscheingoldenen Nächten des schönen Aragoniens! Was kümmerte ihn die Zukunft, was die goldenen Kronen? Eine Krone von Rosen, eine Krone von Lorbeeren, das ist das Ideal der Jugend, das ist das Ideal des Glückes!

So gingen die Jahre dahin, schmerzensreiche Jahre für die unglückliche Königin Johanna! In Qual und Reue, gefoltert von ihrem Gewissen, senkte der graue Schleier sich immer tiefer über ihr Haupt nieder! Sie mochte die Sonne nicht mehr sehen und das Licht! Sie machte aus dem Tage die Nacht und die Nacht wurde für sie der Tag! Am Tage weilte sie in ihren dunklen Gemächern, um zu schlafen und zu ruhen; und dann, wenn die Nacht anbrach, dann erhob sie sich, um die schwarze Trauerkutsche zu besteigen und unaufhaltsam immer

wieder, geleitet von dem Sarg, in welchem ihr Gemahl lag, durch die Nacht dahin zu fahren, von Burgos nach dem Kloster Millaflores, um dort den Sarg aufzustellen und zu wachen und zu beten, ob das Wunder sich erfüllen, ob der Sarg sich öffnen werde, damit ihr Gemahl als ein Lebender wieder aus demselben hervorsteige.

Dann am Morgen, wenn alles Beten und Flehen vergeblich gewesen, dann befahl sie ihren Dienern, den Sarg wieder aufzuheben, und ihn wieder auf den Wagen zu stellen. Traurig bewegte sich der Zug dann wieder nach Burgos, und die Königin kehrte wieder in ihre verhangenen Gemächer zurück.

Für sie gingen die Jahre dahin schmerzvoll und traurig, aber für ihren Sohn, Don Ferdinand, flatterten sie vorüber, wie Genien, welche die aufgehende Sonne des Glückes ihm kündeten.

Jedes Jahr mehr war ein Jahr näher dem schönen Ziel, dem Heldentum, der Heldenjugend!

Der Knabe zählte die Jahre, welche ihn heranreiften zum Jünglinge, welche die goldenen Pforten des Paradieses der Jugend, der Liebe, des Ehrgeizes und des Ruhms ihm öffnen sollten.

„Mit fünfzehn Jahren ist ein spanischer Prinz majorenn. Ach, währ´ ich doch erst fünfzehn Jahre, der Vormundschaft des Kardinals Jiménez entwachsen, mein eigener Herr! Niemand untertänig als dem Gotte da droben und meinem Großvater Ferdinand!“

Und nun war´s erreicht! Nun hatte der Infant sein fünfzehntes Jahr beendet, nun war er majorenn. Ein Freudentag sollte das sein für den Hof des Königs von Aragonien. Mit einem festlichen Turnier sollte dieser Tag gefeiert werden.

Der alte König selber hatte seine Befehle dazu erteilt und Alles herrichten lassen. Von den ersten Juwelieren seines Hofes hatte er eine goldene Rüstung für seinen Enkel anfertigen lassen, die perfekt auf die edlen Formen seines Körpers zu geschnitten war, dazu einen Schild von Gold, mit echten Steinen und Perlen reich besetzt, und als Siegerpreis eine kleine Krone von Brillanten und Smaragden, die Dop-

pelkrone von Kastilien und Aragonien! Denn er wird Sieger werden, sein schöner, sein vielgeliebter Enkel Ferdinand, er wird den ersten Preis gewinnen über alle Ritter, und er wird die Krone sein Eigen nennen, die Krone von Aragonien und Kastilien!

Monate lang schon hatte man zu diesem Tage der Mündigkeitserklärung die Vorbereitungen getroffen. Ein weiter Kampfplatz war dazu eingerichtet worden, und rings um denselben liefen die Galerien für die Damen und Kavaliere.

Der ganze Hof war beschäftigt mit diesem großen Ereignis. Denn seit langen Jahren hatte an dem bigotten Hofe Ferdinands des Katholischen eine solche Festlichkeit nicht stattgefunden, und die düstere, traurige Johanna hatte auch vom Hofe in Kastilien jede Lust und Heiterkeit vertrieben. Aber an diesem Tage sollte alle Düsterkeit, alle Trauer vergessen sein! Jung wollte der König sich wieder schauen in der Jugend seines Enkels!

Da, am Morgen dieses großen Tages, ganz in der Frühe, ging ein dunkles Gerücht durch den Palast hin.

„Der König ist erkrankt, ein Schlaganfall hat ihn diese Nacht heimgesucht, und fesselt ihn an´s Lager! Das Turnier wird heute nicht stattfinden! Der König ist krank!“

Ja, der König war krank! Gott hatte seine Hand schwer auf ihn gelegt und bannte ihn an´s Lager! Gelähmt waren seine Glieder, und nur sein Kopf war klar und hell, und seine Augen schauten so stolz und tückisch drein, wie sie es getan in den Tagen seiner größten Kraft und Größe, und seine Stimme hallte noch so stark wie früher.

In Kissen gebettet lag er auf seinem Lager, sein vertrauter Leibarzt, Don Guzman, stand neben ihm. Er hatte soeben den Leib des Königs sorgfältig untersucht und hielt jetzt mit seinen langen, knöchernen Fingern den dürren Arm des Königs umspannt und fühlte nach seinem Puls. Dann mit einem leisen Seufzer legte er den Arm des Königs auf die seidene, goldgestickte Decke nieder.

Die großen, funkelnden Augen des Königs hefteten sich mit einem

durchbohrenden Blick auf das blasse Antlitz Don Guzmans.

„Nun sprich, bekenne mir unverhohlen, wie Du meinen Zustand findest!“

Der Leibarzt neigte das Haupt und schwieg.

„Ich befehle Dir, zu sprechen,“ gebot der König mit erhobener Stimme. „Wird wieder Leben in diese Glieder kommen? Werde ich wieder auferstehen von diesem Lager, oder werde ich herabsteigen in die Gruft meiner Ahnen? Du schweigst noch immer, Don Guzman? Ich befehle Dir, als Dein König und Herr, daß Du sprechen sollst!“

„Nun wohl! So spreche ich, König von Aragonien, mein gnädiger, gütiger Herr!“ erwiderte der Leibarzt mit trauriger Stimme, „das Leben ist für immer entflohen aus Euren Gliedern! Ihr werdet Euch nicht mehr erheben von diesem Lager!“

„Gefesselt!“ murmelte der König, „gefesselt wie ein elender Sklave, ich, der ich doch ein König bin!“

Er schloß die Augen, und es flog über sein Angesicht hin wie ein Blitz des Zornes, und ein Ächzen drang aus seiner Brust hervor. Aber dies dauerte nur einen Moment, dann mit der Kraft seines festen Willens bezwang er seinen Schmerz, und als er die Augen wieder öffnete, war sein Blick so fest, so stolz und feurig, wie er es je nur gewesen.

„Weiter, Don Guzman,“ sagte er, „weiter! Wie lange wird das Leben und der Wille noch in meinem Kopfe wachen?“

„Euer Majestät haben einen starken Willen und einen gewaltigen Geist, es wird der Natur schwer werden, ihn zu überwinden! Wären Ew. Majestät ein Mensch wie andere Menschen, so ließe sich das Erlöschen der Flamme des Geistes wohl berechnen!“

„Und wieviel würdest Du einem gewöhnlichen Menschen geben bis zum Erlöschen seiner Flamme?“

„Vier Tage, Majestät!“

Der König schloß wieder die Augen, und sein bleiches Antlitz wurde erdfahl.

„Vier Tage,“ murmelte er, „das ist sehr wenig für Jemand, der noch

sein ganzes Haus zu bestellen hat! Aber ich danke Dir, Don Guzman, daß Du mir die Wahrheit gesagt hast! Nur befehle ich Dir, daß Du es vor Jedermann verschweigst, auch“ – er winkte mit den Augen und flüsterte leiser – „auch dem Kardinal Jiménez! Still! Kein Wort weiter! Ich weiß, Du gehörst zu denen, welche meinen Infanten Ferdinand lieben, mehr lieben, als den Niederländer Karl!“

„Ja,“ murmelte Don Guzman leise, „ja, ich liebe ihn, den schönen Infanten Ferdinand! Und Ew. Majestät wissen es wohl, der ganze Hof, alle Granden von Aragonien lieben ihn, und haben sich längst verständigt mit den Granden von Kastilien!

„Um Gotteswillen!“ flüsterte der König, „sprich leise, Don Guzman, denn wenn Jiménez Dich hörte, bist Du verloren! Der Großinquisitor hält die Türen des Gefängnisses immer offen, und ich glaube, er wäre im Stande, mich selbst in den Kerker zu werfen, wenn er ahnte, welche Pläne den König von Aragonien auf seinem Todeslager beschäftigen! Don Guzman! Neige Dein Ohr dichter zu mir und höre, was ich Dir zu sagen habe! Ich will mein Testament machen, Du nur allein und mein Beichtvater Diego sollen Zeugen sein! Rufe ihn eilig herbei, damit wir Alles aufsetzen und fertig machen, bevor der Kardinal herkommt!“

Don Guzman erbebte. „Ew. Majestät, das ist unmöglich, der Kardinal würde es doch erfahren, und er würde verlangen, daß man ihm als Verwalter der Krongüter von Kastilien das Testament übergebe! Er würde uns verfolgen und zu Tode peinigen, und er wäre selbst im Stande, Ew. Majestät das Recht abzusprechen, über Euer Erbe zu verfügen!“

„Und ich befehle Dir dennoch, rufe meinen Beichtvater hierher und meinen Geheimschreiber Don Silvio. Es soll geschehen wie ich es will, eile Dich, sage ich Dir, denn es ist die höchste Zeit!“

„Nun, so möge Gott Gnade haben und Barmherzigkeit! Ich tue, wie mein König befiehlt!“ murmelte Don Guzman, indem er mit eiligem Schritte das Gemach verließ.

* * *

VII.

Bekenntnisse.

„Dieser kalte Niederländer Karl soll nicht mein Erbe sein!“ murmelte der König, als er allein war. „Er hat sich nie um meine Liebe beworben, er scheint es nicht zu wissen, daß er mein Enkel ist! Nun, so will ich es auch jetzt nicht wissen, und ausgestoßen soll er sein von meinem Erbe!“

Es kratzte leise an der Tür, und der Cameriere trat ein, um zu melden, daß der Infant soeben gekommen, sich nach dem Befinden des Königs zu erkundigen.

„Er soll eintreten, ich will ihn sehen, meinen lieben Enkelsohn!“ rief der König mit einer Stimme, die so laut war, daß sie hineindrang in das Vorzimmer, wo der Infant der Antwort wartete. Er eilte hinein in das Gemach mit ausgebreiteten Armen; mit von Tränen überflutetem Angesicht kniete er nieder vor dem Lager und neigte sich und küßte in ungestümer Zärtlichkeit die Hand des Königs.

Die armen, leblosen Finger konnten den Händedruck des Enkels nicht erwidern, aber die heißen Tränen, die auf sie niederfielen, die fühlte der König dennoch, fühlte sie tief bis in sein Herz hinein.

„Ich danke Dir, mein Sohn Ferdinand, danke Dir für Deine Liebe! Ich glaube, Du bist der Einzige an meinem Hofe, der um mich weint! Es tut mir wohl, Deine Tränen zu sehen, das sind Diamanten, die ich mit mir hinunter nehme in mein Grab!“

„Redet nicht von Eurem Grabe und nicht vom Sterben, Majestät!“ rief Ferdinand ungestüm, „Ihr werdet genesen, Ihr müßt genesen! Befehlt dem Tod, gebietet ihm! Dafür seid Ihr der König und der Herr in diesem Lande! Selbst der Tod muß Euch untertan sein!“

Ein mattes Lächeln glitt über die Lippen des Königs hin.

„Armer Knabe, wirst es schon lernen im Leben, daß die Könige auch

nur Sklaven sind! Schaue mich an! Sieh, mein Körper ist gefesselt! Meine Glieder gehorchen nicht mehr dem Willen meines Hauptes, obwohl ich ein König bin und eine Krone mein Eigen nenne! Gott spottet unserer Erdengröße und macht die Großen klein mit einem Winke seiner Augen. Sein Zornesblick hat mich getroffen, und just an dem Tage, da ich recht zu leben wünschte, hat er mich mit den Banden der Krankheit gefesselt! Aber mein Geist spottet dieser Bande und fühlt sich noch frei von ihnen und leicht! Noch habe ich ein paar Stunden zu leben und zu denken, mein Sohn, und diese Stunden gehören Dir! Laß mich in Deine Seele schauen, damit ich in Dir, wie in einem Spiegel, mein eigenes Bild sehe und mich freuen kann, daß ich in Dir wiedergeboren bin! Schwöre mir, daß Du aufrichtig, wie in der Beichte, zu mir reden und mich Dein Inneres erkennen lassen willst!"

„Ich schwöre es, Ew. Majestät!" flüsterte der Infant, sich vor dem Großvater auf die Knie niederlassend, „ich schwöre es beim Angedenken alles dessen, das ich liebe, und das seid Ihr!"

„Nun so sage mir, mein Sohn, sage mir ehrlich und aufrichtig wie im Beichtstuhl: Liebst Du Deinen Bruder Karl?"

„Nein!" antwortete der Infant nach kurzem Bedenken, und eine Wolke zog über seine Stirne hin, „nein, ich liebe ihn nicht! Ja, ich glaube zuweilen, daß ich ihn hasse!"

Ein Strahl der Freude blitzte in den Augen des Königs auf.

„Und Du hast wahrlich Grund dazu, mein Sohn! Ja, viel Grund diesen jungen Menschen zu hassen, der fern von mir in seinen Niederlanden weilt und sich doch einbildet, er brauche nur die Hand auszustrecken, um sofort die Krone von Kastilien und Aragonien zu erhalten! Bequem wär´s, zwei Kronen zugleich auf sein Haupt zu setzen, und sie später nur ein wenig bei Seite zu schieben, um auch die Krone des deutschen Kaisers noch hinzuzufügen! Denn ich sage Dir, Ferdinand, Dein Bruder Karl ist ein gar ehrgeiziger, stolzer Herr, und ist davon überzeugt, daß er dereinst seinem Großvater Maximilian auch nachfolgen wird in der deutschen Kaiserwürde und auch Erbe sein

wird der Lande von Österreich und Tirol! Eine schöne Zukunft in der Tat! Fünf Kronen auf einmal auf dem Haupte dieses Knaben, und für seinen Bruder Ferdinand soll nichts übrig bleiben, nichts als eine gnädig bewilligte Pension vielleicht und das Recht, als der erste Diener seines Bruders ein tatenloses, erbärmliches Leben an dem Hofe des großen Kaisers zu führen! Bist Du damit einverstanden, mein schöner Infant?"

Ferdinand sprang auf, und die Glut der Scham brannte auf seinen Wangen.

„Wenn das meine Zukunft sein soll, Majestät!" rief er zornig, die Hand an sein Schwert legend, „wenn das meine Zukunft sein soll, so will ich lieber gar keine haben, sondern sterben hier zu Euren Füßen und mit Euch begraben werden!"

„Ah, jetzt sehe ich, daß Du Blut bist von meinem Blut und Geist von meinem Geiste!" sagte der König mit aufstrahlendem Lächeln. „Nein, das soll Deine Zukunft nicht sein! Du sollst mein Erbe sein, als König von Aragonien! Alles, was Mein ist, das sollst Du besitzen! Aber, mein Sohn, Du musst auch den Mut haben, dafür zu kämpfen! Du mußt Deinem Bruder Karl als dem Räuber Deines Eigentums gegenübertreten! Ich weiß es, die Granden meines Reiches werden für Dich sein, sie wollen nicht mit Kastilien vereinigt werden! Aragonien soll ein selbstständiges, freies Reich sein, und Du, mein Sohn, Du sollst der König sein dieses selbstständigen Reiches Aragonien! Gönne Deinem Bruder Kastilien, sag´s zum Mindesten, daß Du es ihm gönnst. Aber nach und nach, ganz leise und heimlich, muß man den Geist der Revolution ausbreiten über Kastilien. Und wenn der stolze Karl in seinen Niederlanden oder in Deutschland weilt, dann muß die Verschwörung zum Ausbruch kommen, und der König von Aragonien muß sich Kastilien erobern! Das ist die Zukunft, die ich für Dich ersonnen habe, mein Sohn! Willst Du sie annehmen?"

„Ja, mein Vater, ich will sie annehmen!" „Lege Deine junge, warme Hand auf diese leblose, kalte Hand, mein Sohn, und schwöre mir bei

Gott und allen Heiligen, daß Du diese Zukunft verfolgen willst mit klarem Blick und kühnem Herzen!“

Der Infant tat, wie der König ihm befohlen, und mit ernster, feierlicher Stimme gelobte er, die Pläne zu verfolgen, welche die Zärtlichkeit seines Großvaters für ihn ersonnen habe.

„Nun bin ich zufrieden,“ murmelte der König, „nun kann ich ruhig sterben, denn mein schönes Königreich Aragonien wird nicht aufgelöst werden! Du wirst es erhalten! Du wirst Dir und Deinem Stamme die Nachkommenschaft sichern, und der stolze Karlos wird von meinem schönen Ferdinand besiegt werden! Höre denn, mein Knabe, Du musst Dich bald vermählen. Oh, ich werde noch im Grabe mich freuen, wenn Ferdinand mir Urenkel gibt! Und Du sollst mir versprechen, daß Du Deinen ersten Sohn hinunterträgst in die Gruft, wo ich ruhen werde, und ihm sagt: Siehe, dort liegt Dein Ahnherr, der sich Deiner freut und Dich liebt, selbst im Grabe noch!“

„Was bist Du auf einmal so ernst geworden?“ fragte er nach einer Pause, und die dunklen, stechenden Augen hefteten sich fest auf das blasse, verlegene Angesicht des Infanten; „was schlägst Du die Augen nieder, mein Knabe? Du schweigst? Vergiß nicht, Ferdinand, daß Du mir geschworen hast, zu mir ehrlich und aufrichtig zu sprechen, wie im Beichtstuhl! Sage mir, was Du jetzt eben denkst.“

„Nun, mein gnädigster Herr und König, flüsterte der Infant, „ich erschrak ein wenig, weil Ihr von meiner Vermählung sprachet.“

„Ah,“ murmelte der König mit einem Lächeln, das indessen auf seinem todesbleichen Antlitz zu einer Grimasse wurde. „Ah, ich errate! Mein schöner Infant Ferdinand ist verliebt? Ist es nicht so?“

„Es ist so!“ flüsterte der Infant ganz leise. „Ja, ich liebe das schönste, das holdseligste, das bezauberndste Mädchen in ganz Aragonien. Ich möchte lieber sterben und vergehen, ja, ich möchte lieber der Krone von Aragonien entsagen, wenn die schöne Ancilla nicht meine Gemahlin werden dürfte, wenn diese Krone, die Ihr mir schenkt, es mir zum Gesetz macht, daß ich einer rechtmäßigen Prinzessin mich

vermählte!“ „Ach, das ist Blut von meinem Blut und Geist von meinem Geiste!“ rief der König. „Den Jahren nach noch ein Knabe, spricht mein Infant wie ein Mann, ein zärtlicher Liebhaber! Ancilla heißt Deine Geliebte, und wer ist ihr Vater?“

„Kennt Ihr sie nicht, die schöne Ancilla, des Herzogs von Medina Tochter?“

„Die ist es? Ja, ich kenne sie, sie ist schön! Und wenn ich´s recht bedenke, mein Sohn, so hast Du da gewählt mit einer Klugheit, wie es nur der schlaueste Staatsmann tun konnte! Der Herzog von Medina ist der erste Grand von Aragonien und Kastilien, und wenn er zu Dir hält, so bist Du sicher, daß alle Granden Dich unterstützen werden! Er ist ehrgeizig, es wird ihm schmeicheln, wenn seine Tochter die Krone von Aragonien tragen darf! Sie darf sie tragen! Die Gesetze unseres Landes gestatten es, daß eine Landestochter zur Königin erhoben werde! Weiß der Herzog von Medina von Eurer Liebe, mein Sohn?“

„Niemand weiß darum, Majestät, ich glaube, auch Ancilla ahnt nichts davon, daß ich sie liebe.“

„Wie, sie ahnt nichts? Du hast es ihr nicht gesagt?“

„Ich habe es nicht gewagt, Majestät,“ erwiderte der Infant verlegen, „sie ist gar eine stolze, erhabene Prinzessin, und es kam mir immer vor, als möchte sie mich verspotten und verhöhnen, wenn ich ihr meine Liebe bekenne! Ich fürchte, sie betrachtet mich noch nicht ganz als Kavalier, der von Liebe sprechen darf! Sie hält mich noch immer für einen unmündigen Knaben!“

„Du meinst also, sie hätte nicht Augen, um zu sehen?“ fragte der König, indem er einen zärtlichen Blick auf die hohe, schlanke Gestalt und das schöne, kräftige Antlitz des Enkels heftete. „Man ist in Aragonien mit fünfzehn Jahren kein Knabe mehr! Selbst Dein Bruder Karl, dem doch die heiße Sonne Spaniens nicht das Herz durchglüht und gereift hat, selbst der ist schon in Deinem Alter der Rival von manchem hohen Herrn gewesen, und gar wundersame Liebesaventuren hat er schon gehabt mit vierzehn Jahren! Und Du, mit fünfzehn

Jahren bist noch ein so unschuldig Lamm, daß Du vermeinst, Du dürfest es nicht wagen, Deine Liebe zu bekennen? Du bist zu bescheiden, mein schöner Ferdinand! Ich gebe Dir Vollmacht zu werben nach spanischer Sitte um die schöne Dame, die glücklich sein wird, Deinen Liebesworten zu lauschen! Du sollst es noch heute tun, mein Ferdinand! Gehe hin, bekenne ihr Dein Herz, und dann komm und sage mir, was sie Dir geantwortet hat! Laß mich zu meinen Vätern heimkehren und ihnen sagen können, daß unser Haus nicht ausstirbt, daß Ferdinand von Aragonien einen Enkel hat, der das Haus Aragonien fortsetzen wird mit einer langen Reihe schöner Ahnen!“

„Ja, ja!“ fuhr der Kaiser leiser und atemloser fort, „ja, wirb um die schöne Ancilla! Zaudere nicht länger, denn ich möchte nicht sterben, bevor ich nicht erfahren habe, daß sie dich liebt! Ich habe noch vier Tage Zeit. Laß mich in vier Tagen wissen, mein Sohn, daß Du ein glücklicher Liebhaber bist!“

Es kratzte leise an die Tür, und der Leibarzt Guzman mit dem Geheimschreiber Silvio und dem Beichtvater Diego trat ein.

„Gehe nun, mein Sohn,“ murmelte der König hastig, „Du hast mir eine glückliche Stunde bereitet, und es ist Freude über Dich in meinem Herzen. Neige Dich zu mir, mein Sohn, und küsse meine armen Augen, die froh sind, Dich zu schauen!“

Der Infant legte zärtlich seinen Arm um die matte, leblose Gestalt und küsste inbrünstig die Lippen und die Augen des Königs. Dann, sich tief verneigend vor den drei Herren, die demütig und still an der Türe stehen geblieben waren, eilte er hinaus.

* * *

VIII.

Das erste Testament.

„Jetzt," sagte der König, mit einem Winke seiner Augen seine drei Vertrauten zu sich heranrufend, „jetzt wollen wir das Werk beginnen! Setze Dich, Silvio, nimm die Feder, ich will Dir mein Testament, diktieren und Ihr Beide werdet dann nachher als Zeugen Eure Unterschrift hinzufügen!"

„Ew. Majestät beharren also bei Ihrer Absicht?" fragte der Beichtvater mit einem leisen Beben seiner Stimme.

„Ja, ich beharre!"

Der Leibarzt trat näher zu ihm heran und neigte sich dicht an sein Ohr.

„Majestät, die geistige Aufregung wird Euch vor der Zeit hinwegnehmen! Ich gab Ew. Majestät vier Tage Zeit, wenn Ihr Euch ruhig und still verhaltet! Wenn Ihr Euch aufregt, so lebt Ihr in einer Stunde vierundzwanzig Stunden!"

Der König nickte mit den Augen. „Das heißt, Du gibst mir statt der vier Tage nur noch drei! Wohlan, ich bin mit drei Tagen, bin mit drei Stunden zufrieden, wenn ich die Zukunft meines Landes sichern kann und diesen Knaben Karl noch nach meinem Tode meinen Zorn fühlen lasse! Setze Dich, Don Silvio, und schreibe, ich befehle es Dir als Dein König und Herr! Setze Dich und schreibe!"

Don Silvio verneigte sich ehrfurchtsvoll und nahm Platz an dem Schreibtisch des Königs.

Eine Pause trat ein. Düster und traurig blickten die drei Männer auf diese bleiche, bewegungslose Gestalt hin, deren Haupt allein noch lebte, da doch der Körper schon gestorben war!

Mit leiser, aber verständlicher Stimme kündete nun der König seinen letzten Willen, ernannte den Infanten Don Ferdinand zu seinem Nachfolger in Aragonien, und befahl den Granden seines Reiches, die-

sem sofort nach seinem Ableben den Eid der Treue zu leisten. Er befahl ihnen ferner, mit Gut und Blut einzustehen für den jungen König Ferdinand von Aragonien, und, wenn es sein müsst, mit dem Schwerte für ihn zu kämpfen gegen die Anmaßung des Infanten Don Karlos!

Dann, nachdem er sein Testament zu Ende diktiert, befahl er dem Beichtvater und dem Leibarzt, es zu unterzeichnen.

„Und nun will auch ich unterzeichnen," sagte er dann mit fester Stimme.

„Ew. Majestät vergessen, daß das unmöglich ist," murmelte der Leibarzt, „die Hände sind gelähmt!"

Ein glühender Blick aus den Augen des Königs traf Don Guzman.

„Nichts ist unmöglich, was ein König ernstlich will!" sagte er. „Gebt mir die Feder und das Papier, ich will unterzeichnen."

Sie taten, wie der König ihnen befohlen. Don Silvio reichte ihm die Feder, und der Beichtvater nahm das Papier und hielt es ihm vor.

Aber alle Willenskraft des Königs war nicht im Stande, die Hand emporzuheben, zwischen deren Fingern Don Diego die Feder eingeschoben hatte.

Ein kalter Schweiß rann in dicken Tropfen über die Stirn des Königs hin, und mit zornigen Blicken schaute er nieder auf diese schwache Hand, die sich nicht zu regen vermochte.

„Gefesselt! Ein Sklave!" murmelte er ingrimmig „aber ein König doch. Diego, schneide die Feder ganz kurz über dem Kiel ab, und nun gib sie mir in den Mund."

Don Diego folgte dem Befehl und schob die kurz abgeschnittene Feder zwischen die Lippen des Königs.

Er hielt sie fest mit den Zähnen, neigte sein Haupt dicht über das Papier hin, und nun mit der Feder, welche die Lippen hielten, zeichnete er langsam seinen Namen auf das Papier hin.

Da stand es nun unter dem Testament geschrieben mit großen Buchstaben: Ferdinand!

Als es vollbracht war, ließ der König die Feder aus seinen Lippen niederfallen und senkte das Haupt zurück.

„Geht nun hinaus! Alle hinaus! Es ist vollbracht! Sendet mir meinen alten Cameriero Maluna herein! Weilt im Vorzimmer, er soll Euch sagen, wann ich wieder Eurer bedarf!“

Sie gingen hinaus, und wenige Minuten später trat ein Greis, gebeugt und zitternd vor Altersschwäche, in das Gemach des Königs ein.

„Ew. Majestät haben befohlen, –“

„Nicht befohlen, Maluna! Du weißt es wohl, Du bist der einzige Mensch, den der König von Aragonien nicht als seinen Diener betrachtet! Du bist mein Freund, Du hast alle meine Geheimnisse gekannt, und hast sie nie verraten! Dir allein vertraue ich nun auch das letzte Geheimnis meines Lebens an!“

„Ew. Majestät können es!“ sagte der Greis, langsam zu ihm herantretend. „Meine Tage sind gezählt, und es kann sein, daß ich noch sterbe, bevor der grausame Tod die Augen meines Königs schließt! Ich bin satt und müde, und meine Augen sehnen sich nach Ruhe! Aber so lange ich lebe, diene ich meinem König! Befehlt also, und ich gehorche!“

„Du siehst das Papier mit meinem Namen, es ist mein Testament, und ich vermache darin meinem geliebten Enkel Ferdinand die Krone von Aragonien. Aber Du weißt, es gibt hier am Hofe Menschen, welche sagen, daß diese Krone meinem älteren Enkel Karl gehöre.“

Der Greis nickte. „Der Kardinal Jiménez!“ flüsterte er.

„Ja, Du verstehst mich, Maluna! Vor ihm müssen wir das Testament sichern, damit er es nicht vernichtet! Du kennst das geheime Fach in der Wand, öffne es und schiebe das Testament hinein. Aber es muß rasch geschehen, denn es kann sein, daß er kommt!“

Er reichte dem Alten das zusammengefaltete Papier hin und der schritt nun, so rasch es seine alten Glieder gestatteten, nach der Wand, die sich hinter dem Lager des Königs befand. Diese Wand war, gleich der Decke des Gemaches, bekleidet mit Zedernholz, das in kunstvollem prächtigen Schnitzwerk aus Rosetten, Blumenkränzen, zierlich nachgebildeten Girlanden bestand. Maluna zählte mit aufge-

hobenem Finger die Rosetten, die in der Nähe des Fensters an die Wand sich hinzogen.

„Es war die fünfte Rosette von Fenster aus gezählt," sagte er leise, und legte die zitternde Hand auf die Rosette. Sie gab seinem Drucke nach und öffnete sich, und hinter derselben wurde nun ein kleiner Raum in dem Tafelwerk sichtbar. Maluna verbarg in demselben das Papier und drückte die Rosette wieder in die Wand.

Ein triumphierender Ausdruck flog über das Antlitz des Königs hin.

„Das Geheimnis ist gesichert, und der Kardinal kann jetzt kommen," sagte er. „Höre nun, Maluna! Wenn ich tot bin, wird der Kardinal die Granden des Reiches in den Thronsaal berufen, um den Schwur der Treue für Don Karlos zu begehren. Dann befehle ich Dir, daß du hervortrittst und verkündest, es gebe ein Testament, welches die Erbschaft reguliere. Und dann sagst Du dem Kardinal vor allen Granden meines Reiches, wo dies Testament zu finden ist und befiehlst in meinem Namen, daß sie alle hierherkommen sollen mit Dir. Sodann öffnest Du das geheime Fach, nimmst das Testament hervor und übergibst es meinem Enkel Ferdinand. Schwöre mir bei Deiner ewigen Seligkeit, daß Du das tun willst!"

„Ich schwöre bei meiner ewigen Seligkeit, daß ich tun will, wie Ew. Majestät befehlen!" sagte der Greis mit leiser, tonloser Stimme, „aber ich muß Ew. Majestät sagen, daß Ihr Euch dann sehr beeilen müsst zu sterben, denn die Lampe meines Geistes ist dem Erlöschen nahe, und ich habe mich nur von meinem Sterbelager erhoben, um dem Befehl des Königs zu genügen und hierherzukommen! Aber ich fühle doch, daß es zu Ende geht, und der Wille hält meine alten Glieder kaum noch aufrecht! Lebet wohl Majestät!"

„Lebe wohl, Maluna!" flüsterte der König. „Ich gebe Dir, meinem Getreuen, jetzt meinen letzten Befehl! Du darfst nicht sterben, bevor ich gestorben bin, Du mußt aufrecht bleiben und wandeln, bis Du meinen letzten Willen erfüllt hast!" Lebe wohl, mein Getreuer!"

„Lebet wohl, mein König, auf Wiedersehen dort oben!“

Der Greis und der König schauten sich an mit einem langen, traurigen Blick; dann schloß der König die Augen, und der Greis schlurfte langsam, angstvoll sich an den Möbeln haltend, aus dem Gemach hinaus. –

Zur selben Zeit begaben der Leibarzt und der Schreiber des Königs sich in das Franziskanerkloster, in dem der Kardinal Jiménez in bescheidener Zelle seine Wohnung hatte.

Er lag auf seinen Knien vor dem Bilde des heiligen Franziskus, als die Beiden zu ihm eintraten.

Rasch erhob er sich und kam ihnen entgegen.

„Bringt Ihr mir Trauerkunde, ist der König gestorben? –

Oder ruft er nach mir?“ fragte er hastig.

„Nein, Kardinal, er ist nicht gestorben, und er ruft auch nicht nach Euch! Aber wir kommen Beide, gedrungen von unserem Gewissen, Eure Eminenz zu warnen und Euch zu sagen, daß der König entschlossen ist, den Infanten Karl, den Erstgebornen seiner Tochter, von der Erbschaft auf Aragonien auszuschließen! Der König hat sein Testament gemacht und ernennt Don Ferdinand zum König von Aragonien! Wir wissen wohl, daß wir ein Verbrechen begehen gegen den König, indem wir sein Geheimnis verraten, aber wir würden ein Verbrechen begehen gegen Euch und das Königreich, wenn wir Euch nicht warnten.“

„Ihr habt wohlgetan, meine Freunde!“ Und ich werde es Euch gedenken, so lange ich lebe!“ erwiderte der Kardinal. „Ich muß das Testament haben, denn nur Karl darf Erbe sein von Aragonien! Ich gehe zum König, seid ruhig, meine Freunde, ängstigt Euch nicht! Ich gebe Euch mein Ehrenwort zum Pfande, daß ich Euch nicht dem König verraten werde! Nun lasst mich, ich muß fort, muß zum König!“

* * *

IX.

Zwei Liebhaber

Die Nacht war hereingebrochen. Still war es in den Straßen von Burgos, denn man wußte ja, der König war krank, der König lag beinahe schon im Sterben.

Todesschweigen lag auf dem Palast des Herzogs von Medina, und die lange Fassade der Fenster zur Straße hin war düster und unbeleuchtet.

Aber auf der anderen Seite des Palastes, auf jener Seite, die in den großen Park ausmündete, da waren die Fenster erhellt, denn dorthin hatte sich die herzogliche Familie gemäß der Etikette in diesen Tagen der Krankheit des Königs zurückgezogen.

Die schöne Ancilla, die einzige Tochter des Herzogs, befand sich in ihren Gemächern. Sie war nicht allein; ein schöner, junger Mann, in der prachtvollen, goldgestickten Uniform eines Hauptmanns von der Leibwache des Königs war bei ihr.

Es war ein herrliches Bild, diese beiden, von Jugendschönheit und Anmut strahlenden Gestalten zu sehen. Sie, die schöne Ancilla, in der prachtvollen und kleidsamen Tracht der Spanierinnen, schöner noch umstrahlt vom Glanze der Jugend, der Unschuld und des Liebreizes. Er, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, schlank und kräftig gebaut, das von der Sonne Spaniens gebräunte Angesicht mit einem Ausdruck von Mut, Energie und Schwärmerei zugleich, die großen Augen so feurig blitzend, als wären sie in jedem Moment bereit, den Feind herauszufordern, der es wagen möchte, ihm zu trotzen.

Aber jetzt in dieser Stunde waren diese Augen zärtlich und glühend, wie er, auf seinen Knien vor der schönen Ancilla liegend, zu ihr aufschaute und die kleinen Hände, die sie ihm überließ, fest an seine Lippen presste.

„Ancilla, Licht meiner Augen, wie liebe ich Dich, und wie möchte ich es Dir danken mit jedem Tropfen meines Blutes, daß Du mich der

Gnade würdigest, hier in diesem köstlichen Tempel der Unschuld und der Jugend zu erscheinen."

Sie lächelte und ihre Purpurlippen erfüllte die Luft um sie herum mit einem Hauch von Sinnlichkeit.

„Ich weiß wohl, Don Inigo, daß ich schwere Schuld auf mich lade, und wenn Donna Isabella, meine Mutter, noch lebte, so würde sie mir sicherlich zürnen, daß ich einen jungen Kavalier in mein Frauengemach eintreten ließ. Aber was wollt Ihr, Sennor, meine Mutter ist nicht da, um mich zu beschützen, und die Duenna bat so sehr für Euch. Seit acht Tagen flüstert sie mir jede Stunde ins Ohr: Seid nicht grausam, Don Inigo liebt Euch so glühend; und wenn Ihr es ihm nicht gestattet, es Euch zu sagen, so wird er sterben."

„Sicherlich sterben, Sennora, und Ihr wolltet meinen Tod nicht. O, Ihr seid gnädig, Königin meiner Augen, gnädig und gütig, und ich bete zu Euch, wie man zu einer Heiligen betet. O, ich liebe Euch, wie ich außer Euch nichts auf Erden geliebt habe, weder meine Mutter, noch meine Schwestern. Sie sind alle tot, und die Liebe, die sonst geteilt wurde zwischen ihnen, die konzentriert sich nun in meiner Liebe, in meiner Anbetung für Euch, Ancilla! Nun aber liege ich zu Euren Füßen und flehe um ein Wort der Huld. Sagt mir, habt Ihr mir nur deshalb die Gnade gewährt, Euch zu sprechen, weil ihr nicht grausam seid und weil die Duenna für mich bat? Sagt, war es nur deshalb?"

Ancilla senkte die langen, schwarzen Wimpern tiefer über ihre Augen nieder, und eine dunkle Purpurglut schoß über ihre Wangen hin; dann aber hob sie die Augen wieder empor und ihr feuriger Blick ruhte fest auf dem Antlitz des schönen Jünglings, der vor ihr kniete.

„Nein, Don Inigo, es war nicht deshalb allein. Ich weiß nicht, was das für eine Stimme ist, die in meinem Herzen für Euch spricht und lauter spricht, als das Pflichtgefühl gegen meinen Vater und gegen mich selbst. Es ist eine verräterische, verlockende Stimme, ich höre sie immerfort, obwohl mir ist, als verstände ich ihre Sprache nicht und als wären's fremde Worte, die sie flüsterte."

„Wo spricht diese Stimme, Donna Ancilla?“ fragte er lächelnd und mit heißen Blicken, die ihr Antlitz wie Sonnenstrahlen erglühen machten.

„Sie spricht in meinem Herzen,“ flüsterte sie leise, indem sie ihre kleine Hand ihm entzog und sie auf ihr Herz drückte.

Er aber schob leise die Hand bei Seite und legte sein Haupt an ihre Stelle.

„Laßt mich hören an Eurem Herzen, Donna Ancilla, vielleicht verstehe ich diese Stimme. Still, seid ganz still, nun höre ich, was sie spricht“: „Er liebt Dich, der Ritter Inigo Lopez de Ricardo! Er liebt Dich nicht mit irdischen Flammen allein, er kann seine Liebe bekennen der heiligen Jungfrau, er kann zu Gott flehen, daß der Allmächtige Gnade habe mit seiner heißen und doch reinen Liebe. Er liebt Dich, der arme Inigo, und er ist bereit, sein Leben, sein Blut, ja selbst seine Seligkeit hinzugeben für Ancilla, Er liebt Dich, - nicht die vornehme, reiche Tochter des Herzogs von Medina, er liebt Dich allein! Und wärest Du eines Bettlers Kind, er würde Dich lieben eben so heiß und glühend. Er will nur Dich, nicht Deine Schätze; er ist arm, aber er wird Schätze gewinnen für Dich. Er will Deine Stirne schmücken mit einem Diadem von Brillanten, mit einem Diadem von Sternen, die er vom Himmel für Dich herniederholt. Sei gnädig, Ancilla, laß es Deine holden Lippen bekennen, daß Du ihn wieder liebst!“ – „Das ist es, was die Stimme in Deinem Herzen flüstert, Ancilla, und was gibt Du zur Antwort, Stern meines Lebens?“

„Dies ist die Antwort, Don Inigo: Ich liebe Dich, Inigo, und um Deinetwillen fürchte ich nicht den Zorn meines Vaters und meiner stolzen Verwandten. Will nichts sein als Dein Weib, Deine Geliebte!“

„O, heilige Jungfrau,“ rief er begeistert, „ Du bist gnädig und gütig, ich danke Dir, denn Ancilla liebt mich!“

Er neigte sich tiefer und küßte ihre kleinen Füße und umschlang ihre Knie mit seinen Armen und schaute selig lächelnd zu ihr auf. „Du liebst mich, Ancilla? Liebst mich wirklich und willst mein werden, das

Weib des armen Ritters Inigo? Sag´ es noch einmal, laß es mich noch einmal hören: Du liebst mich und –„

Da wurde die Seitentür hastig geöffnet, und die Duenna stürzte herein.

„Um Gotteswillen, der Herzog kommt! Bei der heiligen Jungfrau beschwöre ich Euch, Ritter, folgt mir, denn der Herzog schreitet schon die Treppe herauf und kommt hierher."

Noch einmal hielten sie sich fest umschlungen, und der erste Kuß der Liebe brannte auf den Lippen Ancillas. Dann faßte die Duenna hastig die Hand des Ritters und zog ihn mit sich fort, hinein in das andere Zimmer und weiter fort nach ihrem eigenen Kämmerlein.

„Gott mag es wissen, was den Herzog so rasch zurückgeführt, er wollte die ganze Nacht am Lager des Königs wachen, und nun ist er zurückgekehrt, ist da. Wartet, Don Inigo, haltet euch still hier verborgen! Sobald der Herzog eingetreten ist zu seiner Tochter, lasse ich Euch zur kleinen Seitentür hinaus."

Die Duenna schlüpfte von dannen, um Kundschaft einzuholen. Sie legte horchend das Ohr an die Tür, die zu dem Wohnzimmer ihrer Herrin führte. Nein, der Herzog war noch nicht da, Alles war still in demselben; doch jetzt auf einmal wurde diese Stille unterbrochen durch den Klang einer Mandoline, die von dem Park herauftönten. Die Duenna lächelte.

„Schon wieder eine Serenade! Diese jungen Ritter sind sehr kühn. Der Herzog hat es streng verboten, daß man zur Nachtzeit in den Park eintrete, und doch fast jeden Abend kommen die Verwegenen, um der schönen Prinzessin zu huldigen. Er darf noch nicht fort, mein Ritter Inigo, er muß noch warten, bis die Nacht tiefer hereingesunken; denn wenn der Herzog ihn ertappt, bin ich verloren und der arme Ritter ist es auch. Nie wird der Herzog seine Einwilligung geben, daß sein einziges Kind den armen Don Inigo heiratet. Und er ist doch so schön und so liebenswert, und er versteht es so gut zu flehen und zu bitten! Ich könnte ihm nicht widerstehen."

Vorsichtig und leise schlüpfte sie in ihre Kammer zurück, und mit begeisterten Worten flüsterte Don Inigo zu ihr von seinem Glück und seinem Entzücken und von Ancillas Liebe.

* * *

X.

Alles für die Liebe.

Die Mandoline unter dem Balkon der schönen Tochter des Herzogs tönte nun lauter, und zu den Klängen der Saiten mischte sich eine jugendliche Männerstimme.

Sie sang von Liebe und von Sehnsucht, von Schmerz und Wonne, sie sang von Glück und Qual, von Entzücken und Verzweiflung. Sie flehte zu der einzig Einen, daß sie auf dem Balkon sich zeigen und Gewährung geben möge der sehnsuchtsvollen Liebe.

Ancilla stand hinter den schweren, seidenen Vorhängen und horchte und lauschte hinunter, und ein Lächeln umspielte ihre purpurroten Lippen.

Die Tür öffnete sich, und der Herzog, ihr Vater, trat herein. Er nickte ihr zu und reichte der Tochter, die ihm entgegen eilte, seine Hand zum Kusse dar.

„Weißt Du, Ancilla, wer der Sänger ist, der Dir eben eine Serenade bringt?“

„Nein, mein Herzog und mein Vater, ich weiß es nicht, ich habe diese Stimme nie gehört, und es scheint mir, als käme der Sänger zum Erstenmal hierher.“

„Es ist so,“ erwiderte ihr Vater lächelnd, „und ich will Dir sagen, wer der Sänger ist. Es ist der Infant Don Ferdinand von Kastilien.“

Sie zuckte mit einem verächtlichen Lächeln fast, die Schultern.

„Ein Knabe, mein Vater.“

„Nein,“ sagte er hastig, „ein Jüngling, denn er ist fünfzehn Jahr; ein Jüngling, der heute Infant von Kastilien, morgen vielleicht schon König von Aragonien ist. Höre nur, wie er fleht, um einen Blick seiner Göttin, um eine Gnadenbezeichnung. Höre nur.“

Sie lauschten Beide, und deutlich hörte man nun die volle, kräftige Stimme, welche zu den zitternden Tönen der Mandoline laut und sehnsuchtsvoll erschallte:

„Aragoniens schöne Blume,
Neige Dich zu mir herab,
Löse mich vom Märtyrthume,
Löse mich vom Liebesgrab.

Aragoniens schönste Donne,
Stern Du meiner Herzenspein,
Gib´ mir Seligkeit und Wonne!
Gib mir ein Zeichen, laß mich ein!“

Der Herzog war, während er lauschte, rasch zu dem Fenster herangetreten und hatte von dem blühenden Granantenbaum, der dort im vergoldeten Topfe stand, einen Granatapfel abgebrochen, und die reichte er jetzt seiner Tochter dar.

„Tritt hinaus auf den Balkon und gib ihm das Zeichen.“

„Mein Vater,“ sagte sie, angstvoll zurücktretend, „Ihr wollt, daß ich dem Infanten Hoffnung mache, den Knaben von fünfzehn Jahren?“

„Ich sage dir, Ancilla, er ist ein Jüngling, bald vielleicht ein König! Er liebt Dich, und Du sollst ihm sagen, daß Du seine Liebe erwiderst.“

„Aber ich kann die nicht, mein Herzog und meine Vater, ich kann nicht sagen, was eine Lüge wäre! Ich liebe Don Ferdinand nicht!“

„Du mußt ihn lieben, denn er ist schön und liebenswert; Du mußt ihn lieben, und ich befehle Dir, daß Du es tust.“

„Gnade, mein Vater, befehlt mir nicht, was ich nicht erfüllen kann.“

Sie sank vor ihrem Vater auf's Knie nieder und hob ihre Hände flehend zu ihm auf.

„Erbarmen, mein Vater und mein Herr, Erbarmen! Ich liebe Don Ferdinand nicht! Ich werde ihn niemals lieben, denn ich –„

Der Herzog legte mit einer heftigen Gebärde seine Hand auf ihre Lippen und hielt das Wort zurück, welches sie eben im Begriff war, auszusprechen.

„Still, Du willst mir eine törichte Liebe bekennen! Schweig! Ich weiß, was Du mir sagen willst, und ich gebe Dir als Antwort nur dies: Wenn Du es wagst, den Namen zu nennen, oder denjenigen, welchen Dein törichtes Herz zu lieben glaubt, noch einmal nur anzusehen, so ist er verloren, so wirst Du seine Mörderin sein.“ „Was wollt Ihr tun?“ fragte sie entsetzt. „Mein Vater, ich flehe zu Euch um Gnade! Seid nicht grausam, habt Erbarmen mit Eurem einzigen Kinde!“

„Gerade, weil Du mein einziges Kind bist, darf ich kein Erbarmen haben," sagte der Herzog zornig. „Bedenke, daß Du mir ein unwillkommenes Kind warst! Bei Deiner Geburt hat das Schicksal mich betrogen und statt des Sohnes, den ich erfleht, mir eine Tochter gegeben. Bedenke, daß Du Alles tun mußt, um für diesen Schmerz und Zorn mich zu belohnen und mich zu versöhnen! Ich sage Dir, ich werde kein Erbarmen haben mit Deiner törichten Liebe. Horch, der Infant singt noch immer, tritt hinaus, sage ich Dir, und gib ihm den Granatapfel, das Zeichen Deiner Liebe."

„Ich kann´s nicht, mein Vater, ich kann´s nicht!" rief sie, immer noch auf ihren Knien liegend.

Lauter jetzt und voller, flehend und zornig fast, tönte die singende Stimme herauf:

Töten wird mich dieses Weinen,
Darum ändre Deinen Sinn,
Dir als Geist wird´ ich erscheinen,
Fluchend meiner Mörderin."

Stehe auf von Deinen Knien," sagte der Herzog jetzt mit lauter, gebieterischer Stimme, und er riß die Tochter fast gewaltsam empor. „Es ist die höchste Zeit, denn ich sage Dir, wenn der Infant von dannen geht, ohne ein Liebeszeichen von Dir empfangen zu haben, so ist der Bettelritter, der Hauptmann Inigo Lopez de Ricardo verloren, und seine Mörderin wirst du sicherlich sein! Schon schwebt das Urteil über ihm, Du allein kannst ihn retten."

„Ihn retten?" fragte sie erbleichend, „sein Leben ist bedroht?"

„Ja," erwiderte der Herzog mit grimmigen Lachen, „ja, sein Leben ist nicht bloß bedroht, sondern es ist dem Henker verfallen! Und ich werde es sein, welcher ihn demselben übergibt!"

„Was wollt Ihr tun, mein Vater?"

„Ich will dem Großinquisitor, Kardinal Jiménez, sagen, daß der Ritter Inigo über die Inquisition geschmäht hat, daß er berechnet hat,

wieviel Unglückliche Jiménez hat verbrennen lassen! Hier ist die Berechnung von seiner eigenen Hand geschrieben!“

Er zog aus seiner Brusttasche ein Papier hervor, entfaltete es und hielt es seiner Tochter hin.

„Du kennst, wie ich vermute, die Handschrift dieses Ritters; nun lies und überzeuge Dich, daß es ein Todesurteil für ihn ist!“

Sie hatte sich von ihren Knien erhoben und starrte das Papier an, das der Herzog, es fest in seinen Händen haltend, ihr darreichte.

„Ja,“ murmelten ihre zitternden Lippen, „ja, es ist wahr, er ist verloren, wenn der Kardinal das sieht! Was soll ich tun, um Inigo zu retten?“ fragte sie dann nach einer Pause.

„Nimm den Granatapfel und wirf ihn hinunter, denn Du hörst, der Gesang ist schon verstummt, und Don Ferdinand wird des langen Wartens müde sein! Rasch! Öffne die Balkontür und wird den Granatapfel hinunter!“

„Und Ihr wollt dann Inigo nicht anklagen, und Ihr wollt das Papier vernichten?“

„Ja,“ erwiderte ihr Vater feierlich, „ja ich will es vernichten. Tritt hinaus auf den Balkon, und während Du Don Ferdinand Antwort gibst, werde ich an dieser Kerze hier das Papier verbrennen!“

Ancilla, ohne Antwort zu geben, eilte hastig nach dem Balkon hin, öffnete die Tür und trat hinaus.

Drunten beim hellen Mondeslicht gewahrte sie die Gestalt des jungen Sängers, der noch seine Mandoline in der Hand hielt und hinaufschaute zu dem Balkon; als er jetzt die weiße Gestalt gewahrte, tönte ein Freudenschrei von seinen Lippen.

„Ancilla, seid Ihr es?“ flüsterte er hinauf.

„Ja, ich bin es! Nehmt dies zum Dank für Euer Lied!“

Sie warf den Granatapfel hinunter, aber indem sie es tat, wandte sie das Haupt rückwärts zu dem Gemach hin.

Da stand ihr Vater und hielt das zusammengefaltete Papier in das Licht.

Sie sah die aufsteigende Flamme, und nun mit einem Seufzer der Erleichterung wandte sie sich wieder hinunter nach Don Ferdinand.

Er stand unten und drückte die Granatenblüte an seine Lippen.

„Dank Dir, Ancilla, Dank! Dies erste Pfand der Liebe macht mich zum glücklichsten der Sterblichen! Nun sprecht, Ancilla, ein einzig süßes Wort, sagt, liebt Ihr mich?“

„Wie kann ich dies sagen, da ich Euch nicht kenne, nicht Euer Angesicht geschaut habe?“ flüsterte sie hinab. „Dem Sänger des schönen Liedes habe ich gedankt für seine Serenade, seid damit zufrieden, Sennor!“

„Nein, ich bin es nicht!“ rief er stürmisch laut. „Ich liebe Dich heiß und glühend, und ich verlange Erwiderung meiner Liebe! Sagt, Ancilla, daß Ihr mich wieder liebt!“

„Um Euch das zu sagen, müßt ich Euch kennen!“

„Nun, so gewährt mir gnadenvoll die Bitte, daß ich zu Euch kommen darf, um zu Euren Füßen Euch meine Liebe zu bekennen, um von Euren Lippen Erwiderung zu begehren! Laß mich hinauf zu Dir, Ancilla!“

„Es ist unmöglich, Ihr seid stürmisch, wie der heiße Wind des Südens! Wißt aber, Sennor, der heiße Wind knickt die Blüten und die Bäume, und statt zu erfrischen, zerstört er nur!“

Sie schaute nun wieder rückwärts und sah, daß das Papier zu einem Häuflein Asche verkohlt war.

„Er ist gerettet!“ murmelte sie.

„Seid gnädig!“ tönte es von unten herauf, „erhört mein Flehen, laßt mich zu Euch herauf!“

„Es ist unmöglich, Sennor! Seht nur, der Mond sogar verbirgt schamvoll sein Angesicht hinter Wolken ob Eurer allzu kühnen Bitte! Die Tochter des Herzogs von Medina läßt keinen Kavalier zu ihrem Balkon heraufsteigen!“

„So gestattet mir, daß ich morgen beim Glanze des Tages durch die offene Pforte eintrete in den Palast, und zu Euch komme! Du weißt

es wohl, Ancilla ich bin dessen wert, und der Herzog von Medina wird sich freuen, mich zu sehen! Ich aber will nicht kommen als ein schamvoll erfüllter Ritter und Kavalier, werben will ich um Dich, Du schönste Blume Aragoniens, werben, wie es einem Sohne Spaniens geziemt! Nicht meinem Namen und meinem Rang will ich das Glück Deiner Liebe verdanken! Will's nur danken Deinem Herzen! So sprich, Ancilla, und sage mir, darf ich morgen kommen?"

„Du wirst es ihm gewähren!" rief die gebieterische Stimme des Herzogs aus dem Zimmer. „Ich befehle es Dir als Dein Vater und Dein Herr!"

„Du schweigst?" tönte es von unten herauf, „Du willst mich also dem Unglück und dem Schmerz überlassen?"

„Antworte!" befahl ihr Vater, „antworte und gewähre, aber beim ewigen Gott, Don Inigo ist doch verloren!"

„Sag', Ancilla, darf ich morgen kommen?"

„Ja, Don Ferdinand," rief sie hinab mit schmerzlich lauter Stimme, „Ihr wollt es! Nun, so kommt!"

Dann, als sie das gesagt, tönte ein doppelter Schrei. Ein Freudenschrei von Ferdinand's Lippe, ein Schrei der Qual von den blassen Lippen Ancillas, die ohnmächtig auf dem Balkon zur Erde sank.

* * *

XI.

Das zweite Testament.

Wieder war eine Nacht zu Ende gegangen, und der König Ferdinand lebte und atmete noch immer.

Der Leibarzt Don Guzmann hatte wohl Recht gehabt: Die starke Natur und der feurige Geist des Königs hielten ihn noch immer wach und lebendig und spotteten des Todes. Er lag da auf seinem Ruhebett, von Kissen gestützt, das Haupt aufgerichtet, und die großen, grauen Augen des Königs schauten noch immer tückisch drein, und der Gedanke und das Bewußtsein thronten noch immer auf der Stirn des Königs.

Seit er das Testament vollendet und seinen Liebling Ferdinand zu seinem Erben eingesetzt hatte, schien ihn ein neues Leben und eine neue Kraft zu nähren, selbst darüber klagte er nicht, daß der Schlaf ihn diese ganze Nacht hindurch nicht einen Moment beglückt hatte.

In seinen Gedanken hatte er sich damit beschäftigt, die Szenen auszumalen, die entstehen würden, wenn sein Geist entflohen wäre und Kardinal Jiménez, der eifrige Parteigänger Karls, die Regierung für ihn übernehmen wollte. Dann würde ihm das Testament dargereicht werden, das all seine Pläne zunichte machte.

Den Schrecken und das Entsetzen der Partei Karls und das Jubeln der treuen Freunde Ferdinands malte sich der alte König aus und erfreute sich seines Werkes, in dem Wissen, daß es ihm gelingen würde, den stolzen und listigen Kardinal zu überlisten!

„Sie werden schweigen, meine Vertrauten," sagte der König am zweiten Tage seiner Agonie zu sich selbst. „Sie werden mich nicht dem lauernden Kardinal verraten! Und wenn sie es tun, was wird es helfen? Es ist geschehen, und es soll so bleiben!" sagte er mit zitternden Lippen immer wieder vor sich hin, und sagte und wiederholte es noch jetzt, als der Cameriero hereintrat und den Kardinal meldete.

Es zuckte wie ein Lächeln über das blasse Antlitz des Königs hin, da nun der Kardinal in seinem einfachen Mönchsgewand, demütig und still, in das Kabinett eintrat, gesenkten Hauptes sich dem Lager des Königs näherte, und vor demselben niederkniend, die herabhängende, schlaffe Hand Ferdinands küßte.

„Küßt lieber meine Stirn, Kardinal!“ sagte der alte König freundlich, „küsset lieber meine Stirn, damit ich den Segen Eurer heiligen und gebenedeiten Lippen fühle, mein Vater! Meine Hand ist tot, aber mein Kopf lebt und fühlt Eure Gnade!“

Der Mönch erhob sich von seinen Knien und legte seine Lippen leise auf die kalte Stirne des Königs.

„Der Kopf lebt, er sei gesegnet mit allen guten Gedanken, die in ihm wohnen! Gesegnet sei auch das Herz des Königs, welches auch lebt! Gesegnet mit allen guten Empfindungen, die Gott in dasselbe hineinsenken möge!“

„Ich lebe und sterbe meinem Gotte!“ sagte der König, indem er unwillkürlich einen Versuch machte, die Hände ineinander zu legen zum Gebet.

Dann als er die Unmöglichkeit fühlte, seufzte er schmerzlich auf und schloß die Augen.

„Ach Kardinal, meine Hände können sich nicht mehr falten zum Gebet, so betet Ihr für mich! Faltet die Hände in meinem Geist und in meinem Namen!“

„Bevor ich das tue, mein Sohn in Christo,“ sagte der Kardinal mit langsamer, feierlicher Stimme, „bevor ich das tue, muß ich wissen, ob Ihr als König und als Christ Frieden gemacht habt mit Eurem Lande, Euren Untertanen und Eurem Gotte!“

Der König schlug die Augen wieder langsam auf und schaute empor in das Angesicht des Kardinals, das jetzt ernst und strenge war.

„Er weiß es, er weiß von dem Testament!“ flüsterte es in dem Herzen des Königs. „Wehe über mich, das wird eine harte Stunde werden!“

„Ich hoffe,“ sagte er dann laut, „ich hoffe, daß ich Frieden gemacht

habe mit allem Irdischen! Die Eitelkeiten, die Zwistigkeiten, die kleinlichen Dinge der Welt kümmern mich nicht mehr! Sprecht also nicht davon, sprecht nur noch von der Herrlichkeit Gottes und den Freuden, die mich erwarten, wenn ich in den Himmel eingehe!“

„Um davon zu sprechen, mein Sohn in Christo, muß ich erst gewiß sein, daß Du dieser Freude auch würdig bist! Wer eingehen will in das Paradies des Himmels und der Freuden Gottes teilhaftig werden, muß erst sein irdisch Leben abgeschlossen haben in Güte, in Tugend und in Frieden, muß erst die irdischen Angelegenheiten geordnet haben, um sich ganz dem Himmel zuzuwenden! Hast Du das getan, mein Sohn Ferdinand?“

„Ja,“ sagte der König leise, „ja, ich habe abgeschlossen mit dem Irdischen, es ist Alles geordnet nach meinem Willen!“

„Aber ist es auch geordnet nach dem Willen Gottes!“ fragte der Kardinal streng. „Hast Du, mein Sohn, auch Bedacht darauf genommen, Deinem Lande den Frieden, die Eintracht zu erhalten und Deinen Untertanen den Segen der Ruhe zu geben?“

„Ich bin ein armer, sterbender Mensch und kann auf meinem Todeslager nicht die Zukunft vorher bestimmen! Wie könnte es mir gegeben sein, mein Vater, daß ich in der Zukunft, die nicht mein mehr ist, meinen Untertanen den Frieden und die Ruhe sichere?“

„Du weißt wohl, mein Sohn, daß es Dir gegeben ist! Du weißt wohl, daß es in Deinem Lande manche törichte und phantastische Männer gibt, welche vermeinen, daß es zum Wohlergehen und Gedeihen des Landes notwendig sei, daß Aragonien ein freies, selbständiges Reich bleibe! Du weißt, daß einige Aufrührer und Phantasten danach trachten, es Deinem zweiten Enkel Ferdinand zu erhalten!“

„Das sind Männer,“ sagte der König lebhaft, „welche ihr Vaterland lieben und stolz sind auf die Unabhängigkeit Aragoniens! Ich lobe mir diese Männer!“

„Und ich,“ rief der Kardinal laut mit seiner Stimme, wie er sie in der Schlacht, wenn es zum Angriff ging, ertönen ließ, „und ich tadle

diese Männer und verwerfe ihr ruchloses Tun und Treiben! Das Reich Aragonien gehört zu der großen Familie von Spanien! Und in Spanien muß die Selbständigkeit Aragoniens aufgehen, und in Spaniens Größe muß die Größe Aragoniens sich verklären! Was soll's mit diesen kleinen zerstückelten Landen? Schaut hin nach Frankreich! Das ist groß und stark und mächtig geworden, weil die kleinen Länder, die Herzogtümer aufgegangen sind in dem großen, stolzen Königreich! Spanien, unser allgemeines Vaterland, kann nur groß und mächtig und stark werden, wenn es ein einziges, unteilbares Reich ist, wenn der König von Spanien der unumschränkte Herrscher ist von den Pyrenäen bis zu den Grenzen von Portugal und vielleicht auch Portugal hineinzieht in seine Grenzen! Und damit dies geschehen könne, muß der König von Kastilien zugleich König von Aragonien sein!"

„Und meine Hauptstadt," sagte der König ingrimmig, „das schöne stolze Saragossa, soll dann eine Provinzstadt werden, damit Madrid die Hauptstadt werde? Nein! Ich bin zu sehr Aragonier, als daß ich wünschen möchte, nur ein Spanier zu sein!"

„Und ich," rief Jiménez, „ich bin mit meiner Seele, meinem Herzen ein Spanier, und ich will, daß Spanien groß werde! Aber groß ohne Kampf, ohne Schwertstreich, ohne das Gut und Blut Euer Untertanen zu gefährden! Spanien wird groß werden, wenn Euer Enkel das Erbe seines Vaters und seiner Mutter vereinigt!"

„Das Erbe seiner Mutter ist Kastilien, mag er es nehmen! Mein Erbe ist Aragonien, und ich wünsche, daß mein Enkel Ferdinand den Mut habe, es in seine Hand zu nehmen!"

„Er soll es nicht wagen, die Hand darnach auszustrecken!" rief der Kardinal drohend, und dann seine Stimme mäßigend, fuhr er fast bittend fort: „Ihr selbst, Majestät, Ihr werdet es nicht wollen! Ich kenne Euer Herz, ich kenne Euren großen Sinn! Bedenket wohl, Majestät! Noch wenige Stunden noch und Ihr werdet vor dem Throne Gottes stehen, nicht als ein König, sondern als ein armes sündiges Menschenkind, um Rechenschaft zu geben, wie es jeder Bettler vor dem

Throne Gottes tut! Bedenkt, daß Ihr nicht Frieden macht mit der Welt, sondern den Zwist in sie hineinschleudert, wenn Ihr von hinnen geht, ohne durch Eure Willensmeinung die Ansprüche des Königs Karl von Kastilien auch zu bestätigen für das Königreich Aragonien! Nach Recht und Gesetz ist der Infant Karl Erbe von Aragonien! Bestätigt diese Recht, Majestät! Im Namen Gottes und um Eurer Sünden willen, die schwer auf Eurer Seele lasten, beschwöre ich Euch, bestätigt das Recht und Gesetz für den Infanten Karl!"

„Wenn es Recht und Gesetz ist," sagte der König so wird es das auch bleiben, und bedarf nicht erst meiner Bestätigung!"

„So tut´s als ein Überflüssiges!" bat der Kardinal, den König mit flehenden Blicken anschauend, „Majestät, seid in dieser Stunde ein großer König, obwohl ein Sterbender! Gebt Eurem Volke den Frieden, den Segen Eurer Liebe! Gedenkt Eurer Sünden! Gedenkt, daß manche Last auf Eurem Herzen ruht! Gedenket Eurer Tochter Johanna, welche als ein ewiger Vorwurf für Euer Gewissen auf Erden wandelt, als das bleiche Gespenst Eurer Schuld! Gedenkt aller Eurer Sünden, bereuet und tut Buße, König!"

„Was wollt Ihr?" rief der König tief erschüttert, „was begehrt Ihr von mir?"

„Zwei Zeilen von Eurer eignen Hand, daß Ihr den Enkel Karl zum König von Aragonien bestätigt!"

„Zwei Zeilen?" sagte der König mit zuckenden Lippen, „Ihr seht, meine Hand ist abgestorben, ich kann nicht schreiben!"

Der Kardinal neigte sich tiefer über das Antlitz des Königs hin und mit glühenden Augen betrachtete er ihn.

„Ihr könnt schreiben, Majestät," murmelte er, „Ihr nehmt die Feder zwischen Eure Lippen!"

Der König zuckte zusammen, und unwillkürlich vor dem zornigen Feuerblicke des Kardinals senkte er die Augen nieder.

„Es ist unmöglich!" sagte er leise.

„Majestät, Ihr wisst es aus Erfahrung," betonte der Kardinal, „daß

Ihr wohl mit Euren Lippen die Feder führen könnt, um Euren Namen zu schreiben. Mehr bedarf's nicht! Wenn Ihr Frieden machen wollt mit Gott, wenn Ihr von mir Absolution, wenn Ihr von mir den Leib des Herrn empfangen wollt zur letzten Mahlzeit auf Erden, so gebiete ich Euch als Priester, daß Ihr tut, was Eures Amtes ist, daß Ihr als König Eurem Volk den Frieden sichert! Tut Ihr es nicht, so müsst Ihr von hinnen fahren ohne Absolution und seid verdammt zum Fegefeuer in Ewigkeit!"

„Um Gotteswillen, Erbarmen!" stöhnte der König, „befehlt, was ich tun soll!"

„Ihr sollt unterzeichnen, was ich schreiben will!" befahl der Kardinal, und er trat an den Schreibtisch, nahm ein Papier und warf einige Worte auf dasselbe hin. Dann eilte er an das Lager des Königs und reichte es ihm dar.

„Könnt Ihr es lesen, Majestät?"

Der König heftete lange die Augen auf das Papier, „Ja," sagte er leise und ingrimmig, „ich kann es lesen; es steht da geschrieben: *Ich befehle und verordne, daß mein Enkel Karl von Kastilien auch der Erbe der Krone von Aragonien sei.*"

„Jetzt unterzeichnet!" sagte der Kardinal, indem er ihm dieselbe kleine Feder darreichte, mit welcher der König vorher das Testament unterzeichnet hatte, und die man achtlos auf dem Schreibtisch hatte liegen lassen. „Unterzeichnet! Ihr seht wohl, diese Feder ist ganz dazu gemacht, daß Ihr sie gebrauchen sollt!"

Der König zauderte und preßte die Lippen fest aufeinander.

„Wenn Ihr nicht unterzeichnet, so fahrt dahin in Euren Sünden ohne Absolution!"

„Gebt mir, gebt!" ächzte der König.

Der Kardinal schob die Feder zwischen die Lippen des Königs und hob dann mit der Linken das Haupt ein wenig empor, während er mit der Rechten ihm das Papier vorhielt. Eine tiefe Stille trat ein; man hörte nichts als das Kritzeln der Feder, die der König über das Papier

hinzog, und mit großen Zügen seinen Namen zeichnete.

Dann, als es geschehen, spie er mit einem Schrei der Wut die Feder weit von sich und senkte das Haupt zurück.

Der Kardinal aber mit einem Ausdruck stolzen Triumphes trat an den Schreibtisch und legte das Papier nieder. Mit geschäftiger Eile ergriff er den goldenen Leuchter, auf dem die Wachskerze flackerte, und durchquerte das Gemach in Richtung der ewigen Lampe, die in der Ecke vor dem Madonnenbild brannte. Dort entzündete er das Licht und kehrte mit der flammenden Kerze zurück zu seinem Schreibtisch. Dann wandte er sich dem König zu.

„Ihr erlaubt, Majestät, daß ich Euren Siegelring nehme, um damit das wichtige Dokument zu untersiegeln."

„Nein, ich erlaube es nicht!" rief der König.

Aber der Kardinal achtete nicht auf seine Weigerung, und der ohnmächtige, machtlose König mußte es geschehen lassen, daß der Kardinal von seiner toten Hand den Siegelring abzog und mit demselben das Papier untersiegelte.

„Und jetzt, Majestät," sagte der Kardinal, sich tief verneigend, indem er den Ring wieder an den Finger des Königs schob, „jetzt danke ich Euch im Namen Eures ganzen Volkes für den großen Liebesdienst, den Ihr Eurem Lande erzeigt habt! Gehet nun ein in Frieden, denn Frieden habt Ihr Eurem Volk gegeben! Ihr dürft jetzt in den Tod gehen mit dem großen und stolzen Bewusstsein, daß der König und Herrscher von Aragonien der mächtigste Herrscher der ganzen Welt sein wird! Denn der Herrscher von Aragonien und Kastilien wird zugleich auf seinem Haupte die Kaiserkrone von Deutschland tragen, und er wird mit der spanischen Macht die burgundische Macht vereinigen! Er wird zugleich der Herr sein von Amerika, welches Ihr und Eure Gemahlin segensvollen Angedenkens Eurem Volke entdeckt habt! Ja, Euer Enkel Karl wird der größte und mächtigste Herrscher der Welt sein! Mit diesem stolzen Bewußtsein geht nun ein in das Reich Gottes aus diesem kleinen Reiche der Erde, Friede sei mit Euch! Wenn Ihr jetzt

wollt, Majestät, bin ich bereit, Eure Beichte zu hören und Euch Absolution zu erteilen von Euren Sünden."

„Nein", sagte der König mit zitternden Lippen, „ich bin jetzt zu sehr angegriffen, zu tief erschüttert, um beichten zu können. Und meine letzte Beichte... sie soll mein alter Beichtvater Diego empfangen! Geht, Kardinal! Laßt uns hier auf Erden Abschied nehmen – dort oben werden wir uns wiedersehen!"

„Ja!" sagte der Kardinal, „dort droben, wenn wir hier Beide unsere Schuldigkeit getan, werden wir uns wiedersehen vor dem Throne Gottes! Der Frieden Gottes sei mit Euch, armes Menschenkind!"

Er machte über dem Haupte des Königs das Zeichen des Kreuzes, wandte sich um und schritt langsam aus dem Gemach hinaus.

Der König schaute ihn an mit wutblitzenden Augen, und ein wilder Fluch schwebte auf seinen Lippen, dann zuckte er zusammen.

„Wehe mir, wehe! Das Fegefeuer erwartet mich! Er ist ein Sohn der Kirche, er ist ein frommer Mann, ich will ihm nicht fluchen, damit mir nicht geflucht werde vor dem Throne Gottes! Habe Erbarmen mit meinen Sünden, Gott, Erbarmen!"

Er schloß die Augen und ein lautes Stöhnen drang aus seiner Brust hervor. Die Diener und Leibärzte des Königs eilten aus dem anstoßenden Gemache herbei und umringten das Lager desselben, und dann flüsterten sie untereinander, und die Kunde flog nun durch den Palast hin: „Der König liegt im Sterben!"

Die Kronbeamten und höchsten Granden wurden hastig herbeigerufen und versammelten sich im Thronsaal, wartend auf den Moment, in dem ihnen der Tod des Königs verkündet werden würde.

Inmitten des strahlenden Glanzes der Kirchenwürde trat der Kardinal Jiménez ein, gefolgt von der ganzen Geistlichkeit von Saragossa, um dem sterbenden König die letzte Ölung zu spenden. Die Glocken tönten von allen Türmen zu diesem feierlichen Akte. Auf der Straße kniete das Volk nieder vor den heiligen Kirchenzeichen; und viele Gläubige eilten mit Lichtern und Fackeln in der Hand herbei, um dem

Zuge zu folgen nach dem königlichen Schlosse hin.

Aber der starke, mächtige Geist des Königs hatte noch einmal dem Tode getrotzt. Er schlug die Augen wieder auf und winkte mit einem Blick derselben den Leibarzt näher zu sich heran.

„Gehet alle hinaus, ich will allein sein mit meinem Enkel, und Niemand soll zu mir eintreten, bis ich rufe! Gehet!“

Ferdinand, der an dem Lager seines Großvaters gekniet, hatte die Worte vernommen und stand auf.

„Gehet hinaus!“ sagte er mit gebieterischer Stimme, als wäre er hier schon König. Der König befiehlt es!“

Nun zogen sich leise, auf den Zehen schleichend, alle Anwesenden zurück in den großen Thronsaal, der neben dem Krankenzimmer sich befand. Die Tür schloß sich, und der König war nun wieder mit seinem Enkel allein. Mit einem hastigen Blick schaute der König sich in dem Gemach um.

„Wir sind ganz allein, Ferdinand?“

„Ja, mein König und mein Herr, wir sind ganz allein!“

„So höre!“ murmelte der König, mit gewaltiger Anstrengung sich zusammenraffend, damit seine Worte deutlich klangen, „höre, mein Kind, was ich Dir zu sagen habe! Meine Kraft sinkt, laß uns schnell sein! Gib mir ein Stück Papier und die kleine Feder dort. Schnell, schnell, denn es dunkelt vor meinem Blick!“

Der Infant stürzte zu dem Tische hin und brachte dem König, was er begehrte, Papier, Feder und Tinte.

„Schiebe mir die Feder in den Mund.“

Der Infant tat es.

„Richte meinen Kopf etwas in die Höhe.“

Ein schmerzliches Ächzen drang nun aus der Brust des Königs hervor, als der Infant ihm das Haupt emporhob. Aber mit Riesenkräften bezwang er seinen Schmerz und seine Schwäche, packte die Feder fest mit den Zähnen und schrieb langsam Strich um Strich einige Worte auf das Papier und dann mit großen Zügen seinen Namen unter

dasselbe. Darauf bedeutete er dem Infanten, ihm die Feder aus dem Munde zu nehmen.

„Und nun, mein Sohn," sagte er leise, „neige Dein Ohr dicht zu mir heran und höre! Du bist umgeben von Spähern des Kardinals! Kein Geheimnis, daß nicht auf dem Grunde Deines Herzens allein ruht, ist sicher vor ihm! Dies Papier, was ich eben geschrieben, bedeutet eine Krone, ein Königreich! Nimm es, verbirg es an einem sicheren Ort, aber nicht bei Dir, denn er würde es finden! Aber rasch! Nimm das Siegel von meinem Finger, und sobald Du allein bist, untersiegle das Papier. Verbirg es aber schnell, denn -"

In diesem Augenblick öffneten sich weit die Türen des Thronsaals, und im vollen Pompe seiner kirchlichen Würde trat der Kardinal mit der goldenen Monstranz in der Hand, gefolgt von der ganzen Geistlichkeit, in das Gemach ein.

Die Chorknaben in ihren goldgestickten Gewändern schwenkten die Weihrauchkessel, die Priester sangen und drinnen auf den Knien lagen die Granden des Königreichs Aragonien, die Häupter tief gebeugt in den Staub vor dem Kruzifix.

Hoch aufgerichtet und allein schritt der Kardinal dahin, bis dicht vor das Krankenlager des Königs.

Neben demselben war der Infant Ferdinand niedergesunken auf die Knie.

„Ich bringe dem sterbenden König den lebendigen König!" sagte der Kardinal feierlich. „Aus dem Tode des Irdischen wird der lebendige Gott den König erretten! Ich bringe ihm das Heil und den Frieden!"

Der König hatte das Haupt zurückgesenkt und die Augen geschlossen, um den Augen des Kardinals nicht zu begegnen, die mit glühendem, durchbohrenden Ausdruck auf ihm ruhten.

„Bist Du bereit in Christo, die Gnade Gottes zu empfangen?" fragte der Kardinal. Der König winkte leise mit den Augen und murmelte ein schwaches: „Ja!"

Nun begann die heilige Zeremonie. Draußen läuteten die Glocken,

und da hinein mischte sich das dumpfe Rollen der Trommeln von der aufmarschierenden Leibkompanie des Königs. Dazwischen tönten auch in langsamen Schlägen die Kanonen, welche ganz Saragossa kündeten, daß der König von Aragonien sein letztes Abendmahl empfange.

Auf den Knien lag das Volk in den Straßen, auf den Knien lagen die Granden in dem Thronsaal.

„Gehe nun ein in Frieden," rief der Kardinal, die Hände hoch erhebend, als die Zeremonie zu Ende war und das Zeichen des Kreuzes machend über dem Lager des Königs, „gehe ein in Frieden, in die ewige Ruhe!"

Die Lippen des Königs murmelten ein kaum hörbares „Amen!"

* * *

XII.

Der Abschied.

Ganz Saragossa lag im Schweigen der Nacht, aber der König wacht!

Der König war immer noch nicht tot.

Er lag noch immer ächzend und keuchend auf seinem Lager, und das Schweigen angstvoller und gespannter Erwartung herrschte in dem Palast und in der Stadt.

Der Kardinal Jiménez hatte das Sterbezimmer des Königs nicht wieder verlassen. Er hielt Wache an dem Lager desselben.

Er wollte dem Sterbenden die letzten kirchlichen Ehren erweisen und wollte vielleicht dadurch verhindern, daß irgendein Anderer sich dem Sterbenden näherte!

Er hielt Wache nicht bloß für den sterbenden König, sondern für den, welcher nach ihm kommen sollte.

Die Granden hatten das königliche Schloß wieder verlassen, aber der Kardinal hatte ihnen befohlen, sich zu jeder Stunde bereit zu halten, damit, sobald der König seinen letzten Atemzug ausgehaucht, sie wieder in das Schloß kommen möchten, um dem Nachfolger des Königs den Eid der Treue zu leisten.

Als sie aus dem Palast herausgegangen waren, hatten viele von den Granden miteinander geflüstert und heimliche Verabredungen getroffen.

„Um Mitternacht wollen wir beim Herzog von Medina zusammen kommen, dort wollen wir uns Alle hinbegeben! Still! Kein Wort weiter! Ihr wißt wohl, er hat überall seine Späher und Lauscher! Um Mitternacht also bei Medina! –

Die Mitternachtsstunde war noch nicht gekommen, als der Herzog von Medina zu seiner Tochter eintrat. Leise und unhörbar war er durch die kleine Seitentür, die in das Gemach der Duenna führte, he-

reingeschlichen, und er sah, wie Ancilla atemlos lauschend an der anderen Türe stand, als erwarte sie Jemand.

„Ancilla!“ rief der Herzog mit gebieterischer Stimme. Sie schrak in sich zusammen, wandte sich um und stieß einen Schrei des Entsetzens aus, da sie ihren Vater erblickte.

„Du wunderst Dich, mich hier zu sehen?“ fragte er mit einem spöttischen Lächeln. „Du erwartest mich nicht, Du erwartest Don Inigo Lopez de Ricardo! Still! Ich weiß Alles, Ancilla!“

Sie sank sprachlos vor Entsetzen vor ihm auf die Knie nieder.

„Ich komme so eben von Deiner Duenna, ich bringe Dir ihre Abschiedsgrüße!“

„Ihr habt sie getötet?“ fragte sie mit vor Entsetzen zitternder Stimme.

„Nein, nicht getötet! Sie ist freiwillig in das Kloster der Büßerinnen gegangen! Hörst du den Wagen, der eben aus dem Hofe fährt? Das ist die Duenna! Sie kehrt nicht wieder!“

„Sie kehrt nicht wieder? Und Inigo?“ fragte es angstvoll in Ancilla´s Herzen.

Der scharfe Blick des Herzogs las diese Frage in ihren Augen.

„Don Inigo wird hierherkommen. Die Duenna hat mir Alles bekannt! Sie hat die kleine Seitenpforte des Palastes geöffnet, und der Ritter Don Inigo wird heimlich, wie ein Dieb, hineinschleichen. Wenn er die Duenna nicht findet, so wird er hierherkommen, er kennt ja den Weg zu meiner Tochter, zu der Tochter des Herzogs von Medina! Wehe über ihn!“

„Mein Vater, Ihr werdet ihn töten?“ fragte sie, langsam sich von ihren Knien erhebend.

Er schüttelte ernst das Haupt.

„Nein, nicht ich, Du wirst ihn töten, oder Du wirst ihm das Leben retten!“

„Ich ihn töten?“ rief sie leidenschaftlich. „Tötet mich aber schonet seiner! Was können wir dafür, daß wir uns lieben? Ist es denn unsere

Schuld? Gott selber ist es, der diese Liebe in unser Herz gesenkt hat! Habt Erbarmen, mein Vater, ich kann dieser Liebe nicht entsagen, Ich kann nicht die Gemahlin eines Anderen werden!“

„Das heißt,“ sagte ihr Vater drohend, „das heißt, Du willst Deinen Geliebten töten! Höre Ancilla, ich warne Dich! Die Tochter des Herzogs von Medina ist dazu bestimmt, die Krone von Aragonien zu tragen und die Gemahlin eines Königs zu werden! Denn, ich sage Dir, wir sind entschlossen, den Infanten Ferdinand zu unserem König zu machen, und du sollst seine Königin sein! Nimm Vernunft an, meine Tochter, entsage den törichten Liebeswünschen Deines Herzens. Die Liebe vergeht, aber der Glanz und die Ehre dauert das Leben hindurch. Die Myrtenkrone welkt dahin, aber die Krone von Gold bleibt glänzend, selbst noch auf dem Scheitel einer Greisin! Bedenke dies, und ich, dein Vater, welcher befehlen kann, ich bitte Dich: „Sei vernünftig, entsage Deiner Liebe und füge Dich in das Unvermeidliche!“

„Es ist unmöglich, unmöglich!“ jammerte sie. „Ich liebe Inigo, ich kann ihm nicht entsagen!“

„Das heißt, Du willst seinen Tod!“ rief der Vater zornig.

„Nun, höre, was ich Dir zu künden habe! Drunten im Hof steht eine verhangene Kutsche bereit, Soldaten halten die Wache neben ihr, Soldaten und Sbirren sind rings um den Palast aufgestellt, und sobald ich nur dieses Fenster öffne und ein einziges Wort sage, werden sie Don Inigo verhaften! Es gibt für ihn keine Flucht, denn der ganze Palast ist umstellt, und wenn er aus dem Fenster springt, wenn er von dem Balkon sich niederlässt, wenn er durch irgend eine Tür entschlüpfen will, die Augen der Späher beobachten ihn und ergreifen ihn, sie tragen ihn zu der Kutsche und überliefern ihn der Inquisition! Du meinst, er sei gerettet, weil ich das Papier verbrannt habe, aber das Wort des Herzogs von Medina gilt beim Inquisitionsgericht ebensoviel und mehr als ein geschriebenes Wort. Ich klage ihn an als Gottesleugner, und Du weißt wohl, die Arme der Inquisition halten fest, was sie einmal umschlungen! Du hast gehört von der eisernen Jungfrau mit den hundert

Schwertern, welche im Saale des heimlichen Gerichts aufgestellt ist. Nun, ich schwöre Dir bei der Madonna, ich werde mit eigenen Händen den Ritter Don Inigo Lopez de Ricardo der eisernen Jungfrau in die Arme werfen. Und dann, wenn sein Leib von hundert Schwertern durchbohrt ist, dann werde ich Dir sagen: Donna Ancilla, Ihr seid die Mörderin Inigo´s!"

„Erbarmen!" schrie sie, die von Tränen überfluteten Augen zu ihrem Vater erhebend, „Erbarmen, mein Vater, sage was ich tun soll, um ihn zu retten!"

„Du sollst ihm entsagen! Du sollst Don Ferdinand Deine Hand reichen! Du weißt, er kommt diese Nacht hierher, Du sollst sein Liebesbekenntnis annehmen und es erwidern!"

„Ja! Um ihn zu retten, Alles, Alles!"

„So höre, was Du zu tun hast! Don Inigo kommt hierher. Wenn Du mit einem Wort, mit einem Blick, einem Lächeln, einem Wink Deiner Hand ihm ein Zeichen gibst, so rufe ich die Sbirren herein, die im Vorzimmer warten! Sie tragen ihn nach der Kutsche, und es geschieht, wie ich Dir gesagt habe! Du sollst Don Inigo empfangen, Du sollst seine Liebe mit Hohn und Spott aufnehmen!"

„Das ist unmöglich!" rief sie entsetzt.

„Dann stirbt er!" sagte der Vater. „Lebe wohl, Ancilla, Du hast das Todesurteil über ihn ausgesprochen!" Er neigte sich vor ihr und wandte sich nach der Tür hin. Sie aber stürzte ihm nach und hielt ihn fest.

„Bleibt, mein Vater, ich will Alles tun, was ihr begehrt!"

„Wohlan," sagte er, „ich wiederhole es, Du wirst ihm kalt und höhnisch begegnen! Du wirst ihn auf immer von Dir entfernen, nicht mit Seufzern und Tränen, sondern stolz, wie es der Tochter des Herzogs von Medina geziemt, dem Bettelritter gegenüber! Ich trete hinter diesen Vorhang hier und werde Alles sehen! Ich werden jeden Laut, jede Miene, ja, jede Bewegung Deiner Lippen beobachten, und ich schwöre Dir, bei dem geringsten Zeichen, das Du gibst, trete ich hervor, öffne die Türe des Vorzimmers und die Sbirren kommen und bemächtigen

sich seiner. Nun tue, was Du willst, und was du kannst!“

Sie sank auf ihre Knie nieder, verbarg ihr Antlitz in ihren Händen und weinte laut. Der Herzog stand vor ihr und schaute sie an mit mitleidlosen Blicken, dann horchte er an der kleinen geheimen Tür.

„Still, ich höre Geräusch! Es ist Inigo! Ich gehe jetzt auf meinen Platz dort! Tue Deine Pflicht Ancilla!“

Und leise auf den Zehen schlich der Herzog jetzt durch das Gemach hinter die Portiére, welche die Tür verbarg, die in das Vorzimmer führte. –

Eine Pause trat ein, Ancilla hatte sich wieder von ihren Knien aufgerichtet und trocknete die Augen.

„Gib mir Kraft, mein Gott im Himmel, Kraft, daß ich das furchtbare Werk zu Ende führe!“ betete sie in ihrem Herzen.

„Er soll nicht sterben, nein, er soll nicht sterben!“

Jetzt hörte man deutlich Geräusch in dem kleinen Korridor, zu welchem die geheime Tür führte. Und jetzt, jetzt öffnete sich diese Tür und Inigo trat ein.

„Darf ich kommen, Ancilla?“

Sie antwortete nicht, blieb in der Mitte des Gemaches stehen, und die Kerzen des Kronleuchters, der von der Decke herniederhing, beleuchtete mit hellem Glanz das bleiche, schöne Angesicht der jugendlichen, reizenden Prinzessin, die mit gen Himmel gewandtem Blick dastand wie eine Märtyrerin, die bereit ist, den Todesstoß zu empfangen.

Inigo warf den Mantel von sich, stürzte zu ihr hin und sank vor ihr auf die Knie nieder.

„Dank, meine himmlische Madonna, Dank, daß Du mich noch einmal empfangen wolltest! Und ist es denn wahr, Ancilla, soll es denn wirklich so sein, wie mir die Duenna sagte, ist es zum letzten Lebewohl?“

„Ja!“ sagte sie mit kalter, ruhiger Stimme, „ja, zum letzten Lebewohl, Don Inigo Lopez de Ricardo! Wir sehen uns heute zum letzten

Mal, und ich wollte, ich hätte Euch nie gesehen!“

Bei den kalten, harten Worten Anicllas schrak Inigo zusammen und richtete sich auf von seinen Knien.

„Ist das Deine Stimme, Ancilla?“

„Nennt mich nicht Ancilla mehr, Don Inigo!“ sagte sie kalt und stolz, „die Tochter des Herzogs von Medina hat nichts zu schaffen mit dem Hauptmann Don Inigo!“

„Hat nichts zu schaffen mit ihm? Mein Gott,“ murmelte der junge Mann, die Hand an seine Stirn legend, „bin ich denn wahnsinnig? Ist das Ancilla, die zu mir spricht?“

„Ich war es, war gestern wahnsinnig!“ sagte sie leise, mit keuchendem Atem, „ich war es, als ich Euch sagte, daß ich Euch liebte! Die Zuflüsterungen meiner Duenna hatten das törichte Kind betäubt und verwirrt! Ich träumte, Don Inigo! Aber jetzt bin ich erwacht aus diesem Traum und schäme mich desselben!“

„Ancilla!“ schrie er mit einem Ausdruck des Entsetzens, „Ancilla, Ihr seid wahnsinnig geworden!“

„Nein!“ rief sie kreischend, „ich war wahnsinnig, jetzt bin ich vernünftig! Gehet hinaus von mir, Don Inigo! Wehe Euch und mir, daß Ihr jemals diese Schwelle überschritten habt! Ich will Euch niemals wiedersehen, ich verachte Euch und mit selber, daß es dahin kommen konnte! Ich –“

„Nicht weiter!“ rief er zornig und packte ihre beiden Hände und starrte ihr in´s Angesicht. „Wer gibt Euch ein Recht, mich zu verhöhnen? Mich und meine Liebe? Es ist wahr, Ihr seid die Tochter des Herzogs von Medina, aber ich bin ein Ritter und ein Ehrenmann! Selbst die Königin auf dem Thron dürfte sich nicht schämen, wenn Don Inigo sie liebt! Schaut mir in´s Auge, fest in´s Auge! So, und nun wagt es zu wiederholen, daß Ihr Euch meiner Liebe schämt!“

„Ja,“ sagte sie mit zitternden Lippen, „ja, ich schäme mich ihrer!“

„Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich!“ rief er wütend laut. „Ihr spielt Komödie mit mir. Aber, nein, ich tue Euch Unrecht! Man hat

Euch gezwungen, so zu mir zu sprechen! Nicht wahr, Ancilla, das ist es? Euer Vater hat unsere Liebe entdeckt, und er ist es, der es Euch befohlen hat! Sagt nur ein einziges Wort, gebt nur ein einziges Zeichen mit Euren Augen, und ich will davongehen und will Eure Liebe begraben in meinem Herzen wie einen Talisman in einem heiligen Schrein! Gebt mir nur ein Zeichen, ein kleines Zeichen! Nicht wahr, Ancilla, man hat Euch gezwungen, so zu mir zu sprechen? Antwortet nicht mit Euren Lippen, sondern nur mit Euren Augen!"

Er schaute sie, halb vor ihr niederkniend, mit weit geöffneten Augen atemlos an. Sie aber blieb still und kalt, hatte die Augen geschlossen und die Lippen fest aufeinander gepreßt.

Dann, nach einer langen Pause, sagte sie ruhig und kalt:

„Niemand hat mich gezwungen, Don Inigo, Euch das zu sagen, was ich Euch jetzt sage: Ich schäme mich meiner Liebe zu Euch, denn sie ist der Tochter des Herzogs von Medina nicht würdig! Don Inigo, gehet hinaus und wagt es niemals wieder, die Schwelle dieses Palastes zu überschreiten, denn ich verachte Euch!"

Inigo stieß einen Schrei aus und richtete sich stolz empor.

Mit flammenden Blicken schaute er Ancilla an, die bleich und kalt vor ihm stand.

„Und ich, Donna Ancilla, ich verachte Euch! Ihr seid eine Schauspielerin, eine Lügnerin! Ich reiße die Liebe aus meinem Herzen wie ein Unkraut, das ich unter meine Füße trete! Ich fluche Euch, und dieser Fluch meiner Liebe soll ewig auf Eurem Haupte ruhen, wenn Ihr es auch mit einer Königskrone bedecken wollt! Ja, ich ahne, ich weiß Alles! Der Ehrgeiz hat die Liebe in Eurem Herzen getötet, und die Tochter des Herzogs von Medina gedenkt Königin von Aragonien zu werden! Aber hütet Euch, Sennora! Ich wache, und ich sehe Alles, und ich schwöre mich in dieser Stunde zu einem Ritter des Infanten Karls und zu einem Feinde des Infanten Ferdinand, meines Rivalen! Nein, nicht meines Rivalen, denn ich liebe Euch nicht mehr, ich verachte Euch! Lebt wohl, Ancilla, Ihr werdet dereinst daran gedenken, daß Ihr

mich verstoßen habt!“

Und ohne sie noch eines Blickes zu würdigen, stürzte er durch die kleine geheime Tür hinaus.

Ancilla drückte die Hände auf ihre Lippen, damit sie ihn nicht zurück riefen; ihre Knie brachen unter ihr zusammen, und mit einem leisen Weheschrei sank sie zur Erde nieder!

* * *

XIII.

Ehrgeiz und Liebe.

„Ich bin mit Dir zufrieden, meine Tochter,“ sagte der Herzog von Medina, hinter dem Vorhang hervortretend.

„Du hast Don Inigo das Leben gerettet.“

„Aber ich habe mein Glück und meine Jugend getötet,“ jammerte Ancilla, die Hände ringend in trostlosem Schmerz.

„Meine Tochter, sagte der Herzog achselzuckend, „das Glück und die Jugend sind Eintagsfliegen, die mit der Sonne erwachen und mit dem Abend sterben. Man soll nicht klagen über das, was vergänglich ist wie der Sonnenstrahl und so leicht entschwindet wie die Wolke. Das Einzige, was dauert, das ist die Macht, das Einzige, was wahre Freude schafft, das ist der Ehrgeiz. Wenn Du eine Krone auf Deinem Scheitel trägst, wird es gleichgültig sein, ob darunter einige Myrthenzweige verwelken.“

„Ja,“ rief Ancilla leidenschaftlich, indem sie emporsprang mit glühenden Blicken und die bleichen Wangen von Purpurröte übergossen, „ja, Du hast Recht, mein Vater: Der Liebe habe ich entsagen müssen, nun will ich dem Ehrgeiz leben. Ich will Königin sein, eine Königin, die Allen gebietet und Alle zu ihren Füßen sieht. Sage mir, was ich tun soll, ich weihe mich den unterirdischen Mächten; ich weihe mich der Hölle, denn ich habe dem Himmel entsagen müssen für immer!“

„So ist es Recht, meine Tochter!“ rief der Herzog, mit zärtlichen Blicken die schöne, stolze Gestalt betrachtend, „so bist Du meiner und Deiner selbst würdig! Die Tochter des Herzogs von Medina darf nicht klagen und jammern wie ein liebeskrankes Mädchen; der Thron muß ihr Ziel sein, und die Krone von Aragonien wird Dir Ersatz bieten für Alles, was Du in dieser Stunde aufgibst. Und was ist es denn, was Du aufgibst? Zwei glückliche Tage der Täuschung für zwanzig Jahre der

Enttäuschung. Das ist die Liebe, mein Kind! Und was erwirbst Du dafür? Zwei Stunden der Schmerzen, geben Dir vielleicht zwanzig Jahre des Glanzes und des Ruhmes. Nun hebe Dein Haupt empor, meine Tochter, sei stolz und kühn."

„Ich will es, mein Vater," rief sie, und das Fieber der Schmerzen glühte auf ihrem Antlitz in Purpurröte. „Ja, ich will Alles aufgeben. Ich trete in dieser Stunde meine Jugend, meine Liebe, mein Glück unter die Füße und schreite nun hinaus, wie Tullia über die Leiche ihres Vaters, dem Thron entgegen."

„Und ich," sagte der Herzog, indem er ihre Hand faßte und halb das Knie gebeugt diese Hand an seine Lippen drückte, „ich grüße Dich, Königin Ancilla, als dein erster Untertan, denn Du wirst Königin sein. Dein Vater, der Herzog von Medina, und alle Granden dieses Reiches werden sich vor Dir in den Staub neigen, Königin von Aragonien."

Ein leises Kratzen an der Tür wurde jetzt hörbar, und ein Page trat ein, um zu melden, daß der Infant Don Ferdinand so eben in den Palast eingetreten sei.

„Er ist willkommen, willkommen!" rief Ancilla mit blitzenden Augen. „Oh, mein Vater, wie das glüht und brennt in meinem Herzen, dieses Feuer der Hölle und des Ehrgeizes. Ich fühle mich wie getragen auf den Schwingen eines Dämons, ich fühle keine Schmerzen mehr, es jauchzt in mir und schreit: *Du mußt, Du sollst eine Königin werden!* Hilf mir nun, sage, was ich zu tun habe."

„Nur das Eine," flüsterte ihr Vater, „umgarne ihn mit allen Banden der Liebe, schlinge das goldene Zaubernetz fest um ihn, damit er Dir nicht entschlüpfen kann, damit er Dich zu seiner Königin mache. Über der Sicherheit Deines Thrones zu wachen, das ist dann meine Sorge und – horch, er kommt!"

Und der Herzog schlüpfte wieder hinter die Portière.

Nun tat sich die Tür auf, und der junge Infant, strahlenden Angesichts, mit einem Lächeln auf den Lippen, stürzte herein, kniete nieder vor Ancilla und drückte die Hände, die sie ihm darreichte, fest an seine

Lippen. „Endlich nun, Königin meines Herzens, endlich ist es erreicht. Ich liege zu Deinen Füßen und ich darf Dir sagen, daß ich Dich liebe, Ancilla!“

Sie neigte sich zu ihm und schaute mit einem Lächeln in das zur ihr aufblickende, erglühte Antlitz des Jünglings.

„Infant, das ist Musik in meinen Ohren, Musik, wie ich sie nie vernommen. Aber steht auf, es ziemt dem Infanten Ferdinand nicht, zu den Füßen eines jungen Mädchens, zu den Füßen seiner zukünftigen Untertanin zu liegen. Steht auf, Don Ferdinand!“

„Nicht eher, Ancilla, bis Du gesagt hast, daß Du meiner Liebe nicht spottest, daß es nicht nur Mitleid ist, was Du für mich empfindest, nein, daß es Liebe ist, Liebe, flammende, glühende Liebe, wie ich sie empfinde. Ich weiß es wohl, ich bin noch jung an Jahren, und es könnte sein, daß die schöne Prinzessin Ancilla in ihrem Herzen meiner Jugend spottet. Aber ich sage Dir, Ancilla: Ich bin ein Mann an Liebe und an Leidenschaft, und wenn Du sagst, daß Du mich liebst, so werde ich die Kraft des Mannes und des Helden in meinen Adern fühlen, um Dich zu verteidigen vor der ganzen Welt und ich dich, der ganzen Welt zum Trotz, mein Eigen zu nennen.“

Er war aufgesprungen und stand vor ihr, stolz und kühn anzuschauen wie ein junger Held. Als sie jetzt mit einem flammenden Blick ihn anschaute, schlang er seine Arme um ihren Nacken und drückte sie fest an sein Herz.

„So will ich Dich halten und tragen mein Leben lang,“ sagte er. „Du machst in dieser Stunde den Knaben zum Jüngling, zum Mann und zum Helden. Ancilla, ich liebe Dich! Auf seinem Sterbebette liegt mein Großvater Ferdinand, und die Klagelaute seiner Leiden durchtönen den Palast. Ich weiß nichts davon, ich fühle kein Mitleid, keinen Jammer und keinen Schmerz, ich fühle nur Seligkeit und Wonne, daß ich bei Dir bin. Alles Andere ist vergessen, nur die Liebe ist da in meinem Herzen, eine Oriflamme [13], die gen Himmel steigt und alles Andere zu Asche verbrennt. Und so sage mir nun, Ancilla, liebst Du mich und

willst Du mein sein?“

„Ja,“ sagte sie mit flammendem Angesicht, „ja, ich will Dein sein, Don Ferdinand. Geht hin zu meinem Vater und werbt um mich! Die Tochter des Herzogs von Medina kann nur als Gemahlin dem Infanten Ferdinand angehören, und ich hoffe, daß Ihr es ehrbar meint, Infant.“

„Ehrbar und aufrichtig,“ erwiderte der junge Mann, ihre dargereichte Hand an seine Lippen drückend. „Ich werde vom Herzog von Medina die Hand seiner Tochter für mich erbitten.“

„Und dann,“ sagte sie mit einem leisen Hohn in der Stimme, „dann wird der Kardinal Jiménez kommen und im Namen des Königs Karl Einspruch tun gegen diese Ehe.“

„Des Königs Karl!?“ rief er mit funkelnden Augen. „Es gibt im Lande Aragonien keinen König Karl, und sobald mein Großvater die Augen geschlossen hat, werde ich der König von Aragonien sein. Du schüttelst ungläubig Dein Haupt, meine schöne Ancilla? Ich will Dir jetzt den höchsten Beweis meiner Liebe geben. Siehe hier dieses Blatt Papier; ich gebe es Dir als das Brautgeschenk meiner Liebe. Und willst Du wissen, was es bedeutet? Es bedeutet eine Königskrone! Dies Blatt Papier, geschrieben von der Hand des sterbenden Königs von Aragonien, sichert mir die Königskrone, und Du, Ancilla, Du sollst meine Königin sein. Bewahre dies Papier wohl! Wenn der König gestorben ist, werde ich es von Dir zurückfordern und dann werde ich Dich den Granden meines Reiches vorstellen als meine Königin. Ich möchte sehen, wer es wagen wollte, dagegen sich aufzulehnen und Trotz zu bieten dem erwählten Könige von Aragonien. Nimm das Papier, und wenn Du mich dafür belohnen willst Ancilla, so gib mir den ersten Kuß Deiner Liebe.“

Sie nahm das dargereichte Papier, hielt es fest in ihrer Hand und neigte ihre purpurroten Lippen dem Infanten zu.

„Königin von Aragonien, ich küsse Dich, es ist der Brautkuß meines neuen Lebens.“

Er drückte einen glühenden Kuß auf ihre Wangen und sank dann

vor ihr nieder mit einem Ausruf des Entzückens und der Wonne.

Aber in diesem Moment wurde die Tür hastig geöffnet und der Page trat ein.

„Don Ferdinand, es sind Boten aus dem Palaste gekommen, der König liegt im Sterben und schreit nach seinem Enkel."

„Ich komme, ich komme!" rief der Infant. „Lebe wohl, Ancilla, bald sehen wir uns wieder!"

Er sprang auf, drückte noch einen glühenden Kuß auf ihre Wangen und stürmte hinaus.

Als sich die Tür hinter ihm schloß, trat der Herzog von Medina wieder hinter der Portière hervor.

„Laß mich das Papier sehen, Ancilla."

Sie reichte es ihm dar mit einem triumphierenden Lächeln, und der trat unter den Kronleuchter, um zu lesen.

„Das ist die Handschrift des Königs, mühsam zwar und schwach geschrieben, aber unverkennbar die Hand des Königs Ferdinand. Höre, was er schreibt:

„Ich erkläre das Testament, welches Jiménez in Händen hat, für ungültig. Nur das Testament, welches man in meinem Zimmer findet, ist gültig. Maluna weiß, wo es verborgen ist. Ferdinand."

„Meine Tochter," rief der Herzog, das Papier triumphierend emporhebend, „dieses kleine Blatt Papier sichert Dir eine Königskrone."

„Eine Königskrone, welche auf einer Dornenkrone ruht," erwiderte sie mit einem höhnischen Lächeln. „Betet für mich, mein Vater, daß die Dornen nicht in mein Gehirn eindringen, denn mir ist, als fühlte ich schon, wie sie bohren in meinem Kopfe, und es tut so wehe, so wehe."

Und nun, da der Kampf des Zornes und des Schmerzes von ihr gewichen war, erblaßte die Röte wieder auf ihren Wangen, und das ehrgeizige Weib verwandelte sich wieder in das schmerzerfüllte, junge Mädchen. Sie sank nieder auf den Sessel und das Antlitz in ihren Händen verbergend, weinte sie laut.

„Weine, meine Tochter, weine," sagte der Herzog, seine Hand auf ihre Schulter legend. „Begrabe in Deinen Tränen die Torheit Deiner Liebe und nachher wickle Dein Herz in einen Trauerschleier, ich werde indeß bemüht sein, den Purpurmantel zu bereiten, der Deine schönen Schultern umhüllen soll. Ich nehme das Papier mit mir; die Freunde werden jetzt kommen, um mit mir zu verabreden, was geschehen soll. Dieses Papier in meiner Hand wird sie entschlossen machen und mutig, und der neue Tag wird meine Tochter Ancilla als die Königin von Aragonien sehen."

„Und die Königin von Aragonien wird in der Stille ihres Herzens jede Bettlerin beneiden, denn jede Bettlerin ist glücklicher!"

* * *

XIV.

Wer ist König?

Während Ancilla noch in Tränen und Schmerzen rang mit ihrer Qual, während sie, in dem einsamen Gemach auf den Knien liegend, zu Gott flehte, die Liebe in ihr zu töten, und zu den Dämonen bat, daß sie ihr Herz feiten und nur dem Ehrgeiz Tor und Tür ihrer Seele öffnete, schwankte eine dunkle verhüllte Gestalt von dem Palast fort, blieb stehen und schaute noch einmal empor zu den erleuchteten Fenstern der Donna Ancilla und drohte hinauf mit der geballten Faust.

„Du hast mich verraten um einer Krone willen. Wehe Dir, denn nie soll diese Krone auf Deinem Haupte glänzen. Ich errate Alles, ich weiß Alles, denn ich habe nicht bloß den Infanten gesehen, ich habe auch die Vertrauten des Herzogs gesehen, welche in den Palast hineingeschlüpft sind. Ich gehe, Kardinal Jiménez zu warnen."

Und sich fester in seinen Mantel hüllend, eilte der Ritter Inigo jetzt durch die Straßen dahin nach dem Schloß. Der Kardinal, welcher stundenlang an dem Sterbelager des Königs wach gewesen, hatte sich jetzt, obwohl der König noch atmete, matt und erschöpft vom vielen stundenlangen, lauten Beten, zurückgezogen in das kleine Seitengemach neben dem Krankenzimmer. Ein Kaplan trat ein und flüsterte leise, daß draußen ein Offizier der königlichen Leibwache stehe und dringend den Kardinal zu sprechen begehre, es betreffe ein Geheimnis von der größten Wichtigkeit.

„Laß ihn hier eintreten, schnell!" gebot Jiménez, und er ging selbst nach der Tür hin, um sie zu öffnen. „Ihr seid es, Don Inigo de Ricardo?" sagte der alte Kardinal, langsam sein Haupt neigend. „Was führt Euch zu mir, mein Sohn?"

„Eminenz, ich komme, um Sie zu warnen; ich glaube einer Verschwörung auf der Spur zu sein. Einige der angesehensten und mäch-

tigsten Granden befinden sich zu dieser Stunde in dem Palast des Herzogs von Medina, und der Infant Don Ferdinand liegt zu den Füßen der Donna Ancilla, die er liebt. Ihr kennt ja den Ehrgeiz des Herzogs von Medina, er will der Schwiegervater eines Königs sein, und er wird mit seinen Vertrauten den Infanten Don Ferdinand zum König ausrufen wollen, damit seine Tochter die Königin von Aragonien sei. Ich weiß, daß alle Herren vom hohen Adel zu dieser Verschwörung gehören; sie wollen es nicht dulden, daß Aragonien an Kastilien falle, sie haben geschworen, das Königreich in seiner Selbstständigkeit zu erhalten, und im Palast des Herzogs von Medina wird jetzt der Plan der Verschwörung verabredet." [14]

Der Kardinal wiegte leise sein Haupt. „Sie sollen es nur wagen, die stolzen Herrn von Aragonien. Ich habe zum Glück, was sie alle in den Staub tritt. Aber ich danke Dir, mein Sohn, für die Botschaft und die Warnung, und ich will Dir jetzt beweisen, daß ich Dir dankbar bin, und daß ich Vertrauen zu Dir habe. Brich sofort auf, mein Sohn, ich ernenne Dich zum Kurier, der dem König von Kastilien und Aragonien, dem Herzog von Burgund und Brabant, dem zukünftigen Kaiser von Deutschland, dem Infanten Karl nach den Niederlanden die Botschaft bringen soll, daß der König von Aragonien im Sterben liegt. Beeile Dich, mein Sohn, in dieser Stunde, in dieser Minute noch brich auf. Du sollst eilen nach den Niederlanden zum König Karl, sage ihm: daß er, sobald er Deine Botschaft empfängt, aufbrechen und hierher kommen muß nach Spanien, sage ihm: daß seine Krone in Gefahr ist, daß Eile not tut, wenn er sich die Krone von Kastilien und Aragonien bewahren und erhalten will. Sage ihm: daß ich sie bis dahin halten werde in eiserner Faust, und daß der Priester sich um seinetwillen noch einmal verwandeln will in den Soldaten und Trabanten seines Herrn. Aber sage ihm auch, daß der Priester Jiménez ein alter Mann von achtzig Jahren ist, und daß Gott in jeder Stunde über ihn verfügen kann; sage ihm: daß die Soldateska und die Granden wider ihn sind und nur Kardinal Jiménez für ihn ist. Darum soll er eilen zu kommen, ehe der alte

Mann gestorben ist. Ich gebe Dir kein schriftliches Zeichen mit, nimm hier meinen Siegelring und gib den dem König zum Pfande, daß Du die Wahrheit sprichst. Und nun reite ohne Aufenthalt, bis Du angelangt bist in Brabant und zu den Füßen Deines Königs die Botschaft niedergelegt hast. Seine Krone ist in Gefahr, das sage dem König, und ich bin gewiß, er wird kommen, denn er ist ehrgeizig, und wird die schönste Krone nicht verlieren wollen. Nun gehe, mein Sohn."

„Ich gehe, Eminenz, und ich schwöre es bei der heiligen Madonna, ich werde nicht eher rasten und ruhen, nicht Schlaf und Speise zu mir nehmen, bis ich angelangt bin in Brabant und dem König Eure Botschaft gebracht habe. Segnet mich, mein Vater, segnet mich zu meiner Reise."

Er kniete vor Jiménez nieder und der legte seine weiße, knöcherige Hand auf das Haupt des knienden. „Ich sende Dich aus als den Boten Gottes und des Vaterlandes, Gott möge Dich segnen und das Vaterland Dir danken. Gehe."

Er geleitete ihn selbst bis zur Tür und winkte dann dem Pagen, der draußen stand.

„Ein reitender Bote nach dem Palast des Herzogs von Medina. Der Infant Don Ferdinand ist dort; er soll hierher kommen, denn der König liegt im Sterben und begehrt seiner." –

Das war der Bote gewesen, der den Infanten von Ancilla fortrief an das Sterbelager des Königs, denn nun lag er wirklich im Sterben. Der Leibarzt, Don Guzmann, der dem König gesagt, daß er einem gewöhnlichen Sterblichen nur noch drei Tage zu leben gebe, der hatte wohl Recht gehabt, zu sagen, daß der König nicht zu den gewöhnlichen Sterblichen gehöre. Länger als alle Anderen hatte er die Qual des Lebens und den Kampf mit dem Tode erduldet. Fünf Tage und fünf Nächte hatte es bedurft, um dem König Tod dem Sieg zu erringen über diesen trotzigen, hartnäckigen König der Erde, der mit der Kraft seines Geistes das Leben bannte in seinem Kopf, während sein Körper schon gestorben war.

In dem Thronsaal waren nun alle Granden versammelt, so viel deren in der Hauptstadt gegenwärtig gewesen. Die Boten des Kardinals hatten sie alle dahin beschieden. Und nun, da der König gestorben und kalt und leblos auf seinem Lager dalag, nun schritt der Kardinal in den Thronsaal ein und gerade zu dem Infanten Don Ferdinand dahin, der sich aufgestellt hatte auf der obersten Stufe vor dem Thron, der unter einem goldgestickten Sammetbaldachin sich befand. Zu beiden Seiten des Saals standen die Granden, die Häupter bedeckt mit den spitzigen Hüten, von denen die weißen Straußfedern niederwallten bis auf die Schultern. Eine tiefe Stille herrschte in dem Saal, und durch die weitgeöffneten Türen desselben schaute das ernste, marmorgelbe Angesicht des Königs hinein.

Hochaufgerichtet, stolz und majestätisch wie ein König schritt der Kardinal in der bescheidenen und armseligen Tracht des Franziskanermönches durch den Saal zu dem Throne hin. Die Granden neigten sich vor ihm bis zur Erde, und was sie vor dem Könige selbst nicht getan, das taten sie vor dem demütigen Priester des Königs aller Könige: Sie entblößten ihre Häupter, neigten die federgeschmückten Hüte tief zur Erde und die Häupter tief auf die Brust. Dann aber, als der Kardinal vorübergeschritten und dicht zu dem Infanten hin, richteten sich die stolzen Häupter wieder empor.

„Mein Infant, Don Ferdinand von Aragonien und Kastilien," sagte jetzt der Kardinal mit lauter Stimme, „ich stehe hier im Namen Eures älteren Bruders, des Königs von Aragonien und Kastilien! Und in seinem Namen bitte ich Euch, als der Erste seines Thrones, der Erste auch zu sein, welcher seinem Könige den Eid der Treue leistet!"

Die Granden hoben die Häupter höher empor und schauten mit fragenden, glühenden Blicken auf den jungen Infanten hin.

Der aber blieb ruhig vor dem Throne stehen.

„Kardinal Jiménez," sagte er ruhig und stolz, „Ihr seid der Fürst der Kirche, aber nicht der Fürst und der Vormund dieses Landes! Und ich kann Euch nicht das Recht zusprechen, hier schalten und walten

zu wollen im Namen des Königs von Aragonien!“

Das Haupt des Mönches hob sich höher empor, und in seinen Augen flammte jetzt der Zorn des Kriegers und des Helden auf.

„Ich nehme mir das Recht, Infant!“ sagte er mit gebieterisch lauter Stimme. „Ich habe dem König Karl, da er Infant war, geschworen, daß ich hier einstehen will für ihn, und ich halte mein Wort! Im Namen des Königs Karl befehle ich Euch, den Eid der Treue zu leisten!“

„Und im Namen meiner selbst und meines Großvaters, des verstorbenen Königs, verweigere ich diesen Eid!“ sprach der Infant mit lauter, hallender Stimme.

„Wohl gesprochen!“ riefen die Granden und eilten zu dem Throne hin und stellten sich zu beiden Seiten desselben auf.

„Ich kenne keinen König von Aragonien als mich selber!“

rief der Infant.

„Und ich!“ rief der Herzog von Medina, sich dem Throne nähernd und ein Knie beugend. „Ich grüße Dich, Don Ferdinand, als den König von Aragonien!“

„Ja!“ riefen die Granden, „wir grüßen Euch als den König von Aragonien!“

Der Kardinal mit flammendem Angesicht und feuerglühenden Augen sprang die Stufen des Thrones herauf und schob mit einer hastigen Handbewegung den Infanten bei Seite.

„Und ich!“ rief er mit Donnerstimme in den Saal hinein, „ich verbiete Euch, einen Andern zu begrüßen als den König von Aragonien, als Don Karlos! Seid gehorsam dem Willen des verstorbenen Königs, dessen marmorbleiches Angesicht zu Euch hereinschaut, und der Don Karlos zu seinem Erben ernannt hat, und sein Wille gebietet Euch, den Karl von Kastilien auch als König von Aragonien anzuerkennen! Sehet hier das Papier, beschrieben von der Hand des Königs dort! Es kündet Euch seinen letzten Willen! Vernehmt, was der König zu Euch spricht durch meinen Mund!“ Die Granden, die sich vorher ungestüm durcheinander bewegt hatten, blieben jetzt stehen und schauten in atemlo-

ser Spannung zu dem Priester auf, der hoch gehoben das Blatt ihnen darreichte.

„Laßt sehen!“ sagte der Herzog von Medina, „sprecht, Kardinal!“

Eine feierliche Stille trat ein, und langsam und gewichtig tönten nun die Worte des Kardinals, die er von dem Papier ablas:

„Ich befehle und verordne, daß mein Enkel, Karl von Kastilien, auch der Erbe der Krone von Aragonien sei!“

„Hat der König das geschrieben?“ fragte der Herzog von Medina, dicht zu dem Kardinal herantretend und seine Hand ausstreckend nach dem Papier.

„Wagt es nicht, das heilige Blatt zu berühren!“ rief der Kardinal mit zornigen Blicken. „Es ist der letzte Wille des Königs, und in dem Staatsarchiv wird es niedergelegt werden der Nachwelt zum Zeugnis!“

„Aber ich wiederhole meine Frage, hat der König das geschrieben?“ fragte der Herzog von Medina.

„Und ich,“ rief der Infant glühend, „ich sage Euch, der König hat das nicht geschrieben! Kardinal, gebt mir Antwort, hat mein Großvater geschrieben das, was Ihr da gelesen?“

Wieder trat eine atemlose Stille ein. Dann sagte der Kardinal langsam, aber mit fester Stimme:

„Nein, der König hat das nicht geschrieben, aber er hat es unterzeichnet mit seiner eigenen Hand! Er war gelähmt an allen Gliedern, und nur mit Mühe hat er seinen Namen zu schreiben vermocht! Kommt her, ihr Granden alle von Aragonien, und überzeugt Euch, daß das die eigene Handschrift des Königs ist!“

Er hielt das Blatt ausgestreckt, und die Granden scharten sich um den Thron und hefteten ihre Augen auf das Papier und lasen mit glühenden Blicken die Unterschrift.

„Ja,“ murmelten sie untereinander, „ja, es ist nicht zu bestreiten, das ist die Unterschrift des Königs Ferdinand!“

„Und dennoch sage ich Euch, daß das nicht der letzte Wille meines Großvaters ist!“ rief Ferdinand. „Die Unterschrift des Kardinals ist

erzwungen von dem armen, kranken Mann! Er hat es mir selbst gesagt, der König von Aragonien, er bereue, was er geschrieben in seiner Schwäche und Krankheit! Und er hat mir den Befehl gegeben, den Granden seines Reiches zu kündigen, daß ein anderes Testament existiert, und daß dies Testament allein den letzten Willen des Königs verkündet!"

„Ihr irrt, Infant," sagte Jiménez mit stolzer Ruhe, „wenn Ihr das vermeint; jenes Testament, von dem Ihr redet, ist früher gemacht! Und der König hat es bereut, da seine Sterbestunde herannahen fühlte; und getrieben von Reue und Gewissensangst, hat er mich beauftragt, diese Zeilen aufzusetzen und hat sie dann unterzeichnet mit seiner eigenen Hand! Diese letzte Willensverfügung hebt das andere Testament auf und macht es ungültig! Dieses Papier ist die Urkunde für das neue Reich Aragonien und Kastilien, das vereinigt wird auf dem Haupte des Königs Karl"!

„Solches wird nicht geschehen!" rief Ferdinand bleich vor Zorn, indem er nun den Kardinal zurückdrängte von dem Thron und mit einer stolzen, kühnen Bewegung sich auf den Thronsessel niederließ. „Ich sage Euch, Kardinal, ich bin der König von Aragonien! Und wenn Ihr es wagt, so verdrängt mich jetzt von diesem Platz, der mein ist nach dem Willen meines Großvaters, des toten Königs! Herr Herzog von Medina, ich befehle Euch als Euer König und Euer Herr, zeigt dem Kardinal und den Granden meines Reiches das Blatt, welches ich Euch vertraut habe! Dies ist der letzte Wille des Königs! Der Kardinal hat Euch ein Blatt gezeigt, von seiner eigenen Hand geschrieben und nur mühsam unterzeichnet von der Hand des Königs! Der Kardinal möge mir vergeben, aber es ist nicht bewiesen, daß seine Unterschrift wirklich von der Hand des Königs geschrieben ist! Das Papier aber, welches der Herzog von Medina Euch jetzt zeigen wird, enthält nur die eigene Handschrift des Königs! Er allein hat es geschrieben, was auf demselben steht, und hat es dann noch unterzeichnet! Überzeugt Euch, Herr Kardinal, daß ich die Wahrheit spreche!"

Der Herzog von Medina, mit beiden Händen das Papier festhaltend, trat in die Mitte des Saals und nötigte dadurch den Kardinal Jiménez, von den Stufen des Thrones herabzusteigen und zu ihm zu kommen. Sofort stellten sich nun zu beiden Seiten des Thrones die Granden, die Vertrauten und Mitverschworenen des Herzogs von Medina auf. Die Hand an ihre Schwerter gelegt, standen sie zu beiden Seiten des Infanten, der seinen Platz auf dem Thronsessel eingenommen hatte, und die rechte Hand in seine Seite gestemmt, stolz und kühn, nicht wie ein Knabe, sondern wie ein kampfbereiter Mann sich darstellte.

Der Kardinal, gefolgt von einigen Granden, trat nun zu dem Herzog heran und neigte sein Haupt über das Papier.

„Bekennt und bezeugt, daß das die Handschrift des Königs Ferdinand von Aragonien ist, Herr Kardinal!“ sagte der Herzog von Medina.

„Ja, es ist so!“ erwiderte der Kardinal, sein Haupt langsam neigend.

„Herr Kardinal Jiménez!“ rief Ferdinand von seinem Thronsessel hernieder, „ich gebiete Euch leset, was der König, mein gnädiger Großvater, geschrieben hat!“

Jiménez wandte sich mit einer raschen Kopfbewegung zu ihm zu.

„Infant, nicht weil Ihr es gebietet, sondern weil es meines Amtes ist, den letzten Willen des Königs zu verkünden, deshalb lese ich!“ Und mit lauter Stimme las er: „Es ist mein letzter Wille, daß mein erstes Testament allein Gültigkeit habe, und nicht das zweite, welches Jiménez in Händen hält! Das erste Testament ist gültig! Man wird es in meinem Zimmer allein finden, Maluna weiß, wo es ist!“

„Nun,“ rief Ferdinand, sich von seinem Thronsessel erhebend und sich stolz vor demselben aufrichtend, „nun, Herr Kardinal, das sind deutliche, unbestreitbare Worte! Und ich denke, Ihr werdet jetzt nicht mehr darauf bestehen, das zweite Testament als gültig zu betrachten!“„Ich kann nichts sagen, bevor ich nicht das erste Testament gesehen und gelesen habe!“ sagte der Kardinal. „Ich bitte den Infanten,

das erste Testament zur Stelle zu schaffen!“

„Es wird geschafft werden!“ rief der Infant, „holt mir Maluna, den alten Kämmerer und Vertrauten des Königs herbei!“

Einige von den Granden verließen nun den Saal, in welchem jetzt Schweigen herrschte. Alle Häupter wandten sich nach der Türe hin, und alle harrten mit ungeduldig klopfenden Herzen dem Eintreten des alten, greisen Malunas. Der Kardinal stand noch immer in der Mitte des Saals; sein Haupt stolz erhoben, schaute er nach der Tür hin mit einem Ausdruck strahlenden Triumphes.

Ferdinand hatte sich mit einem Blick voll Begeisterung und Energie niedergelassen auf dem Thronsessel und vor ihm stand der Herzog von Medina im stolzen Gefühl seiner Würde und Wichtigkeit.

Jetzt kehrten die Granden wieder zurück in den Saal, aber nicht mit freudigen, triumphierenden Gesichtern, wie sie gegangen, sondern langsam, mit düstern Mienen.

„Nun?“ fragte Ferdinand mit seiner hellen, jugendlichen Stimme, „nun, warum bringt Ihr Maluna nicht mit Euch?“

Sie antworteten nicht, sondern schritten gesenkten Hauptes durch den Saal hin, vorüber an dem Kardinal, der mit einem Lächeln sie anschaute, hin zu dem Thronsessel des Königs.

„Wo ist Maluna?“ fragte Ferdinand noch einmal, „warum bringt Ihr ihn nicht mit Euch?“

„Majestät,“ erwiderte der Herzog von Santos, sich tief verneigend, „Majestät, der Kämmerer Maluna ist schon vor einer Stunde gestorben, noch bevor der König seinen letzten Atem ausgehaucht hatte.“

„Ich wußte es,“ sagte der Kardinal leise in sich hinein, indem er die Hände faltete und den Blick zum Himmel emporhob, „ich danke Dir, Gott, Du hast viel Leid von diesem Landes abgewendet!“

„Maluna ist tot!“ rief Ferdinand hastig.

„Ja,“ sagte der Kardinal, wieder zu dem Sessel heranschreitend, „Maluna ist tot! Ich fordere von dem Infanten, daß er mir entweder das Testament des Königs von Aragonien zur Stelle schafft, durch

welches er, Ferdinand, zum Erben der Krone eingesetzt wird, oder, wenn er das nicht vermag, so fordere ich die Anerkennung dieses letzten Willens des Königs von Aragonien, fordere, daß der Infant den Eid leistet für den König Karl!“

„Ich werde das Testament zur Stelle schaffen!“ rief der Infant mit blitzenden Augen, „habt Ihr es nicht gelesen, Kardinal? Das Testament befindet sich in dem Gemache dort, wo die Leiche des Königs thront!“

„Dann bitte ich Euch, Infant, gehet hin und holt es!“ sagte der Kardinal. „Bis daß es gefunden ist, wollen wir die Zeremonie des Eidschwörens aussetzen!“ rief er dann mit gebieterischer Stimme in den Saal hinein. „Es ist ein altes Gesetz von Aragonien, daß, wenn die Nachfolge unsicher ist und schwankt, der tote König noch so lange Herrscher und Gebieter bleibt, bis er eingegangen ist in die Gruft seiner Ahnen! Wir werden den König Ferdinand nach dreien Tagen bestatten, bis dahin bleibt er Herrscher von Aragonien, und Alles geschieht in seinem Namen und in seinem Willen! Und ich, als der Kardinal und der höchste Fürst der Kirche dieses Landes, habe die Pflicht, zu wachen und zu beten an der der Leiche meines Königs! Die irdischen Dinge sind nun vergessen von mir und ich gehe, zu tun, was meines Amtes ist: zu beten und zu wachen bei meinem toten König! Folget mir, Ferdinand, Infant von Aragonien und Kastilien, folget mir und sehet nach, ob Ihr das Testament dort findet! Wo nicht, so gebiete ich Euch alsdann, das Zimmer zu verlassen, damit ich bete für die Seele des heimgegangenen Königs! Ihr Alle aber, Ihr Granden dieses Reiches, verlasset jetzt den Palast, in welchem der Tod seinen Thron aufgeschlagen hat, und wenn der König Ferdinand hinabgestiegen ist in die Gruft seiner Ahnherren, dann kehrt zurück und leistet dem neuen König den Eid der Treue!“

Er neigte stolz ein wenig das Haupt und schritt dann, dem Infanten voran, durch den Saal nach dem Gemache des Todes hin. Aber Ferdinand mit jugendlichem Ungestüm sprang vorwärts, und ehe noch der Kardinal die Schwelle der Tür überschritten, drängte er ihn bei

Seite und trat als der Erste ein in dieses Gemach.

„Vergebt, Kardinal Jiménez," sagte Ferdinand trotzig zu demselben, „ich glaube, dem König geziemt überall der Vortritt!"

„Mein Sohn!" sagte Jiménez, mit gehobener Hand nach der Leiche hindeutend, „dort liegt ein König, und Ihr sehet es wohl, er kann den Vortritt nicht mehr erringen! Nun gebt mir das Testament!"

Ferdinand eilte nach dem Schreibtisch hin, beschaute mit hastigem Blick alle Papiere, die auf demselben lagen, öffnete die Schatullen und suchte lange nach dem wichtigen Dokument; suchte ohne es zu finden! Die Granden standen zu beiden Seiten der Flügeltüren und schauten angstvoll hin auf den Infanten. Der Kardinal, neben der Leiche stehend, beobachtete mit lächelndem Blick das ängstliche Suchen desselben und seine Unruhe.

„Jetzt, Infant, da Ihr Euch überzeugt habt, daß das erste Testament nicht hier ist," sagte der Kardinal, „jetzt gebiete ich Euch im Namen der Kirche, das Gemach zu verlassen, denn die königliche Leiche gehört ihrem Gotte! Und ich will beten für den heimgegangenen König um Gnade und Erbarmen bei seiner und unser Aller Gott!

„Und ich!" rief der Infant, dicht zu der Leiche herantretend, „ich will tun, was Ihr tut, Kardinal! Ich werde die königliche Leiche meines Großvaters nicht verlassen! Es ziemt sich wohl für mich, Wache zu halten bei dem heimgegangenen König!"

„So tut es, Infant! Wir werden also Beide die Wache halten!"

Er öffnete die Seitentür, die nach dem kleinen Gemach hinführte und winkte die beiden Chorknaben herein.

„Schließt die Türen!" gebot er ihnen, „zündet die Kerzen an und schwenkt die Weihkessel, ruft die Geistlichen und die Priester herbei, damit wir die heilige Totenmesse begehen!"

Und die Chorknaben schlüpften leise durch das Gemach hin und schlossen die Türen des Thronsaales. Dann holten sie die Mönche herbei, die mit brennenden Kerzen nun eintraten und den Umgang hielten um die Leiche des Königs, zu deren Häupten Ferdinand niederge-

kniet war.

Betend und singend blieben die Mönche in dem Todesgemach des Königs. Und die Glocken läuteten den ganzen Tag und riefen es hinaus in die Luft: „Der König Ferdinand der Katholische ist tot!“ Und in den Straßen und in den Häusern standen die Menschen miteinander flüsternd. Und sie sprachen und erzählten sich viel von dem, was sich in dem Thronsaal begeben und angstvolle Gesichter und bestürzte Mienen sah man überall.

„Es wird Krieg geben und Streit und Unheil!“ murmelten die Bürger traurig untereinander. „Die stolzen Granden werden zu den Schwertern greifen! Ihr sollt sehen, sie wollen durchaus für Aragonien die Selbstständigkeit bewahren! Meinen, daß es eine Schmach sei, wenn Aragonien aufgehen soll in dem großen Vaterland Spanien! Und für uns wär´s doch ein Glück! Ja, je größer das Land ist, je mehr gibt es doch für den Bürger, für den Ackersmann zu erwerben!“

„Der Kardinal wird für uns einstehen!“ sagte ein Anderer beschwichtigend zu den geängstigten Bürgern, „der Kardinal liebt unser Vaterland, und er will es nicht, daß wir klein und erbärmlich bei Seite stehen! Er will, daß Don Karlos von Kastilien auch König von Aragonien sei, damit das Land Spanien groß werde und einig unter einem Haupte! Wir haben genug des Zankes gehabt, und es ist Zeit, daß wir stark und mächtig werden! Sagt nun Ihr Bürger, für wen wollt Ihr eintreten, für den Infanten Ferdinand und die Granden, die uns den Krieg geben, oder für den Kardinal und den König Karl, die uns Macht und Frieden geben!“

„Für den Kardinal und den König Karl!“ tönte es von allen Seiten.

„Wohlan! So geht nun durch die ganze Stadt, sagt es allen Bürgern und besprecht Euch mit ihnen. Sagt ihnen Alles, um was es sich handelt, daß sie Mut und Entschlossenheit haben und fest stehen wollen zu dem Kardinal, wenn er sie ruft! Verteilt Euch durch alles Gassen und sagt, was ich Euch gesagt habe: Haltet zu dem Kardinal, er wird uns beistehen im Namen unseres Königs Don Karlos!“

Aber auch die Granden gingen umher in die Stadt und sprachen zu dem Volk und kündeten ihnen, daß der Kardinal Jiménez ihr schönes Aragonien wollte herabsinken lassen zu einer Provinz von Kastilien, und daß er dem Infanten Ferdinand sein rechtmäßiges Erbe nehmen wolle!

Das Volk aber hörte nicht auf die stolzen Granden, die sonst nie einen Blick oder eine Beachtung für sie hatten! Schweigend und ohne irgendein Zeichen des Beifalls zu geben, standen sie und hörten die Reden der Granden an. Wenn diese aber das Volk aufforderten, sich zu erklären für den Infanten Ferdinand, und nicht dem Kardinal zu folgen, so wandte das Volk stumm sich ab, und floh durch die Straßen dahin, ohne Antwort zu geben.

* * *

XV.

Die Verschwörungen.

Immer noch verweilte der Infant in dem Sterbezimmer des Königs neben dem Kardinal. In düsterem Schweigen saß der Jüngling neben der Leiche des Königs, horchte auf die leise gemurmelten Gebete des Kardinals, horchte noch mehr auf die Stimme, die leise in seiner Seele murmelte und zu seinem Ehrgeiz sprach von der Königskrone Aragoniens, zu seiner Liebe von der Myrthenkrone Ancillas. Nicht ein einziges Mal richtete er das Wort an den Kardinal und auch dieser schien ganz und gar die Gegenwart des jungen Mannes vergessen zu haben. Als die Kronbeamten und die Palastdiener hereinkamen mit dem sammetbeschlagenen Sarg, dem der König von Aragonien lange schon für sich hergerichtet gehabt, als sie die Leiche unter feierlichen Zeremonien nun in diesen Sarg betteten, erteilte Kardinal Jiménez ruhig überall seine Befehle, als sei Niemand anders da, dieselben zu erteilen, und Ferdinand, in düsterem Schweigen verharrend, wehrt ihm nicht. Nur zuweilen hob er das Haupt und ließ die feurigen Blicke im Gemach umherirren, suchend vielleicht nach dem Versteck, in welchem das Testament verborgen sein möchte.

„Ich muß es haben," sagte er leise zu sich selber, „ich will diesen stolzen Kardinal zu meinen Füßen demütigen, ich will und muß König von Aragonien sein! Ach und welches Glück wird es sein, so frei und selbständig zu herrschen über dieses schöne Land und eine Königskrone auf das Haupt Ancilla zu setzen. Sie wird mir danken, „sie wird mich lieben und Aragonien wird ein glückliches Herrscherpaar auf seinem Throne sehen. Ich muß dieses Testament haben!"

Als die Leiche nun gebettet war in dem kostbaren Sarge, trug man sie hinein in den Thronsaal und stellte sie da auf dem mit schwarzem Sammet behangenen Gerüste in der Mitte desselben auf. Zu beiden

Seiten, auf hohen goldenen Kandelabern [15], brannten armesdicke Wachskerzen und warfen ihren trüben, gelben Schein durch den düsteren Saal hin, dessen Wände man ringsumher mit den Emblemen der Trauer, mit schwarzen Krepp-Festons [16], mit Zypressen und Palmenzweigen dekorierte.

Das dauerte die ganze Nacht hindurch und während der Zeit weilte der Kardinal mit den Chorknaben und Geistlichen neben der Leiche, Gebete murmelnd, oder auch zuweilen die Stimme erhebend zu feierlichen Totengesängen.

Der Infant Ferdinand blieb in dem offenen Gemach neben dem Thronsaal, in dem Sterbezimmer des Königs. Und als der Kardinal sang und betete mitten in der Nacht, schlich Ferdinand in dem anderen Zimmer umher, suchte in allen Möbeln, öffnete jeden Schrank und jeden Tisch, suchte mit zitternder Hast nach dem Testament, das ihm eine Krone sichern sollte, suchte und fand nichts. Und endlich, als der Morgen dämmerte, überwältigt von Ermattung, Schlaf und Sorgen, zog der Infant sich zurück mit Wut im Herzen, um in seine eigenen Gemächer sich zu begeben, und da auszuruhen von so vielen Erschütterungen und so vielen Stürmen in seiner Seele.

Aber als er nun eintrat in sein Gemach, da fand er den Herzog von Medina mit einigen der vertrautesten seiner Freunde in dem Vorzimmer. Sie näherten sich ihm mit der Ehrfurcht, die man einem König zollt, beugten das Knie vor ihm und neigten die stolzen Häupter. „Gott grüße Eure Majestät, den König von Aragonien."

Ferdinand erbebte. Herrlich und recht prachtvoll, wie himmlische Musik erklangen diese Worte seinem Ohr: König von Aragonien! und es leuchtete auf wie Sonnenglanz in seinem vorher so düsteren Angesicht.

„Oh, meine Freunde, steht auf," sagte er, und mit eigener Hand hob er den Herzog von Medina von seinen Knien empor.

„Ich bin nicht König von Aragonien, denn ich habe das Testament nicht gefunden."

„Trotz allem werdet Ihr unser König sein, und wir grüßen Euch als unseren König," sagte der Herzog von Medina feurig. „Was kümmern uns die toten Buchstaben, in unserem Herzen steht es geschrieben, daß Ihr unser König seid, und wir sind bereit, unser Gut und Blut, unser Leben dafür einzusetzen, um Euch die Krone zu erkämpfen."

„Ja," riefen die Granden begeistert, „wir sind bereit, unser Leben für Euch einzusetzen, für Euch, unseren König Ferdinand."

„Und so wie wir denken," sagte der Herzog von Medina, „denken alle Granden von Aragonien, so denkt die ganze Armee. Eure Soldaten sind bereit, zu kämpfen für Euer gutes Recht, alle Generale und Hauptleute gehören zu uns, und sobald Ihr befehlt, werden sie ausrücken, Euer Recht zu verteidigen gegen Jedermann, auch gegen den dereinstigen König von Kastilien, Don Karlos, wenn er es wagen sollte, herbeizukommen, um schon bei den Lebzeiten seiner Mutter als ihr Erbe aufzutreten. Noch lebt Johanna von Kastilien, Eure Mutter und die Mutter des Don Karlos, und so lange sie lebt, kann das Land Kastilien nur verwaltet werden im Namen der Königin. Aber Aragonien ist frei und es gibt sich aus freier Liebe und Ehrfurcht dem König Ferdinand hin, den der tote König zu seinem Erben und Nachfolger ernannt hat mit seinem Wort, seinem Willen und seinem Testament, gleichviel ob das Testament verloren gegangen ist. Wir erkennen es an, die Granden von Aragonien!"

„Ja," wiederholten sie Alle, „ja, wir erkennen es feierlich an, das Testament des verstorbenen Königs, wir, die Granden von Aragonien."

„Nun sagt und sprecht, König Ferdinand: Wollt Ihr mit uns kämpfen für Euer Recht? Wollt Ihr die Hand ausstrecken und das Zepter ergreifen, das der König Euch bestimmt hat?"

„Ja, ich will es," rief Ferdinand mit leuchtenden Augen, „ja, ich will König von Aragonien sein, wie es mein Großvater für mich bestimmt und festgesetzt hat. Laßt uns aber versuchen, ob es in Frieden geschehe, denn ich wünsche nicht, daß um meinetwillen das Blut meiner Untertanen vergossen werde. Wenn die Soldaten für mich sind, so ist

ja damit schon aller Kampf vermieden, denn das Volk wird nicht aufstehen, und wenn kein Feind ist, gilt es nicht zu kämpfen. Der Feind wird kommen, wenn mein Bruder Karlos aus den Niederlanden kommt."

„Der Feind ist schon da," sagte der Herzog von Medina.

„Der Kardinal Jiménez maßt sich an, der Stellvertreter des Königs Karl zu sein und er wird in seinem Namen die Soldaten unter das Gewehr rufen, damit sie den Eid der Treue leisten für ihren König Karl."

„Und Ihr werdet in meinem Namen den Hauptleuten und Anführern befehlen, daß sie nicht hören auf das Wort des Kardinal Jiménez, sondern ruhig in ihren Wohnungen verbleiben und harren dessen, was wir ihnen befehlen werden. Es soll und muß zum mindesten so lange Ruhe und Frieden herrschen in Saragossa und in ganz Aragonien, bis die Leiche meines Königs und Großvaters hinabgesenkt ist in die Gruft der Ahnen; dann wird es sich um die Frage handeln, wer herrschen soll in Aragonien, und dann, meine Freunde, dann ist es Zeit zu handeln. Warten wir also bis dahin und verhalten wir uns ruhig. Vielleicht daß Gott mir gnädig ist und daß es uns noch gelingt, das Testament aufzufinden, dann wird Kardinal Jiménez sich nicht länger sträuben gegen mein klares und unbestreitbares Recht. Dann werde ich König von Aragonien sein, nicht durch Kampf und vergossenes Blut, sondern nach dem Willen meines königlichen Ahnherrn in Frieden und in Ruhe." -

Während nun der Infant mit seinen Freunden und Anhängern sich noch weiter besprach über Alles, was geschehen sollte, und mit ihnen seine Pläne machte, verweilte Kardinal Jiménez immer noch in dem Thronsaal neben der Leiche des Königs. Er hatte, als der Tag anbrach, die Priester und Mönche, welche den Nachtdienst mit ihm gehabt, entlassen, damit sie einige Stunden ausruhen sollten bis zu dem feierlichen Hochamte, welches man im Thronsaal um die Mittagsstunde zu Ehren des toten Königs abhalten wollte. Nur einem von den Chorknaben hatte er geboten, bei ihm zu bleiben und die Wache zu halten

über die Kerzen auf den hohen Kandelabern, damit nicht das herabträufelnde Wachs die Decken und Verzierungen des Sarkophages beflecke. Der kleine Chorknabe war im Kloster der Franziskaner, in welchem der Kardinal trotz seiner hohen Würde immer seine Wohnung behalten, der Liebling der Mönche und ebenso der Liebling des Kardinals. Das kluge Gesicht, die leuchtenden, schwarzen Augen des kleinen Leyvas hatten oft schon dem Kardinal ein freundliches Lächeln entlockt und nie war er vorübergegangen an dem Knaben, ohne irgend ein freundliches Wort an denselben zu richten und mit einem Kopfnicken ihn zu grüßen.

„Du wirst die Wache halten, mein Kind, und wirst nicht einschlafen?“ fragte Jiménez, als er nun in dem weiten Thronsaal allein war mit dem Knaben.

„Eminenz,“ erwiderte er lebhaft, „was Ihr mir befehlt, das werde ich vollbringen und müsste ich auch dabei sterben. Es ist wahr, mir liegt der Schlaf ein wenig in den Augen, aber Ihr habt gesagt, daß ich wachen soll, Eminenz, und so werde ich wachen!“

Der Kardinal blickte ihn freundlich und sinnend an.

„So wache, mein Kind, während ich dort hineingehe einen Augenblick, um zu beten und mich zu sammeln mit neuer Kraft.“

Und der Kardinal ging langsam aus dem Saal hinaus in das Sterbezimmer. Da schaute er sich um mit glühenden, suchenden Blicken, ringsrum, wie es Ferdinand getan.

„Es wird hier irgendwo verborgen sein,“ sagte er, „aber es ziemt mir nicht zu suchen und zu forschen. Gott selber hat gesprochen und seinen Willen kundgetan, denn er hütet das Geheimnis und hat dem Maluna die Lippen geschlossen, daß sie es nicht verraten können. Der Name Gottes sei gelobt“

Er kniete nieder betete lange und inbrünstig, die Hände über die Brust gefalten, die großen, schwarzen Augen himmelwärts gerichtet.

So lag er da und lange noch, als seine Lippen sich nicht mehr bewegten im Gebet, schaute sein Auge empor zu Gott und fragte ihn mit

den Gedanken seiner Seele: was nun die Zukunft sein solle von Aragonien. Und vielleicht hatte er die Antwort Gottes in seiner Seele vernommen, denn nach einiger Zeit stand er auf, entschlossen, kühn und ruhig zugleich.

„Ich will tun nach dem Willen Gottes, Don Karlos soll König von Kastilien sein und bleiben! So hat es Gott gewollt, darum hat er Maluna´s Augen geschlossen, daß der Tote nicht das Geheimnis des Toten verrate. Aber es werden nach diesen drei Tagen der Ruhe die Aufrührer und Verschwörer mit dem Infanten hier hereinbrechen und werden suchen und suchen, bis sie vielleicht dennoch das Geheimnis entdecken und werden den Würgengel des Aufruhrs und der Revolution aufwecken, daß er das unglückliche Land Aragonien verheere. Ich will es nicht, ich, der Statthalter Gottes und meines Königs auf Erden, ich will es nicht! Das Testament darf nicht entdeckt werden, es darf nicht an das Licht aus dem Grabe hervorgezogen werden, Gott will es nicht und Kardinal Jiménez will es auch nicht. Ich werde alle Mittel ergreifen, um diesem Lande den Frieden zu sichern; das Geheimnis soll und muß bewahrt werden! Aber wie, wie fange ich´s an, es zu erreichen, es für immer verschwinden zu lassen, bevor diese drei Tage verflossen sind."

Lange ging er sinnend und überlegend auf und ab; dann auf einmal blieb er stehen und ein helles Lächeln strahlte über sein Antlitz hin. Mit entschlossenem Schritt und gehobenen Hauptes ging er nun wieder in den Thronsaal hinein. Der Knabe stand mit hellen Augen und einem Lächeln neben den Kandelabern und hatte eben einen Funken, der das Wachs entzündet und zum rascheren Fließen gebracht hatte, mit sorgsamen Händen weggenommen. Der Kardinal trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Liebst Du mich, mein Sohn?"

„Ja, Eminenz," erwiderte der Knabe, ihn mit den großen Augen zärtlich anblickend, „ich liebe Euch und ich denke, man kann seinen Vater nicht mehr lieben, wie ich Euch liebe. Euer Eminenz wissen

wohl, daß ich ein armer Waisenknabe bin, mein Vater ist tot aber Euch liebe ich, Eminenz, als meinen Vater und möchte Alles tun, um es Euch zu beweisen."

Jiménez lächelte. „Bist ein Waisenknabe, aber Gott ist der Vater aller Menschen und dieser himmlische Vater hat Dir ein schönes Erbe gegeben, ich lese in Deinen Augen, mein Sohn, er gab Dir Verstand und Herz. Nun sag', was möchtest Du werden auf der Welt und wünschest Du Dir zu sein?"

„Ich möchte General werden!" erwiderte der Knabe, stolz seinen hübschen Kopf emporhebend.

Jiménez lächelte und nickte. „General, das möchtest Du werden? Und was war Dein Vater?"

„Ein armer Schuster, Eminenz, und ich glaube, er starb vor Hunger, denn er sah gar so mager und schmächtig aus, als er im Sarg lag."

„Und der Sohn des armen, verhungerten Schusters möchte General werden?" lächelte der Kardinal. „Für einen kleinen Schusterbuben ein ganz hübsches Ziel, Du kleiner Leyvas. Nun höre, mein Sohn, wenn Du alles das, was ich Dir befehlen werde, genau und pünktlich ausrichtest, dann will ich, was ich vermag, dazu zu tun, daß Du dereinst General wirst. Ich will Dir die Pforten öffnen, die dahin führen, dann wird es Deine Sache sein, weiter zu schreiten und mit dem Schwert in der Hand Dir den Generalstitel und den Ruhm zu erwerben."

„Eminenz öffnet mir die Türen und ich werde weiter schreiten und ginge es durch Kanonen und Pulvermagazine dahin!" sagte der Knabe mit flammenden Augen.

Jiménez sah ihn mit fast bewundernden Blicken an und legte zärtlich seine Hand auf das schwarzlockige Haar des Knaben.

„Ich glaube wohl, Du wirst General werden," sagte er, ihm freundlich zunickend. „Ich prophezeihe Dir eine große Zukunft, mein Kind. Aber zuerst handelt es sich darum, daß Du genau meine Befehle ausführst. Willst Du?"

„Sagt mir, Eminenz, daß ich das Fenster öffnen und mich hinaus-

stürzen soll, ich werde es tun," sagte der Knabe energisch.

„Hinaus sollst Du allerdings," lächelte Jiménez, „aber nicht zum Fenster hinausstürzen, um Dir den Hals zu brechen, da zur Tür sollst Du hinausgehen, sobald der Morgen dämmert und sollst alles das ausrichten, was ich Dir auftragen werde. Du weißt Bescheid in Saragossa?"

„Eminenz," lachte der Knabe, „ich weiß so gut in Saragossa Bescheid, wie in meiner eigenen Tasche, nur daß diese immer leer ist, während das liebe schöne Saragossa immer voll ist, voll Vergnügen und Lustbarkeit für mich. Ich kenne jeden Winkel, jede Straße und jedes Haus in Saragossa. Ich kann Euch sagen, wo die Granden wohnen und was sie tun, ich kann Euch sagen, wo die Krämer wohnen und was sie zu verkaufen haben. Ich bilde mir ein, daß ich Alles weiß; denn wenn nicht die Messe zelebriert wird im Kloster, so habe ich nichts zu tun und bin dann wieder der lustige Schusterjunge, dem ganz Saragossa gehört."

„Nun denn, mein lustiger Schusterjunge, so wirst Du, sobald der Tag anbricht, zu einem von den Krämern gehen, die Du kennst und wirst zu irgend einem lustigen Schwank für Dich Dir Schwefelfäden und Pulver geben lassen. Nicht viel bei Jedem, hörst Du? Kaum für ein Viertel Real bei Jedem von den Krämern, so daß es Niemand auffällt. Sagst, daß Du es zu Deinen lustigen Streichen haben willst. Dann verbirgst Du Alles sorgfältig unter Deinem Chorhemd und kommst hierher zurück zu mir."

„Und das ist Alles?" fragte der Knabe, mit seinen großen, klugen Augen zu dem Kardinal aufschauend.

„Nein nicht Alles, das Schwerste kommt nun noch. Du weißt, um die Mittagsstunde werden wir die Messe zelebrieren, die große Messe. Du wirst mit dem Weihkessel neben mir stehen und wirst ihn schwenken hin und her, daß der Weihrauch in weißen Wolken durch den Saal aufsteigt; Du wirst Deinen Weihkessel so stark und gewaltig schwenken, daß er gegen einen von den Kandelabern fliegt und den Leuchter

umstürzt.“ Das Antlitz des Knaben überzog sich mit Purpurröte.

„Eminenz, man wird mich dann für einen sehr ungeschickten Knaben halten. Der Prior des Franziskanerklosters wird mich bestrafen und wird mich für immer vom Messdienste ausschließen.“

„Und ich,“ sagte Jiménez, „ich werde Dir dann die Türen öffnen, die meinen kleinen Schusterjungen auf die Bahn bringen, wo er die Generalsepauletten findet.“

„Ihr werdet mich dafür belohnen, Eminenz, wenn ich so ungeschickt bin?“

„Ich werde Dich dafür belohnen und doppelt belohnen, mein Kind, wenn Du zu keinem Menschen auf der Welt verrätst, was ich mit Dir gesprochen, zu keinem Menschen verrätst, daß es nicht Deine Ungeschicktheit, sondern mein Befehl war, daß der Leuchter fiel.“

„Sie können mich foltern und mich der Inquisition überantworten, ich werde nicht verraten,“ sagte der Knabe mit keckem Auge. „Ich habe weiter nichts zu tun, Eminenz, als wie durch ein Versehen mit dem Weihkessel oder mit dem Fuß den Kandelaber mit der Kerze umzustoßen?“

„Doch, mein Sohn, Du muß möglichst bewirken, daß der Kandelaber so umfällt, daß das brennende Licht in die schwarzen Kreppverzierungen hineinfällt und sie entzündet.“

„Das wird Feuer geben,“ murmelte der Knabe, sich ängstlich umschauend. „Ihr seht wohl, Eminenz, der ganze Saal ist mit Krepp verziert und die Verzierungen gehen sogar hinein in das Gemach. Das wird ein großes Feuer geben!“

Jiménez wiegte lächelnd sein Haupt. „Das Feuer und das Wasser und alle Elemente stehen in Gottes Hand; er wird das Feuer entzünden und wird es löschen, wie es not tut dem Menschen. Kümmere Dich nicht darum, mein Knabe, sage mir, bist Du entschlossen, Alles zu tun, was ich Dir geboten?“

„Ja, Eminenz, und müsste Ich selber dabei verbrennen, ich werde alles tun!“

„Das heißt, mein Sohn," sagte der Kardinal, „Du wirst Dir eine glänzende Zukunft verdienen. Du sagst, daß Du mich liebst wie ein Vater, und ich schwöre Dir, mein Knabe, ich will für Dich sorgen wie ein Vater. Du weißt jetzt, was Du zu tun hast, mein Sohn, und sobald der Morgen anbricht, eile, meine Befehle genau und pünktlich auszuführen. Wenn Du die Schwefelfäden hast, kehrst Du zu zurück; ich werde, sobald die Priester und die Kronbeamten beim Tagesanbruch wieder hier eingetreten sind, mich zurückziehen in jenes Gemach, ich werde dort knien und beten, und Du wirst, wohl beachtend, daß Niemand es gewahr wird, mir die Dinge geben, die von Dir gefordert habe."

* * *

XVI.

Revolution und Straßenkampf.

Als der Morgen anbrach, begaben sich die Granden, die Kronbeamten und der ganze Hofstaat des verstorbenen Königs in den Thronsaal. In langem, feierlichem Zuge näherte sich die hohe Geistlichkeit, gefolgt von den Prioren der Klöster. Mit Fackeln in den Händen zogen sie durch die Straßen, begleitet vom Klang der Tube, dem Wirbeln der Trommeln und dem Geläute der Glocken. Im Palast eingetreten, schritten sie die mit schwarzem Tuch belegte Treppe empor und stellten sich in feierlicher Prozession rings um den Katafalk des Königs auf. Draußen sammelte sich nun das Volk auf dem großen Platz vor dem Palast.

Und als Kardinal Jiménez nun die breiten Flügeltüren öffnen ließ und hinaustrat auf den Balkon, um dem Volk das heilige Kruzifix zu zeigen, da donnerten die Kanonen, läuteten die Glocken, und das Volk sank auf die Knie nieder, betend und sich bekreuzigend. Auch drinnen im Thronsaal hatten alle das Knie gebeugt und murmelten die Gebete der Sterbenden, und schauten dabei verstohlen auf den wundervoll geschmückten Katafalk, der in der Mitte der hohen, goldenen Kandelaber sich erhob. Von jedem dieser Kandelaber zogen sich, schwarzen Wolken gleich, Gehänge von Flor und Seide mit Zypressen verziert hinüber nach den Wänden und waren dort mit Palmenzweigen befestigt. Die Fenster alle waren dicht verhangen mit schwarzem Flor und nur die gelben Flammen der Wachskerzen auf den Kandelabern verbreiteten in dem hohen, schwarzen Raum ihr seltsames Licht. Und gleich dem Thronsaal war auch das Sterbezimmer des Königs, dessen Türen offen standen, ausgeschmückt mit schwarzem Flor und Festons, die das ganze Gemach erfüllten und in Verbindung wieder standen mit den Festons und Girlanden, die aus dem Totensaal sich da hineinleiteten.

Der Kardinal selber hatte den ausschmückenden Tapezierern und Dekorateuren die Anweisung gegeben, wie Alles geordnet werden solle, und dann war er prüfenden Auges selber, da Alles nun fertig war, durch die Gemächer gegangen, hatte hier und dort die Festons und Rosetten geordnet, sogar die Hand an dieselben gelegt und die Palmenzweige und Zypressen gebogen und befestigt nach seinem Geschmack. Mit stiller Bewunderung hatten die Tapezierer und Dekorateure gesehen, wie genau prüfend der Kardinal Alles betrachtete, und wie selbst der große Mann es nicht verschmähte, um die kleinen Dinge des Lebens sich zu kümmern!

In dem ersten Gemach hatte der Kardinal am längsten verweilt, und dahin hatte er den Chorknaben Leyvas gerufen, daß er von den Palmenzweigen, welche die Festons zusammenhielten, einen herabholte. Und der Knabe war lange dabei verweilt. Jiménez hatte ihm zugeschaut und dann mit einem leisen Neigen des Kopfes ihn gegrüßt. Mit dem Palmenzweig in der Hand war der Kardinal wieder in den Thronsaal zurückgekehrt und, neben den Katafalk sich aufstellend, hatte er die Granden und Beamten und Hofleute gegrüßt mit einer kaum merklichen Bewegung seines Hauptes. Nun begann die heilige Zeremonie, nun sangen die Priester, knieten die Chorknaben und schwenkten ihre Weihkessel, und in dem schwarzen Raum schwebten, durchsichtigen Geistern gleich, die grauen Wolken des Weihrauches hin. Der Infant Don Ferdinand lag kniend auf den Stufen des Katafalks, und das Haupt tief geneigt, die Hand auf die Drapierung des Katafalks gelegt, betete er und schien ganz versunken in Schmerz und Andacht. Es war eine erhabene, ergreifende Zeremonie. Draußen betete das Volk, donnerten die Kanonen, heulten und wimmerten die Glocken von allen Türmen; drinnen sangen die Priester, knieten die Granden, und in Mitten dieser glänzenden Versammlung stand nur Jiménez aufrecht, stolz, in der Würde seines Amtes da, das goldene Kruzifix hoch erhoben mit beiden Händen, und die Meßner klingelten, und tiefer nun neigten die Granden, wie der Infant ihre Häupter zur Erde nieder.

Hinter dem Kardinal stand der Chorknabe Leyvas und schwenkte seinen Weihkessel, das Auge immer auf den Kardinal geheftet, immerfort hin und her. Die Funken sprühten daraus hervor, er achtete es nicht, er sah nur auf den Kardinal und schwenkte immer eifriger, immer heftiger! Da fiel ein Funke, ein einziger kleiner Funke in die Florvorhänge, und im Augenblick leckte es wie eine goldene Schlange an der Draperie empor, züngelte sich immer höher und höher empor und nun ein einziger Schrei des Schreckens: „Feuer! Feuer!“ ertönte in dem Saal. Die Granden erhoben sich alle, der Gesang der Priester verstummte. „Feuer! Feuer!“ schrie Alles und strömte nach den großen Ausgangstüren hin, um hinauszukommen, bevor noch das Feuer den Ausgang verwehrte.

„Rettet die Leiche des Königs!“ rief die donnernde Stimme des Kardinals, und fast mit Gewalt trieb er die Priester zurück, „hebt die Leiche auf und tragt sie hinaus!“

Und während Alles nun damit beschäftigt war, züngelte das Feuer rings um an den Wänden und raste jetzt mit Riesengeschwindigkeit hinein in das nächste Gemach, in das Sterbezimmer des Königs! Da züngelten die Flammen an den Wänden hinauf und hinab! Und wie man hineinschaute, erblickte man nur ein einziges, großes Feuer!

„Drückt die Türen zu und rettet den Saal!“ rief der Kardinal laut. Und der Knabe Leyvas tat wie ihm befohlen. Mit kühnem Griff warf er die Türen zu, die zu dem nächsten Gemach führten, und sprang nun flink wie eine Tigerkatze in den Saal zurück, riß die Festons herab und trat die Flamme unter seine Füße und befeuerte mit seinen gebieterischen Worten die anderen Chorknabe, daß sie seinem Beispiel folgten. Stürzte selber hinunter, um „Feuer, Feuer“ zu rufen durch die Straßen, und die Bürger herbeirufen, damit sie helfen, das Feuer zu löschen!

Die Priester, die Granden, die Beamten, Alles hatte in stürmischer Eile, von panischem Schrecken erfaßt, den Palast verlassen. Die Priester, von dem Befehl des Kardinals gedrängt, waren geblieben, hatten mit ungeheurer Anstrengung den Katafalk geöffnet, die Leiche des

Königs herausgehoben und sie weit nach dem anderen Flügel des Palastes in ein Gemach getragen.

Den weisen Anordnungen des Kardinals, der nicht einen Moment von dem Feuer sich hatte verdrängen lassen, und der selber seine Befehle erteilt und die Ausführung derselben überwacht hatte, war es endlich gelungen, des Feuers Herr zu werden. Die Draperien, die Palmen, die Zypressen lagen in kleinen Aschenhaufen rings umher. Die goldenen Tapeten waren geschwärzt und herabgesenkt, die schwarzen Teppiche des Fußbodens waren verbrannt, aber der Marmorfußboden hatte den Flammen wirksamen Widerstand geleistet und es war gelungen, endlich ihrer Herr zu werden.

„Und jetzt," sagte der Kardinal, „jetzt laßt uns sehen, ob das Feuer auch dorten erloschen ist in dem anderen Gemache!"

Und er selber öffnete die Tür, die der Knabe vorher zugeschlagen, aber ebenso rasch verschloß er dieselbe wieder. Das ganze Gemach war nur ein einziges Feuermeer, und durch die halbgeöffnete Tür leckte die Flamme mit spitzen Zungen schon wieder hinein.

„Laßt das Feuer dort!" sagte der Kardinal, „es muß ersticken in seiner eignen Wut! Holt die Wasserschläuche herbei, setzt Leitern von außen an das Gebäude, und von dort mögen die Wasserschläuche spielen!"

Aber ehe noch Alles geschah, ehe noch Alles herbeigeschafft war, verging eine geraume Zeit und drinnen wütete das Feuer fort und fort. Man hörte es prasseln und donnern in dem Gemach, als ob Lawinen niederstürzten und zusammensanken. Aber Niemand wagte hineinzugehen. Zwei Türen nur führten in das Gemach, eine von dem Thronsaal, die andere von dem Seitengemach. Auf Befehl des Kardinals wurden beide Türen mit nassen Segeltüchern bekleidet und mit Asche verschüttet.

„Nun mag das Feuer auswüten, es wird nichts im Palast zerstören. Der Fußboden ist mit Marmor getäfelt und wenn das Holzwerk der Decke und der Wände verzehrt ist, wird das Feuer an den dicken, stei-

nernen Wänden sich selber erdrücken müssen!“

Und als nun endlich die Bürger mit langen Sturmleitern und Wasserschläuchen herbeikamen, war das Feuer schon dem Erlöschen nahe und das ganze Gemach bot nur einen Anblick der Verwüstung und Zerstörung dar. Nichts vom Holzgetäfel der Wände, nichts von Möbeln desselben war mehr sichtbar. Alles war nur Staub und Schutt und Asche! Als die Flammen ausgelöscht und erstickt waren, ließ der Kardinal die Asche und die Segeltücher von den Türen wieder fortnehmen und drang ein in den schwarzen, düstern Raum. Da stand er nun inmitten des Gemaches und schaute sich um mit einem langen beobachtenden Blick, schaute die geschwärzten Wände, die gestern noch bekleidet waren mit dem künstlich geschnitzten Holzgetäfel. Da fiel sein Auge drunten an der Wand auf eine Höhlung in derselben, ein kleines, viereckiges Loch, und er nickte mit dem Haupte. Und ein Lächeln hauchte über sein Angesicht hin, als er nun herantrat und in dieser Höhlung einen Haufen Asche gewahrte. Er machte über demselben das Zeichen des Kreuzes und neigte sein Haupt.

„Gelobt sei Gott der Herr!“ murmelte er, „er hat mir seine Hilfe gesendet, und ich habe meinem König Karl sein Land erhalten!“

Die Leiche war gerettet, und mit feierlichem Gepränge trug man sie am nächsten Morgen hinunter in die Gruft der Könige. Und wiederum berief nun der Kardinal Jiménez die Granden des Reiches in das Schloß, um dem König Karl den Eid der Treue zu leisten. Aber Wenige nur folgten seinem Ruf, nur diejenigen, welche beschränkt und abhängig dem Willen des Kardinals sich fügen mußten, um nicht ihre Existenz zu gefährden. Die mächtigen Granden, an ihrer Spitze der Herzog von Medina, sandten ihre Boten in den Palast und ließen vermelden, daß sie dem Befehl des Kardinal Jiménez nicht gehorchen werden!

„So werde ich sie zwingen, mir zu gehorchen!“ rief der Kardinal mit feuerblitzenden Augen. „Ja, ich werde sie zwingen, ihrem König den Eid der Treue zu leisten! Sagt ihnen das!“

Und der abgesandte Herold der Granden brachte die Botschaft zurück in den Palast des Herzogs, wo die Großen versammelt waren und sich auch der Infant Ferdinand eingefunden hatte.

„Wir werden ja sehen, ob dieser stolze, übermütige Priester hier mehr Gewalt hat als ich!“ rief Ferdinand mit zornigen Blicken. „Er droht, und ich werde handeln! Ihr sagt, die Soldaten sind für mich, wohlan, ich will mich an ihre Spitze stellen, und mit ihnen hinziehen in den Palast. Wir werden ja sehen, ob Jiménez es wagen wird, dem König Ferdinand den Eingang zu verweigern! Ich weiß es wohl, es ist ein gefährliches Unternehmen, das ich beginne, es heißt Revolution! Und wenn ich unterliege, so werde ich gerichtet als ein Hochverräter! Und dasselbe wird Euch geschehen! Darum frage ich Euch, Ihr Granden von Aragonien, bedenkt wohl, wollt Ihr zu mir halten, wollt Ihr Not und Gefahr teilen, oder wollt Ihr hingegen in den Palast, Euch den Befehlen des Kardinals zu unterwerfen und den Eid der Treue ablegen für den König Karl! Entschließt Euch, ich habe nichts, was ich Euch bieten kann als meine Dankbarkeit und meine Liebe! Ich kann mit nichts Euren Beistand erkaufen als mit leeren Versprechungen für die Zukunft, und wenn unser Unternehmen fehlschlägt, dann seid Ihr alle gefährdet, das bedenkt wohl! Ihr Pagen, öffnet die Türen, und wer sich vor der Gefahr scheut, und hingehen will, der gehe hin, und wer bleiben will, der bleibe! Ich achte nicht auf Euch, ich sehe nichts!“

Er wandte sich um und trat in die Fensternische und schaute hinaus auf die Straße. Aber hinter ihm tönte es jetzt mit begeisterten Rufen.

„Es lebe der König von Aragonien! Treue schwören wir ihm bis in den Tod! Unser Gut und Blut gehört ihm! Wende Dich um, König Ferdinand, tritt in unsere Mitte und empfange den Schwur der Treue.“

Nun wandte Ferdinand mit vor Begeisterung strahlendem Angesicht sich um und trat mitten unter die Granden, und sie beugten vor ihm die Häupter und küssten die Hände, die er freudig ihnen darreichte.

„Es lebe unser König Ferdinand!“ tönte es von allen Seiten. „Und nun laßt uns das Werk beginnen! Jiménez muß gefangen werden und Ferdinand muß den Thron besteigen!“

„Es ist Alles vorbereitet!“ sagte der Herzog von Medina, „die Soldateska harrt draußen vor dem Thore unseres Rufes, um hineinzukommen in den Palast und Jiménez gefangen zu nehmen! Die Bürger werden sich nicht sträuben, sie sind friedliebend und werden sich zurückziehen, und den Pöbel werden die Soldaten mit ihren flachen Klingen verjagen und unser wird der Sieg sein! Eilt, Ihr Granden, eilt, Eure Dienerschaft zu bewaffnen, während unsere Boten hinreiten, die Soldaten hereinzurufen. Ihr aber, König Ferdinand, besteigt das Pferd, das drunten schon im Hof bereit steht, und reitet nach dem Palast hin. Die Türen des Parks sind geöffnet, durch dieselben kommt Ihr gesichert in den Palast und dort werden wir Euch begrüßen.“

„Nein!“ rief Ferdinand stürmisch, „nein! Ich bin kein Knabe, der die Gefahr scheut, und kein Greis, der ihr nicht entgegentreten kann! Ich will nicht im sichern Gemach mich bergen, während Ihr Euch der Gefahr aussetzt! Ich will die Soldaten anführen, und wenn sie alle treu halten wollen zu Karl und Jiménez, so will ich mich an Eure Spitze stellen, ich will mit Euch kämpfen, und wenn es sein muß, mit Euch fallen! Wer eine Krone sein eigen nennen will, der muß auch bereit sein, für sie zu kämpfen mit seinem eigenen Blut!“

„Heil unserm König, Heil Ferdinand, dem Heldenjüngling! Verweilt, Majestät, nur eine kurze Zeit, wir wollen alle herankommen mit unsern Dienern und unsern Mannen, um Euch zu folgen auf Eurem Triumphzuge durch die Stadt!“

Sie stürmten hinaus, um in fliegender Eile sich nach ihrem Palaste zu begeben, und ihre Mannen zu holen.

Der Infant aber neigte sich zum Herzog von Medina.

„Herzog, bevor ich hinausgehe, mir eine Krone zu erobern, laßt mich von Ancilla Abschied nehmen!“

Der Herzog lächelte. „Ich wußte es wohl!“ sagte er, „Ancilla ist dort

in dem Zimmer und harret Eurer, Majestät!“

Ferdinand, in der Leidenschaft der Jugend, stürmte durch den Saal, riß die Tür auf und stürzte hinein. Und da stand Ancilla, prächtig geschmückt, bleich wie eine Lilie, aber die Augen funkelnd in einem seltsamen Feuer, die Purpurlippen umspielt von einem Lächeln des Triumphes. Wie der junge Mann jetzt vor ihr niederstürzte auf die Knie, neigte sie sich zu ihm und hob ihn auf.

„Es ziemt meinem König nicht, vor mir zu knien!“

„Ja, Ancilla, es ziemt Deinem Untertanen, das Knie zu beugen vor der Königin von Aragonien! Denn Du allein, Ancilla, sollst meine Königin sein, Dir allein gehört mein Herz, Dir, meiner ersten Liebe, soll meine Hand und meine Krone gehören! Ancilla, bald wird der Aufruhr, Kampf und Weheschrei durch die Straßen von Saragossa donnern, denn es gibt hier Viele, die wider mich sind! Viele selbst von den Soldaten mögen das Schwert ergreifen für meinen Bruder Karl, ich aber werde frohgemut mich hineinwagen in den Kampf, denn es gilt, meiner Ancilla eine Königskrone zu erobern! Nun frage ich Dich, Ancilla, willst Du mein sein, willst Du mir beistehen im Kampf und Not oder in Herrlichkeit und Pracht?“

Sie sah ihn an mit glühenden Blicken, und es leuchtete in ihrem Auge wie Haß und Zorn. Aber sie ließ langsam diese Augen niedergleiten und zwang ein Lächeln auf ihre Lippen.

„Ja, ich bin bereit, Eure Königin zu werden, oder mit Euch unterzugehen!“

Nun schlang er seine Arme fest um ihren Nacken und drückte sie an sich in leidenschaftlicher Bewegung. „Ancilla, Du bist meine erste Liebe, Du sollst auch meine letzt sein! Nichts kann mich von Dir trennen, nichts kann Dich mir entreißen! Sag´, Ancilla, daß es so sein soll, sag´, daß Du mich liebst!“

Und ihre fest zusammengepreßten Lippen murmelten leise:
„Ich liebe Dich, König von Aragonien!“

„Das ist Musik, das ist Drommetenklang!“ rief Ferdinand begeis-

tert. „Jedes Deiner Worte reift mich zu einem Jüngling, jedes Deiner Worte ist ein Jahr des Glückes und der Kraft! Nun gehe ich hinaus in den Kampf! Lebe wohl, Geliebte, auf frohes, glückliches Wiedersehen!“

„Auf frohes, glückliches Wiedersehen!“ rief sie ihm nach. Und dann, als er hinaus gestürmt war, verblasste das Lächeln auf ihren Lippen und der Zorn flammte wieder in ihren Augen, sie legte die Hände auf ihr Herz und preßte sie da fest zusammen.

„Wie´s da glüht und hämmert!“ murmelte sie, „das sind die Erinnerungen, die immer und immer klagen und jammern nach Inigo! Aber ich will sie töten, ich will sie mit Purpur bedecken, damit sie nicht so laut mehr reden können! Ach, wenn eine Königskrone auf meinem Haupte glänzt, werde ich vielleicht Ruhe finden! Mein Vater hat wohl Recht, die Liebe ist eine Eintagsfliege, die mit der Sonne erwacht und mit der Sonne untergeht! Aber die Krone von Gold wird dauern, so lange ich lebe!“ –

An der Spitze der Granden, die nun zu dem Palast mit ihren Mannen herangekommen waren, ritt Ferdinand hinaus auf die Straßen von Saragossa. Aber nicht, wie der Herzog prophezeit hatte, waren die Straßen öde und leer, sondern ein wildes Getümmel war auf denselben und die Bürger rasten zum Palast.

„Wo sind die Soldaten?“ fragte Ferdinand den Herzog, „ich sehe noch Niemand von ihnen kommen, habt Ihr die Boten noch nicht nach den Toren geschickt?“

Der Herzog schaute die Straße hinauf und hinab, da sah er eilenden Laufes einen der Boten daher kommen.

„Nun,“ rief der Herzog ihm entgegen, „wo sind die Soldaten, Ihr habt sie gerufen?“

„Nein, Herr Herzog, wir haben es nicht vermocht, die Tore sind geschlossen und mit eisernen Stäben verriegelt, Niemand kann hinaus oder herein!“

„Wer hat das getan? Wer hat das befohlen?“ fragte Ferdinand mit aufflammenden Zorn.

„Der Kardinal Jiménez!“ sagte der Bote.

„Auf, zum Palast, den Kardinal bekämpfen!“ rief Ferdinand und er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte vorwärts. Aber wie er jetzt an der Spitze der Granden um die Ecke biegen wollte, fand er die Straßen mit eisernen Ketten gesperrt und hinter diesen stand ein Haufen von Bürgern kampfbereit und bewaffnet.

„Öffnet die Straße und laßt mich durch, denn ich, der König von Aragonien, befehle es!“

Und einer der Bürger trat hervor: „Wir werden nicht die Straße öffnen, wir stehen hier auf Befehl unseres Herrn!“

„Wer ist Euer Herr?“ rief Ferdinand mit Donnerstimme.

„Der König Karl!“ tönte es in einem einzigen Ruf von den Lippen der Bürger.

„Der König Karl ist nicht hier, wer hat es Euch befohlen, hier zu erscheinen?“

„Der Kardinal Jiménez!“

„Und ich, der König Ferdinand, ich befehle Euch, öffnet die Straße und gebt den Durchgang frei!“

„Nein!“ rief es von allen Lippen, „nein! Es ist befohlen, Jedermann zu töten, der es wagen sollte, mit Gewalt den Durchgang zu erzwingen!“

Und die Bürger in Reih und Glied, Einer hinter dem Anderen stehend, hoben ihre Gewehre und legten an. Wut im Herzen, zornig und knirschend mußte Ferdinand sein Pferd umwenden und zurückkehren, die Granden folgten ihm mit ihren Dienern. Man war auf solchen Widerstand nicht vorbereitet, denn da sie auf die Soldaten rechneten, waren die Edelleute und ihre Diener nur mit kleinen Seitendegen und Dolchen bewaffnet und nicht mit Schießgewehren. Jetzt sprengten sie durch die Straßen hin zum Palast, um sich ihre Pistolen und Feuerwaffen zu holen.

„Es wird zu einem ernsten Kampf kommen, ich wußte es wohl! Und bei Gott, ich freue mich darauf! Denn nicht der Schwäche, der

Stärke will ich die Krone verdanken!“

Und wie er es gesagt, so geschah´s. Es kam zu einem hartnäckigen Kampfe. Die Granden ritten durch die Straßen und riefen das Volk zum Beistand auf für König Ferdinand und riefen die Bürger, daß sie sich vereinigten, mit ihnen zu kämpfen gegen den Kardinal.

Manche ließen sich auch hinreißen von der Beredsamkeit des Herzogs von Medina und dem Anblick des schönen stattlichen Infanten, der mit feurigem Blick sie anschaute und mit einem Lächeln sie zu sich rief. Immer stärker wurde der Haufen, welcher dem Infanten folgte, und gleich darauf tönte ein Jubel durch die Straßen.

„Die Soldaten haben eins der Tore bezwungen, die Soldaten stürmen herein in die Stadt!“

* * *

XVII.
Der Kardinal als Feldherr.

Auch zum Kardinal Jiménez war ihr Ruf gedrungen:
„Die Soldaten sind in die Stadt eingebrochen!
Das eine Tor gehört den Aufrührern!“
Das Antlitz des Greises erglühte, und der Franziskanermönch verwandelte sich nun wieder in den Krieger und Soldaten.

„Wir werden ja sehen, wer Sieger bleibt in Saragossa!“ rief er mit hallender Stimme. „Gott und König Karl!“ das ist unser Wahlspruch, und damit wollen wir kämpfen gegen die Aufrührer und den kleinen Infanten Ferdinand! Leyvas, Leyvas, komme her zu mir, mein Knabe!“

Dieser junge Mensch war es gewesen, der Jiménez die Botschaft ins Residenzschloß gebracht hatte, in welches sich der Kardinal für diese Nacht zurückzog. Er war als freiwilliger Kundschafter in der ganzen Stadt herumgerannt, hatte alle Posten und Tore visitiert und war nun gekommen, dem Kardinal seine Meldung zu bringen.

„Leyvas, mein Sohn, kann ich auf Dich, Deine Treue und Geschicklichkeit rechnen?“

„Ja, Eminenz!“ erwiderte der Jüngling, ihn mit feurigen und bewundernden Blicken zugleich anschauend. „Ihr könnt auf mich rechnen, ich will lieber sterben in Eurem Dienst, als leben in dem Dienste eines Anderen!“

„Höre denn! Wenn Du die Botschaft, die ich Dir jetzt geben will, pünktlich ausrichtest, so wirst Du, wenn zu mir zurückkehrst, den Anzug eines Soldaten für Dich bereit finden.“

Ein Blick der Freude funkelte in den Augen des jungen Menschen auf.

„Ich werde zurückkehren, Eminenz, und wäre es auch sterbend und verblutend. Ich werde zurückkehren und pünktlich ausgerichtet haben, was Ihr mir befehlen werdet.“

„So höre! Du mußt zuerst in das Franziskanerkloster gehen und den Mönchen in meinem Namen melden, daß sie sofort in feierlicher Prozession das Kloster verlassen und durch die, von Aufrührern eingenommenen Straßen hierher ins Residenzschloß kommen sollen. Du mußt alsdann in die Staatsinquisition gehen, dort befiehlst Du in meinem Namen, daß sämtliche Diener der Inquisition bewaffnet und kampfbereit wie alle Anderen hierherkommen sollen. Und dann begibst Du Dich zu den sechs Gemeindevorstehern von Saragossa und tust ihnen kund, daß zur Bewaffnung der Bürger das Waffenhaus des Königs geöffnet werden wird, und daß Jeder, der bereit ist, für seinen König Karl und für das Gesetz zu kämpfen, sich in das Waffenhaus begeben und sich mit Waffen versehen kann. Ich habe bereits, das melde dem Bürgervorstande, dem Seneschall den Befehl erteilt, daß das Waffenhaus geöffnet werde, und Jeder, der hineinkommt, wird mit Waffen versehen werden, wenn er die Parole spricht; die Parole heißt: „Es lebe König Karl!“

„Das ist Alles, was Ihr mir zu befehlen habt, Eminenz?“ fragte der Knabe.

„Ja, mein Sohn! Und es ist, wie mir scheint, ein ziemlich gefährlicher Auftrag! Denn Du weißt wohl, das Franziskanerkloster und das Inquisitionshaus liegen gerade in jener Straße, welche die Aufrührer besetzt halten. Und doch ist es notwendig, daß Du hingehst und meinen Auftrag ausrichtest! Ich gebe Dir Freiheit, jede List anzuwenden, um zu Deinem Ziel zu gelangen, und wenn es darauf ankommt, so magst Du mit den Aufrührern rufen: „Es lebe der Infant Ferdinand und Fluch dem Kardinal Jiménez!“

„Das werde ich niemals sagen!“ rief der junge Leyvas. „Ich werde nie meinen Kardinal und meinen König verleugnen, und wenn sie mich lebendig zerhauen wollten!“

„Ja, mein Sohn, in Dir ist das Zeug zu einem tüchtigen Soldaten!“ rief der Kardinal freudig. „Du hast Deine Zukunft richtig erkannt! Kehre zurück, und Du sollst die Uniform anziehen!“

Und der Knabe beugte sein Knie, küßte die Hand des Kardinals und flog hinaus, wie ein Pfeil die Treppe hinunter und auf die Straße hinab, gerade hin nach jener Seite der Stadt, wo der Aufruhr tobte und die Anhänger Ferdinands die Oberhand gewannen. Wilde Flüche gegen den Kardinal, jubelnde Vivatrufe für den König Ferdinand erschallten dort bei jedem Schritt vorwärts, den die Soldaten taten. Die Granden mit ihren Dienern sprengten daher, nun wohl bewaffnet mit Schießgewehren. An der Seite des Herzogs von Medina ritt der Infant Don Ferdinand, strahlend vor Kampfeslust, das jugendlich schöne Angesicht leuchtend vor Begeisterung.

„Es lebe König Ferdinand!“ jubelten die Soldaten und die kleine Schaar der Bürger, die sich ihnen anschloß.

„Und ich sage, er soll doch nicht König werden!“ murmelte der junge Leyvas vor sich hin, indem er wie eine Katze durch den Haufen der Bürger dahinschlüpfte und mit seinen geschmeidigen Gliedern und seinen kräftigen Ellenbogen sich Bahn machte an den Mauern der Häuser. Jetzt, als er um eine Ecke in die nächste Straße schlüpfen wollte, kam ihm ein Zug Soldaten entgegen.

„So wahr ich lebe, das sind neue Truppen, die sind um die Stadt herummarschiert!“ murmelte der Knabe in sich hinein. „Die Gefahr wird immer größer, Eile tut not!“

„Es lebe der König Ferdinand!“ rief der Trupp Soldaten, vorwärts marschierend und die ganze Breite der Straße einnehmend.

Vergebens versuchte der Knabe durch ihre Reihen hindurchzuschlüpfen, sie hielten ihn zurück und stießen ihn vorwärts.

„Warum rufst Du nicht mit uns: „Es lebe der König Ferdinand?“

„Weil ich keinen König Ferdinand kenne! Rief Leyvas mit blitzendem Auge.

„Kennst keinen König Ferdinand? Bist wohl ein Spion des Kardinals? He, seht den Knaben an! Er wagt es, uns zu trotzen!“

„Ja, er wagt es Euch und der ganzen Welt gegenüber!“ rief Leyvas, sich vor der Front der Soldaten aufstellend, „nun schießt auf mich,

nun tötet mich!“

Sie legten die Gewehre an. Aber in demselben Augenblick, wie sie damit beschäftigt waren, schoß der Knabe durch ihre Füße hin, daß sie taumelnd zurückwichen, und mit einem Satz war er in der offen stehenden Tür des nächsten Hauses verschwunden. Einige von den Soldaten wollten ihm nachstürzen, aber der Anführer befahl ihnen, vorwärts zu schreiten auf den Markplatz hin, wohin der Herzog von Medina sie beordert hatte.

Leyvas indessen schlüpfte die Treppen des Hauses hinauf, spähte mit blitzenden Augen umher nach einem Ausgang, schlüpfte nun hinaus auf das Dach und gelenkig wie eine Katze über die nächsten Dächer hin, bis er sich an einer Dachröhre niedergleiten ließ, sprang in wilden Sätzen die Straße hinunter, die hier wüst und öde war, und erreichte glücklich das Franziskanerkloster.

„Ich denke,“ sagte er, indem er in dasselbe eintrat, „ich denke, meine Uniform wird mir gut passen und der Kardinal wird mit mir zufrieden sein!“

Immer mehr Soldatenhaufen waren durch das eroberte Tor in die Stadt eingedrungen. Andere Trupps, welche sich vor den geschlossenen Toren gelagert, hatten sich geweigert, dem Beispiel ihrer Kameraden zu folgen und den Infanten Ferdinand als ihren König anzuerkennen.

„Wir bleiben hier und warten!“ sagten ihre Hauptleute, „warten bis unser König Karl zu uns kommt und uns seine Befehle erteilt, wir haben keinen andern Herrn als König Karl! Und weder der Kardinal Jiménez noch auch der Infant Ferdinand haben uns Befehle zu erteilen! Noch gilt unser Fahnenschwur dem toten König, und wir werden daher in Untätigkeit bleiben, bis unser König Karl kommt!“

Aber die Soldaten, welche dem Infanten Ferdinand anhingen, stürzten nun mit wildem Ungestüm weiter vorwärts in die Stadt. Der Pöbel schloß sich ihnen an, denn der Herzog von Medina hatte Geld unter sie verteilen lassen, daß sie dem neuen Regiment sich anschlie-

ßen und Ferdinand als ihren König ausrufen möchten. Immer größer wurde daher die Schaar, welche den Soldaten folgte und sich dem Infanten anschloß. In wilden Rotten stürzten sie sich nun durch die Straße dahin, welche nach dem Residenzschloß führte. Aber auf einmal stellte sich ihnen eine bewaffnete Schaar entgegen, und ein Schrei des Entsetzens tönte selbst aus der Mitte der Soldaten hervor. Denn diese Schaar, welche mit so grimmigen, trotzigen Gesichtern daherkam, waren die Diener der Inquisition, die gefürchteten Vollstrecker des heimlichen Gerichts! Ihnen voraus, auf einem eisernen Gerüste, trugen zwölf Männer eine hohe erhabene Gestalt, die Arme weit geöffnet, als wolle sie alle Diejenigen, welche sich ihr nahten, in ihre Umarmung schließen.

Die Soldaten wichen zurück.

„Das ist das Madonnenbild mit den fünfzig Schwertern!
Wehe uns, wehe! Die Madonna zieht gegen uns heran!“

Die zwölf Männer ließen die Statue zur Erde nieder, und nun stand sie mit weit geöffneten Augen und drohenden Angesicht den Soldaten zugewendet, und von beiden Seiten, die ganze Breite der Straße einnehmend, stellten sich die Diener der Inquisition auf mit ihren Waffen, von denen man so viel Schreckliches erzählte, mit ihren Klammern und eisernen Hämmern. Und nun aus der Mitte dieser Schaar trat ein Priester hervor mit bleichem Angesicht und stellte sich neben der Madonna auf.

„Wenn Einer unter Euch ist, der es wagt, der Madonna zu trotzen und dem Befehl ihres Dieners, des Kardinal Jiménez zu widerstehen, so wird die Madonna ihn vernichten und töten! Ihr Alle seid ihrem Zorn verfallen und werdet einziehen in das Staatsgefängnis der Inquisition, sobald Ihr nicht umkehrt und von hinnen geht eiligen Laufes, wie Sünder vor der Mordtat fliehen! Ich sage Euch: kehrt um, kehrt um, denn die Augen der Madonna sehen Euch und werden Euch wiedererkennen, wenn Ihr Euch auch in dem dunkelsten Schlupfwinkel verbergen wollt! Kehrt um, da es noch Zeit ist!“

Und ergriffen von dieser Donnerstimme und entsetzt von dem furchtbaren Anblick der Madonna, wandten die Soldaten sich in Todesangst um und rannten die Straßen hinunter, indem sie die Granden und selbst den Infanten mit sich fortzogen in das allgemeine Getümmel.

Nachdem sie die furchtbare Straße mit dem grausigen Madonnabild verlassen hatten, erst dann hörten sie wieder auf die Stimme des Infanten, der sie mit lauten Rufen zu sich rief, und der des Herzogs von Medina, der endlich seine Schaaren zusammengeführt hatte. Beschämt von ihrer eigenen Feigheit und Unentschlossenheit, riefen sie:

„Unser Kampf richtet sich gegen Menschen, nicht gegen eiserne Statuen, nicht gegen Madonnenbilder und gegen die Inquisition! Führt uns gegen die Aufrührer, da wollen wir kämpfen!“

Mit einem wilden Vivat auf den Lippen und dem Herzen voller Mut folgten sie dem Infanten, der ihnen voransprengte durch die Straßen, hin zum Residenzschloss. Aber wieder stellte sich ihnen ein Hindernis in den Weg. In einer feierlichen Prozession schritten die Franziskanermönche heran, ihre Roben fließend im Wind, ihre Schritte ruhig und bedächtig. Die Atmosphäre war erfüllt von Ehrfurcht und Stille, als sie sich langsam vorwärts bewegten. Ihnen voran schritt der Kardinal Jiménez, gekleidet in das braune Ordensgewand, den harten Strick fest um seinen Leib geschlungen. Doch an diesem Strick baumelten nicht nur Gebetsperlen, sondern auch ein Dolch und eine Pistole, bereit für den Kampf. In seiner Hand hielt der alte Kardinal das entblößte, breite Schwert, mit dem er einst in Tunis, Algier und Tripolis gegen die Ungläubigen, gegen Mauren und Sarazenen gekämpft hatte.

An der Spitze der Prozession schritt ein junger Mann in der Uniform eines Leutnants der Königsgarde. Es war der tapfere Leyvas, der nach seinem gefahrvollen Wege ins Residenzschloss zurückgekehrt war und von keinem Geringeren als dem Kardinal für seine Tapferkeit, die Uniform empfangen hatte. Als Gnade hatte er es sich gewünscht,

vor dem Kardinal mit der Fahne voranzuschreiten. Hoch hielt er jetzt dieselbe, der Wind bauschte sie auf und das Bild der Madonna auf dem weißseidenen Grund wurde zum Leben erweckt und zu Füßen der Heiligen erschien auch das Abbild eines Franziskanermönchs, ein Symbol des Glaubens und des Schutzes.

„Für Gott und unsern König Karl!“ rief die jubelnde Stimme des Fahnenträgers.

Und im bunten Chor wiederholte die Schaar der Mönche: „Für Gott und unsern König Karl!“

Dann begannen sie mit lauten, hallenden Stimmen ein Loblied für die heilige Jungfrau. Der Kardinal aber, das Schwert in seine linke Hand nehmend, nahm das Kruzifix, das einer der Mönche ihm darreichte, in seine Rechte und hielt es hoch empor.

„Beugt Euch vor dem Bilde der heiligen Jungfrau! Sinkt nieder in den Staub, Ihr Aufrührer und Empörer! Die heilige Jungfrau schaut Euch an und gebietet Euch: Neigt Eure Häupter in Demut! Und wehe Euch, Ihr Rebellen, wenn Ihr mich zwingen wollt, mich im Namen der heiligen Madonna zu verwandeln in einen Krieger! Sinkt nieder auf Eure Knie!“

Und die Soldaten, die Granden und selbst der Infant, wagten es nicht, der gebieterischen Stimme zu widerstehen und sich in Empörung zu setzen gegen das heilige Kruzifix! Sie sprangen von ihren Pferden, und sie am Zügel haltend, beugten sie ihre Knie und sanken nieder in den Staub! Eine tiefe Stille trat ein. Man hörte nichts, als das Murmeln der Gebete; man sah nichts, als tiefgebeugte Häupter. Da rief die hallende Stimme des Kardinals:

„Im Namen Gottes befehle ich Euch, meine frommen Brüder, hier auf dieser Straße zu verweilen, so lange, bis mein Befehl zu Euch gelangt, zurückzukehren in Euer Kloster! Mit Euren Gebeten und Eurem Wort der Liebe habt Ihr diese Straße zu verteidigen gegen die Empörer und Aufrührer! Ich aber verlasse Euch jetzt, um zu tun, was meines Amtes ist, und im Namen des Königs Karl ihm seine Lande verteidigen!

Schreite mir voran und mache die Bahn mir frei!“

Der junge Offizier hob die Fahne in seiner Hand und mitten durch die Reihen der Aufrührer, vorbei an dem Infanten, der sich eben von seinen Knien erhob, an dem Herzog von Medina und allen den Granden, schritt er und trug die Fahne, gefolgt von dem Kardinal Jiménez, der immer noch das Kruzifix hochhielt in seiner Hand.

„Wer nicht verfallen will dem ewigen Strafgericht, der folgt mir!“ rief der Kardinal mit donnernder Stimme. „Wer Vergebung haben will, der folge mir!“

Und von dem Rufe getroffen, wandte mancher von den Soldaten sich rückwärts und folgte dem Kardinal. Und immer lauter und drohender tönte sein Ruf:

„Wer Vergebung haben will, der folge mir!“

Zähneknirschend und Wut im Herzen sahen es die Granden, wie Viele sich wandten bei diesem Ruf, und der Haufen der Ihrigen immer kleiner und schmächtiger wurde.

„Aber ich will lieber sterben im Kampf auf der Straße, als mich diesem stolzen Priester unterwerfen!“ rief Ferdinand dem Herzog von Medina entgegen. „Kommt, laßt uns durch diese eine Straße eilen nach dem Platze St. Jago, dort sind unsere Getreuen aufgestellt, mit ihnen wollen wir dem tollen Priester entgegenziehen und ihn zwingen, das Schwert bei Seite zu legen! Er hat es gewollt, so mag nun der Kampf durch Saragossa dahinbrausen!“

Und so geschah es. Die Getreuen auf dem Platze St. Jago empfingen den Infanten und die Granden mit lauten Jubelrufen und zogen kühn, mit erhobenen Schwertern, durch die Straßen dahin.

Wie eine Mauer, eine lebende Barrikade stellten sich ihnen da am Eingang der Straße von Valladolid die Franziskanermönche entgegen.

„Tretet bei Seite!“ rief Ferdinand mit Donnerstimme.

Und da die Mönche, nicht achtend seines Wortes, unbeweglich stehen blieben und mit hellen Stimmen ein heiliges Lied zu singen begannen, rief Ferdinand zum zweiten und zum dritten Male:

„Tretet bei Seite, im Namen des Königs, tretet bei Seite!“

Unbeweglich standen die Mönche.

„Nun vorwärts denn, vorwärts, meine Getreuen!“ rief der Infant, und sein Roß hochbäumend, sprengte er hinein in die Haufen der Mönche.

„Vorwärts, vorwärts!“ schrieen die Granden und sprengten ihm nach.

Wehegeschrei und Wutgebrüll durchhallte jetzt die Luft. Ein entsetzliches Getümmel entstand, und nun, ungehorsam den Befehlen des Kardinals, stürzten die Franziskanermönche von dannen, und im rasenden Galopp folgten die Reiter hinterdrein.

Nun war er da, der Kampf! Nun brauste er durch die Straßen von Saragossa!

* * *

XVIII.
Im Namen des Königs.

Den ganzen Tag wütete der Aufruhr und der Kampf in den Straßen von Saragossa und erst als die dunkle Nacht hereinbrach, mußten die Kämpfenden, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre, die Waffen niederlegen, um den Anbruch des nächsten Tages zu erwarten. An mehreren Toren hatten die Soldaten sich für den Infanten erklärt, denn Ferdinand war mit seinem glänzenden Gefolge hinausgeritten vor die Stadt und hatte selber zu den Soldaten gesprochen, hatte ihnen geboten, für ihn das Schwert zu ergreifen, für ihn, den König von Aragonien.

Der Anblick des schönen Jünglings und die verlockenden Belohnungen, die denen versprochen wurden, die sich ihm anschließen würden, hatten die Soldaten mit Begeisterung erfüllt. Mit lautem Jubelruf hatten sie den König Ferdinand von Aragonien zu ihrem Herrn ausgerufen und waren ihm gefolgt, um durch das eine schon geöffnete Tor einzuziehen in Saragossa. Auch vom Volke und den Bürgern hatten sich viele für Ferdinand erklärt und einer der angesehensten Gemeindevorstände, Batolis de Maros, hatte sich als Anführer dem aufständischen Volk an die Spitze gestellt. Jedoch entschieden sich auch viele, loyal gegenüber König Karl und seinem Statthalter, dem Kardinal Jiménez, zu bleiben.

Nachdem es nun zum offenen Kampf gekommen war, hatte Jiménez die Tore öffnen lassen, und die Soldaten, die ihm treu geblieben waren, waren nun eingerückt in die Straßen, um gegen die Aufständischen zu kämpfen. Die Nacht allein hatte dem Kampfe ein Ende gemacht und in den weiten Feldlagern der Aufständischen und der Königlichen war nun Ruhe eingetreten.

In dem Palaste des Herzogs von Medina hatte der König der Aufständischen, Don Ferdiand, sein Quartier genommen.

Aber während die Stadt und die Kämpfenden ruhten, war es lebendig in dem Palast des Herzogs von Medina. Im Gemache der Prinzessin Ancilla waren die Zofen versammelt um die schöne Herrin, um sie zu kleiden und zu schmücken, wie es einer Königin geziemt. Ein weißes Atlasgewand, mit Silberspitzen übergossen, umhüllte die zarte, schlanke Gestalt Ancilla´s. Der prächtige Brautschmuck ihrer verstorbenen Mutter funkelte an ihrem schönen Halse und an ihren entblößten Armen. Ein Diadem von Brillanten und Rubinen prangte an ihrer weißen, reinen Stirn, und von derselben wieder fiel der lange, weiße Spitzenschleier bis auf die purpurne hermelinverbrämte Schleppe nieder. Schön und königlich, wie ein junger Schwan, war sie anzuschauen, die Prinzessin Ancilla. Und ihre Zofen umstanden sie mit bewundernden Blicken und priesen ihre Schönheit und ihre bezaubernde Erscheinung. Ancilla betrachtete sich stolz im hohen venezianischen Spiegel, der ihr eigenes wunderschönes Bild zurückwarf und ein kaltes, spöttisches Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Wie glücklich und wie selig wird König Ferdinand sein, wenn er nun an Eurer Seite in die Kapelle tritt, um die Königin der Schönheit zur Königin seines Thrones zu erheben!“ rief die erste Kammerzofe und die Andern riefen es ihr nach mit lauten Jubeltönen.

„Laßt es nun genug sein der Hymnen und der Schmeicheleien. Geht und kündet Ferdinand und meinem Vater, dem Herzog, daß ich sie hier erwarte. Geht und laßt mich allein!“

Sie schlüpften nun Alle hinaus aus dem Gemach und Ancilla blieb allein, blieb immer noch stehen vor dem großen Spiegel und betrachtete ihr eigenes Bild und ein Schauer zuckte durch ihre ganze Gestalt hin.

„Ich sehe Dich an, Ancilla, Du Treulose, Du Verräterin an Deinem Herzen, ich sehe Dich an und mir graut vor Dir. Du hast Dich verkauft dem Moloch des Ehrgeizes. Du hast unter Deinen verbrecherischen Füßen Deine Liebe zertreten und hast Dich verkauft wie eine Sklavin an die Eitelkeit der Welt. Wehe über Dich!

Ich sage Dir, ich hasse Dich und verachte Dich und ich werde kein Mitleid mit Dir haben mein ganzes Leben lang. Ich werde Dich putzen wie einen Götzen und werde Dich zwingen zum Lachen und von außen glücklich zu sein, und ich werde Tag und Nacht mit den Stimmen des Vorwurfs und der Verachtung in Dir flüstern und es Dir immer wiederholen: Du bist eine elende Sklavin und jeder edle Mensch muß verächtlich von Dir die Augen abwenden. Das sage ich Dir, Ancilla, das wird Deine Zukunft sein: außen Glanz und innen Schmerz und Schmach. Nun gehe hin und spiele Deine Rolle vor der Welt und lache wie es die Glücklichen tun und stirb vor heimlicher Qual, wie es die Verworfenen tun. Nun gehe, ich habe nichts mehr zu schaffen, ich habe kein Mitleid mit Dir."

Sie wandte mit einer stolzen, verächtlichen Bewegung ihrem Spiegelbild den Rücken zu und trat hinein in das Gemach, denn sie hörte, wie jetzt die Türe sich öffnete, wie Schritte in dem Vorsaal erschallten. Und da stand sie hoch aufgerichtet, lächelnd nun, als die Tür ihres Gemaches sich auftat und an der Hand des Herzogs der Infant, Ferdinand, hereintrat. Mit einem Ausruf des Entzückens eilte er zu ihr hin und beugte ein Knie vor ihr. Ein schöner Anblick war´s, das junge Paar zu sehen. Sie, so stolz, so schön geschmückt, anzuschauen wie eine von dem Tau des Himmels übergossene Lilie, auf welcher die Sonnenstrahlen funkeln. Er, im feinen goldgestickten, blauen Sammetgewande, mit dem kurzen, spanischen Purpurmantel, den große Brillantagraffen an den Schultern befestigen, die schlanken, schönen Glieder dicht umschlossen von den weißen seidenen Pantalons, die in den spanischen Reiterstiefeln sich bargen, das Haupt unbedeckt und die langen goldenen Locken herniederwallend bis auf die breiten, kräftigen Schultern. Zärtlich schauten die großen, flammenden Augen zu ihr auf, blau wie die Augen seines deutschen Vaters, glühend und blitzend wie die Augen seiner spanischen Mutter.

„Ancilla, ich grüße Dich, Du Sonne meines Lebens; die Strahlen Deines Angesichts flammen in mein Herz hinein und geben mir neues

Leben und öffnen für mich eine Welt des Entzückens, ein Paradies der Zukunft. Ich grüße Dich, Herrin meines Daseins, Königin meines Herzens und meines Thrones. Ich schwöre Dir zu Deinen Füßen aus freier Wahl und wunderbarer Liebe, daß ich Dich erwähle zu meiner Gemahlin aus der Kraft meines Willens und mit dem vollen Bewußtsein, daß von Dir allein mir Glück und Ehre und Wonne und Liebe erblühen kann."

„Und ich, Ferdinand," sagte sie langsam und leise, zu ihm das stolze Haupt ein wenig niederneigend, „ich schwöre auch, daß ich Euch ein treu und zärtlich Ehgemahl sein will bis zu meinem Tode. Ich schwöre Euch, daß ich mit Euch leben und mit Euch sterben will und wenn es mir vergönnt sein sollte, mit Euch die Krone von Aragonien zu tragen, daß ich bemüht sein will, derselben Ehre zu machen und daß Ihr Euch nicht schämen sollt, mich zu Eurer Königin erhoben zu haben. Nun steht auf, Don Ferdinand, denn dem König geziemt es nicht, vor seiner Magd zu knien."

Der Herzog von Medina eilte heran zu dem Infanten und hob ihn auf.

„Steh auf, König von Aragonien, und wenn es Euch beliebt, so folgt mir mit Eurer Braut in die Kapelle, es ist Alles zur heiligen Handlung bereit. Einige von unsern Vertrauten sind als Zeugen in der Kapelle anwesend und der Kaplan meines Hauses wird die Trauung vollführen."

Ferdinand reichte der schönen Ancilla die Hand, ihnen voran schritt der Herzog von Medina in das Gemach hinein. Da waren die Hausbeamten und Diener des Herzogs versammelt, mit Fackeln in den Händen; da waren auch die Pagen und die Zofen der Prinzessin und einige wenige Getreue des Infanten Ferdinand. Die Pagen öffneten nun weit die Türen der Kapelle und der Herzog von Medina nahm selber eine Fackel in die Hand, um dem schönen Paar voranzuleuchten. Hinter ihm, im langen Zug, ordneten sich die Hausbeamten, die Diener und die Frauen. Und so bei Fackelschein, still und leise, bewegte sich

der Zug durch die glänzenden Staatsgemächer dahin nach der kleinen Kapelle des herzoglichen Palastes. Vier der ersten Granden von Aragonien traten ihm am Eingang der Kapelle entgegen und führten das junge Paar nun hin zu den beiden goldgestickten Kissen, welche vor dem Altar lagen, auf welchem der Kaplan bereit stand und mit erhobenem Kruzifix die Eintretenden empfing. In weitem Kreise umgab nun das Gefolge zu beiden Seiten den Altar und der rötliche, zitternde Schein der Fackeln beleuchtete allein das junge, schöne Brautpaar, welches auf dem Kissen kniete und demütig, gesenkten Hauptes, in stillem Gebet den Segen des Himmels erflehte. Dann, den leisen Worten des Kaplans gehorchend, standen die Beiden auf und traten näher zu dem Altar heran. Der Kaplan erhob nun seine Stimme und begann die feierliche Handlung. Kurz und eilig wurde die Zeremonie vollbracht. Mit lautem Ja kündete der Infant Ferdinand es vor allen Zeugen, daß er seiner Braut, Donna Ancilla, Treue und Liebe halten wolle im Leben und im Tode, aber Niemand hörte, ob der Hauch, der zitternd und ächzend von den Lippen Ancilla´s tönte, ob das wirklich ein Ja gewesen, ein Schwur der Treue für Ferdinand, der an ihrer Seite stand. Der Kaplan indessen achtete nicht darauf und führte die heilige Handlung zu Ende. Nach kaum einer Viertelstunde, da herrschte wieder Stille und Dunkelheit in der kleinen Kapelle und die Schatten der Nacht breiteten sich über den Palast des Herzogs von Medina und verhüllten das Geheimnis der nächtlichen Trauung.

Beim Anbruch des Tages wurde es wieder lebendig in den Straßen von Saragossa, die Soldaten, die Bürger, das Volk griffen wieder zu den Waffen und: „Es lebe König Karl! Es lebe der Kardinal Jiménez!“ tönte es hier, - „es lebe König Ferdinand, es lebe der Herzog von Medina, unser Anführer und General!“ tönte es von der andern Seite. Und der Aufruhr und Kampf heulte nun durch die Straßen dahin, Wehegeschrei und Jammergetön auf allen Plätzen und in allen Häusern. Hoch zu Roß, ihnen allen voran, stürmte Ferdinand, der König von Aragonien, nichts widerstand ihm und seinen Scharen. Scheu wich das Volk zu-

rück vor seinem Ruf und seinem Anblick.

„Es ist sein Vater, es ist der schöne Philipp von Aragonien, welcher daher kommt! Seht ihn an, er ist wieder aus dem Grabe erstanden! Das ist der schöne Philipp!“

So rief das Volk und von Entsetzen ergriffen, entfloh es bei seinem Anblick, oder beugte zitternd das Knie vor dem König von Aragonien.

Und so war es endlich gelungen, so waren die Straßen erkämpft, die zu dem königlichen Palast führten.

„Dort, meine Freunde, dort ist der Sieg! Wir müssen in den Palast, wir müssen Jiménez gefangen nehmen, ihn, den unseligen Stifter all dieses Zwistes und Haders! Er soll mich anerkennen als seinen Herrn und König und dann wird der Kampf beendet sein!“

„Ja, dort ist der Sieg, dorthin müssen wir!“ rief der Herzog von Medina.

Ihm nach, lärmend und jubelnd ging der Zug nun vorwärts, vorwärts bis zum königlichen Palast. Nun schwang sich Ferdinand von seinem Roß, die Granden folgten seinem Beispiel und sie traten nun ein in den königlichen Palast.

„Wo ist der Kardinal? Wir wollen den Kardinal Jiménez sehen!“
Auf der untersten Stufe der Treppe kam er ihnen entgegen, ohne ein Wort zu sagen. Er neigte sein Haupt kaum vor dem königlichen Prinzen und winkte ihm schweigend mit der Hand, um die Treppe hinaufzugehen. An seiner Seite schritt er selbst hinauf, ohne ein Wort zu verlieren, aber mit einem flammenden Blick, der zum jungen Mann sprach, der fast beschämt die Augen senkte. Der Herzog von Medina und die Edelleute folgten ihm in gebührendem Abstand.

So schritt man die Treppe hinauf und durch den Korridor, bis man das Gemach erreichte, dessen Türen weit geöffnet waren und auf deren Schwelle ein junger Offizier stand, eine Fahne in der Hand haltend, die Fahne, welche er am gestrigen Tage dem Kardinal Jiménez durch die Straßen von Saragossa vorantrug. Der Kardinal blieb an der Schwelle stehen und bedeutet Ferdinand, voranzugehen. Dann folgte

er selbst und hinter ihm traten nun die Granden in das Gemach ein.

"Schließt jetzt die Tür," befahl der Kardinal mit lauter Stimme dem jungen Offizier.

Der Offizier schloss die Tür, schob die Riegel vor, drehte den Schlüssel im Schloss, zog ihn heraus und steckte ihn in seine Brust. Mit der Fahne in der Hand und der Rechten am Schwert blieb er vor der geschlossenen Tür stehen. Die Granden waren verwundert über sein seltsames Verhalten und blickten dann im Raum umher. Sie erkannten, daß diese eine Tür der einzige Ausgang war, denn gegenüber führte nur eine Glastür zum Balkon des abgelegenen Zimmers.

"Nun, Don Ferdinand," sprach der Kardinal mit erhobener Stimme, "jetzt frage ich Euch: was führt Euch hierher in den königlichen Palast, welcher noch die Trauer trägt über den hingegangenen König von Aragonien und auf seinen Herrn aus den Niederlanden wartet?"

„Ihr irrt Euch, Eminenz, der Herr und Besitzer dieses Palastes ist da und ich bin es, ich bin der König von Aragonien. Ihr wißt es wohl, der König, mein Großvater, hat in seinem Testament mich zu seinem Erben eingesetzt."

„Wenn dem so ist, Infant," sagte Jiménez ruhig, „so zeigt mir dieses Testament und ich will dann, wenn ich es geschaut, mit meinem Gewissen mich beraten, ob ich Euch anerkennen darf als König von Aragonien. Zeigt mir das Testament."

„Ihr wißt es wohl, daß ich es Euch nicht zeigen kann!" rief Ferdinand empört, „Ihr wißt es, daß Ihr mich daran verhindert habt, Ihr, welcher mit den Zungen der Flammen die Stimme meines Großvaters stumm gemacht."

„Ich weiß, daß der König Ferdinand von Aragonien mir seinen Willen gekündet hat, kraft dessen sein Enkel Karl der König und Erbe von Aragonien ist. Ich habe Euch dieses Papier, welches er mit eigener Hand unterzeichnet, gezeigt. Ich bewahre es an meiner Brust, um es dem König Karl zu übergeben und Ihr müßt mich töten, wenn Ihr es mir entreißen wollt. Bis dahin, bis das geschehen, werde ich mit lauter

Stimme es allem Volk verkünden: Der König von Aragonien heißt Karl, nicht Ferdinand!“

„Ihr wagt es, mir zu trotzen!“ rief Ferdinand mit flammenden Augen zu dem Kardinal näher heranschreitend.

Er ließ ihn heran kommen mit hochgehobenem Haupt und ruhiger Miene.

„Ich wage es, Infant, und ich bin bereit, dafür zu sterben.“

„Ah, Ihr wißt es wohl, daß Euer Priesterkleid Euch schützt vor dem Henker und vor dem Gericht der Menschen!“ rief Ferdinand mit wütender Stimme. „Aber wenn Ihr auch sicher seid mit Eurem Leben, so seid Ihr es doch nicht mit Eurer Person. Kardinal Jiménez, ich nehme Euch gefangen, kraft meiner Vollmacht und meines Rechtes. Ihr werdet das Gemach nicht verlassen.“

„Und auch Ihr, Infant Ferdinand, Ihr werdet das Gemach nicht verlassen,“ sagt der Kardinal Jiménez. „Ich erkläre Euch und alle die anwesenden Edelleute hier zu meinen Gefangenen.“

„Zu Euren Gefangenen?“ rief Ferdinand mit einem höhnischen Lachen. „Ihr seid wahnsinnig geworden, Priester! Ihr seid in unserer Gewalt und gebt Euch das Ansehen, als wäret Ihr noch Herr hier.“

„Ich bin´s im Namen meines Königs,“ sagte Jiménez ruhig. „Ich sage Euch im Namen des König Karl: Ihr seid mein Gefangener und alle diese Herren sind es mit Euch.“

Der Infant hob die Hand und deutete nach der Tür hin. „Öffnet die Tür und laßt unsere Soldaten hereintreten. Er hat die letzte Gnade verwirkt, er ist unser Gefangener, und sie sollen ihn hinabführen in den Kerker.“

„Du wirst die Tür nicht öffnen, mein Sohn,“ sagte der Kardinal, mit ruhiger Stimme sich an den Offizier wendend, „Du wirst sie nicht eher öffnen, bis ich Dir dazu den Befehl erteile. Du kennst das Zeichen und erst wenn dies ertönt, dann öffnest Du die Tür.“

„Ich kenne das Zeichen!“ rief der junge Mann mit begeisterungsstrahlendem Angesicht, „und ich werde lieber sterben, als die Tür frei

geben!“ „So stirb!“ riefen die Granden, indem sie auf den jungen Mann eindrangen und ihn umringten. „Nehmt ihm den Schlüssel weg und öffnet die Tür.“

Während sie noch mit ihm rangen, hörte man draußen auf dem Korridor plötzlich das laute Schmettern einer Trompete.

„Das ist das Zeichen!“ rief der Kardinal Jiménez und mit seinen kräftigen Armen stieß er die Edelleute zurück von dem jungen Mann, faßte selber in seine Brusttasche, holte den Schlüssel hervor und schloß die Tür auf.

Und durch die geöffnete Tür nun stürzten bewaffnete Scharen von Bürgern herein in das Gemach.

„Da seid Ihr, meine Getreuen,“ sagte Jiménez, „nehmt Eure Gefangenen und führt sie fort. Im Namen des Königs Karl gebiete ich Euch: Führt sie fort!“

Die Edelleute versuchten es wohl, sich zur Wehr zu setzen, aber die kräftigen Arme der Bürger hielten sie gepackt, drängten sie zurück und zwangen sie endlich, sich zu ergeben. Den Infanten Ferdinand wagte Niemand zu berühren. Zu ihm hin schritt der junge Offizier Leyvas und mit seiner Fahne stellte er sich vor dem Infanten auf, neben welchem der Kardinal Jiménez stand.

„Das ist Verrat!“ rief Ferdinand blaß vor Zorn und seine ganze Gestalt erbebte. „Das ist Verrat!“

„Nein,“ sagte der Kardinal ruhig, „das ist die Gerechtigkeit Gottes. Ihr ahntet nicht, Infant, daß ich den Meinen Befehl erteilte, Euch die Euren ruhig hierher zu lassen in den Palast. Ich wusste nicht, daß das Fliehen des Volkes von mir befohlen wurde, damit man Euch den Eingang frei lasse. Als ihr hineingegangen wart mit diesen Herren, Euren Verschworenen, da kehrten meine Getreuen zurück, umzingelten den Palast und Ihr seid nun in meiner Gewalt, das heißt: in der Gewalt des Königs Karl, in dessen Namen ich hier herrsche und regiere, bis er selber kommt, das schwere Amt zu übernehmen.“

„Wer hat Euch zum Statthalter von Aragonien ernannt?“

fragte Ferdinand mit vor Wut bebenden Lippen.

„Wo sind die Vollmachten, kraft derer Ihr Euch hier als ein Herrscher gebärdet." „Ja," riefen die Granden, „wo sind die Vollmachten? Zeigt sie uns!"

Der Kardinal erwiderte auf das Geschrei und Getobe um ihn herum kein Wort. Er schritt nur durch das Gemach und stieß selbst die Balkontüren auf, nahm dann schweigend die Hand des Infanten und führte ihn hinaus auf den Balkon.

„Was soll das bedeuten, Kardinal?" rief der Infant. „Was führt Ihr mich hierher? Die Vollmachten sollt Ihr mir zeigen!"

„Die Vollmachten, ja die Vollmachten!" tönte es aus dem Saal heraus ihnen nach.

Statt zu erwidern zog der Kardinal ein weißes Tuch aus seiner Brust und schwang es hoch in seiner Hand, während ein lauter Jubelruf von der Straße heraufhallte. Unvermittelt begannen die Kanonen von den Wällen herab ihr lautes Donnergetöse.

„Das sind meine Vollmachten!" rief der Kardinal mit hoch erhobener Hand und freudeblitzenden Augen. „So spricht zu Euch mein Herr, der König Karl. Beugt Eure Knie, Ihr Aufrührer und Empörer, und hört auf die Stimme Eures Herrn. Beugt Eure Knie und leistet den Eid der Treue, wenn Ihr Eure Freiheit und Euer Leben bewahren wollt." [17]

„Nein!" riefen die Edelleute, immer noch bemüht, sich frei zu machen von Fäusten der Bürger, welche ihre Arme gefaßt hielten. „Nein, wir wollen lieber sterben, als uns beugen vor Euch und dem falschen König Karl."

„So sterbt," sagte der Kardinal ruhig. „Meine Freunde, führt die Gefangenen ab in das Staatsgefängnis der Inquisition."

Ein dumpfes Gemurmel durchlief den Saal und man sah die Gesichter der Edelleute erbleichen und man sah, wie sie erbebten vor Schrecken bei dem furchtbaren Wort.

„Eminenz," rief Ferdinand mit drohendem Ton, indem er die Hand auf die Schulter des Kardinals legte, „Ihr werdet nicht wagen, meine Freunde gleich Verbrechern zu behandeln!"

„Ich werde es wagen," erwiderte der Kardinal ruhig. „Fort mit ihnen! Tut, wie ich Euch befohlen habe, Ihr Bürger von Saragossa, Ihr Soldaten des Rechts und der Gerechtigkeit. Fort mit Ihnen Allen!

„Und ich muß es dulden und diese Schmach über mich ergehen lassen!" murmelte Ferdinand zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „So will ich denn wenigstens mit ihnen sterben und mit ihnen untergehen."

Und er wollte vorwärts eilen, hin zu denen, welche eben trotz ihres Sträubens, ihrer ohnmächtigen Wut von den Bürgern hinweg geführt wurden.

„Meine Freunde, ich will mit Euch sterben, mit Euch untergehen!"

Aber wie er das sagte, faßte ihn mit kräftigen Armen der junge Offizier an beiden Schultern fest, drängte ihn zurück in die Ecke des Gemachs und stelle sich vor ihm auf.

„Mit welchem Rechte dürft Ihr Elender es wagen, mich, Euren Herrn, zurück zu halten?"

„Ich tue es auf Befehl des Kardinals," erwiderte der junge Mann ehrerbietig. „Ihr könnt mich töten, Infant, aber so lange ich lebe, weiche ich und die Fahne der heiligen Jungfrau nicht von dieser Stelle."

Und kräftig stieß er den Schaft der Fahne auf den Boden und stellte sich vor dem Infanten hin, das Antlitz ihm zugewandt und jede Bewegung des Infanten beobachtend mit kühnen und verwegenen Blicken.

„Ich merke mir Dein Angesicht," sagte Ferdinand bebend vor Zorn, „ja ich merke mir Dein Angesicht und beim ewigen Gott im Himmel, Du sollst die Strafe empfangen für den Frevel, den Du in dieser Stunde übst."

„Infant, ich beuge mich in Demut vor Eurem Zorn und muß ihn ertragen, denn ich kann nicht anders. Ich stehe hier im Namen des Kardinals und meines Königs, tötet mich, wenn Ihr wollt."

Es war Etwas in dem Wesen und der Erscheinung des jungen Mannes, welches dem jugendlichen Infanten selbst eine Art Bewunde-

rung einflößte und fast mit Ehrfurcht sah er in das mutige leuchtende Antlitz des Jünglings.

„Und jetzt!“ sagte Ferdinand mit wütendem Blick und trotzigen Mienen, „jetzt frage ich Euch, Kardinal Jiménez, was ist Eure Absicht? Wollt Ihr es wagen, gegen mich, den König Ferdinand von Aragonien, die Hand anzulegen?“

„Ich kenne keinen König Ferdinand!“ erwiderte der Kardinal ruhig.

„So werde ich ihn Euch kennen lernen! Bei Gott, Ihr sollt es fühlen, daß ich der König von Aragonien bin, und daß ich Jeden Strafe, welcher es wagt, sich gegen mich aufzulehnen, auch wenn es sein muß, den Kardinal Jiménez!“

„Versucht es doch, Don Ferdinand!“ erwiderte der Kardinal mit stolzer Ruhe. „Es wäre ein schöner Anfang Eurer Regierung, den Kirchenfürsten, den Diener Gottes zu strafen, weil er das Recht und das Gesetz aufrechterhalten will in diesem Lande.“

„Ihr wißt wohl, daß Ihr das nicht tut!“ rief Ferdinand stürmisch. „Das Gesetz ernennt mich zum König von Aragonien! Ihr wißt wohl, der verstorbene König hat mich zu seinem Nachfolger ernannt! Und ich frage Euch, Kardinal, auf Euer Gewissen, wer hat jenes Feuer gelegt, welches das Zeugnis meiner Erbschaft vernichtet hat?“

„Ich!“ sagte der Kardinal, sich hoch aufrichtend. „Ja, Don Ferdinand! Wir sind hier allein, und nur Gott hört meine Worte, ja, ich selbst habe das Feuer gelegt, welches das Testament des alten rachsüchtigen Königs vernichtet hat! Ihr glaubt doch nicht, der König hat das Testament erlassen aus Liebe zu Euch? Nein, aus Haß zu seinem Enkel Karl hat er Euch zu seinem Erben ernannt! Aber das Testament des Hasses soll nicht hineinwirken in die Zukunft, und der kleinliche Geiz eines sterbenden Königs muß nicht das schöne Land Aragonien in seiner Beschränktheit und Kleinheit erhalten! Das ist es, was mein Handeln und Tun bestimmt hat. Nicht Haß oder Abneigung gegen Euch! Ich stehe im Dienste eines höheren Königs, als alle Könige der Welt sind! Und was mir dieser König in meinem Gewissen befiehlt, das

muß ich vollbringen. Und so hab´ ich´s getan."

„Worte, schöne Worte!" rief Ferdinand, „aber ich sage Euch, Worte tun nichts, nur Taten. Ihr seid der Aufrührer und Empörer! Denn Ihr habt Euch gegen mich, den von den Granden anerkannten König von Aragonien aufgelehnt! Und ich werde Euch strafen, wie Ihr es verdient! Oh, Ihr lächelt? Ihr meint, ich hätte die Mittel nicht dazu, ich aber sage Euch, ich habe die Mittel, Euch zu strafen! Ich bin der König und wenn ich jetzt hinaustrete auf die Straße und meine Getreuen rufe, so werden sie sich um mich scharen, und das ganze Volk wird mich anerkennen! Dann fürchtet Euch, Kardinal Jiménez! Fürchtet meine Rache und Eure Strafe!"

„Es wäre seltsam," sagte Kardinal Jiménez, „wenn ich durch einen fünfzehnjährigen Knaben lernen sollte, was ich durch mein langes Leben nicht in allen Schlachten gegen die Mauren und Sarazenen gelernt habe, die Furcht!"

„Wie?" schrie Ferdinand, blaß vor Zorn und Wut, „Ihr wagt es, mich, Euren Gebieter einen Knaben zu nennen?"

„Ich wage es, die Wahrheit zu sprechen! Und Ihr habt es bewiesen, Don Ferdinand, daß ich die Wahrheit gesagt habe, Ihr habt gehandelt wie ein Knabe! Ihr habt Euch gängeln und leiten lassen wie ein Knabe von den Granden! Und, verzeiht es meinem Alter, wenn ich zu Euch spreche, wie es dem Alter geziemt gegen die unerfahrene Jugend, darum auch, weil Ihr ein Knabe seid, will ich gegen Euch nicht die harten Strafen anwenden, wie ich sie für diejenigen, welche Euch verleitet haben, für notwendig erachte! Die Kerker der Inquisition sind groß genug, um alle Granden Aragoniens aufzunehmen und bei Gott, sie werden dieselben nicht eher verlassen, als bis König Karl es mit eigenem Mund befiehlt!"

„Wie, Ihr wollt es wagen, auch mich gefangen zu nehmen?" rief Ferdinand zitternd vor Wut.

„Es wäre kein Wagnis, es wäre vielleicht Gerechtigkeit."

„Wie, Ihr droht mir? Wehe über Euch, Kardinal! Denn ich wieder-

hole Euch, ich habe die Mittel, Euch zu strafen, in meinen Händen!“

„Wohlan!“ rief der Kardinal mit blitzenden Augen, „ich rate Euch, Infant, diese Mittel wider mich zu suchen, deren Ihr Euch rühmt! Dagegen schwöre ich Euch bei unseres Königs Leben, daß nicht Ihr, ganz Spanien mich nicht hindern wird, die Befehle auszuführen, die Gott mir in das Herz hineingerufen, und Aragonien zu retten vor Euren ehrgeizigen Parteigelüsten! [24] Ihr werdet nun diesen Palast nicht eher verlassen, bis Euer Bruder, der König Karl, hier angelangt ist. Ihm allein geziemt es, die Pforten Eures Zimmers zu öffnen und Euch zu sagen: „Schreitet hinaus, mein Bruder!“ So lange er aber nicht hier ist, betrachte ich mich als seinen Statthalter, der die Gefahr fern halten muß von seinem Lande. Ihr aber seid gefährlich für die Freiheit und das Glück des Landes! Vergebt es mir daher, Infant, wenn ich Euch für einige Wochen fern halten muß von Vergnügungen und Freuden, die Eurem Alter ziemen!“

„Meinem Alter?“ schrie Ferdinand wütend, „Ihr wollt mich behandeln wie ein Kind?“

Der Kardinal verneigte sich. „Ja, Infant, wie ein Kind, damit ich Euch desto mehr entschuldigen kann! Und nun laßt uns scheiden! Ich muß es Euch wiederholen, Ihr werdet den Palast nicht verlassen, bevor der König Euch befreit!“

„Ah!“ rief der Infant mit einem höhnischen Lachen. „Ich sagte Euch, noch ehe der nächste Morgen tagt, werde ich frei sein! Meine Freunde werden kommen, mich zu erlösen! Und wenn es Keiner tut, so werde ich es tun mit eigener Kraft! Mauert die Fenster zu, wenn Ihr nicht wollt, daß der Adler hinausfliegt, den Ihr zu fesseln wagt!“

Der Kardinal schüttelte leise mit dem Kopf, öffnete die Tür und winkte hinaus. Der junge Leyvas, die Fahne der heiligen Jungfrau noch immer in der Hand haltend, trat ein und stellte sich kerzengrade an der Tür auf.

„Mein Sohn Leyvas,“ sagte der Kardinal, „Du siehst hier diesen jungen Menschen, kennst Du ihn?“

„Ja“, erwiderte der junge Leyvas sich leicht verneigend, „ich kenne ihn. Er ist der Bruder unseres Königs Karl, der Infant Ferdinand!“

„Es ist der König selber!“ rief Ferdinand.

„Vergebung!“ sagte der junge Mann, sich tief verneigend“, „ich diene meinem Lande und meinem Kardinal. Und der hat mir gesagt, daß der König von Aragonien Karl genannt wird. So muß ich glauben, was mir der Kardinal gesagt hat.“

„Mein Sohn,“ sagte der Kardinal mit einem feinen Lächeln, „dieser junge Mann, Don Ferdinand von Aragonien, ist mein Gefangener im Namen des Königs von Aragonien! Zum Wohl unseres Landes muß ich ihn gefangen halten bis zur Ankunft des Königs, der ihn erlösen wird von der Strafe. Ich übertrage Dir nun, mein Sohn die Bewachung des fürstlichen Gefangenen.“

„Wie?“ rief Ferdinand außer sich, „Sie übertragen die Bewachung des Königs von Aragonien einem Knaben?“

Der Kardinal verneigte sich. „Infant, der Offizier Leyvas ist ein Jahr älter als Ihr! Und Ihr nennt ihn einen Knaben, was seid Ihr alsdann?“

Ferdinand mit zornigem Angesicht und zitternden Lippen wandte sich ab, ohne ein Wort zu sagen, und der Kardinal fuhr ruhig fort:

„Leyvas, Du wirst weder Tag noch Nacht den Infanten verlassen! Du haftest mir mit Deinem Leben und Deiner Ehre für seine Sicherheit!“

„Ich hafte Euch mit meiner Ehre und meinem Leben für seine Sicherheit!“ rief der junge Leyvas mutig und keck.

„Du wirst Niemand zu ihm lassen, kein Fuß außer dem Deinen wird diese Schwelle übertreten!“

„Ich werde Niemand zu ihm lassen und kein Fuß außer dem meinen wird diese Schwelle betreten!“

„So wirst Du mich zwingen, Dich zu töten!“ rief Ferdinand, mit wutblitzenden Augen sich zu Leyvas umwendend.

„Ihr tragt einen Degen, Infant,“ sagte der junge Offizier ruhig,

„tötet mich, wenn Ihr glaubt, Ihr vermögt es! Nur das sage ich Euch, ich ehre in Euch den Infanten, so lange Ihr gehorsam seid den Befehlen des Königs und des Kardinals! Aber wenn Ihr Euch denselben zu widersetzen wagt, so weiß ich nichts mehr von dem Infanten, und weiß nur, daß ich einen Staatsverräter, einen Aufrührer vor mir habe!“

„So wagt man es, zu mir zu sprechen!“ rief Ferdinand, und seine Augen, in denen vorher das Feuer des Zornes gebrannt, füllten sich nun mit Tränen der Wut. Er wandte sich ab, um Niemand dieselben sehen zu lassen.

Der Kardinal deutete mit erhobener Hand auf ihn hin.

„Leyvas, ich wiederhole Dir, Du haftest mir mit Deinem Leben und Deiner Ehre für den Staatsgefangenen! Du lässt ihn nicht einen Moment aus den Augen, Du ißt, wo er ißt, Du schläfst, wo er schläft, Du bist sein Schatten! Schwöre es in meine Hand!“

Er reichte dem jungen Mann seine Hand dar, und dieser, sich auf ein Knie niederlassend, drückte sie an seine Lippen.

„Ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau und bei dem Haupte meine Kardinals.“

Jiménez legte seine Hand auf die schwarzen Locken des jungen Mannes und hob seine großen Augen zum Himmel auf.

„Ich segne Dich im Namen Gottes! Und eine Ahnung sagt mir in meinem Herzen, daß Gott Dich belohnen wird für Deine Treue und Deine Hingabe! Du wirst Deinem König Karl und Deinem Vaterlande ein Schild sein und ein Helfer! Es ist der Stoff zu einem großen Manne in Dir, bilde und zeitige diesen Stoff, mein Sohn, zur Ehre Gottes, zur Ehre Deines Königs und Deines Vaterlandes! Nun stehe auf und beginne Deinen Dienst! Ich muß jetzt fort, lebt wohl, Infant Don Ferdinand! Wer weiß, ob wir uns jemals wieder sehen, denn ich bin ein armer, schwacher Greis, und meine Tage sind gezählt, ich wünsche Euch Glück, Friede und Freude für Euer ganzes Leben, und daß aus dem törichten Knabe ein tapferer Jüngling, ein tatkräftiger Mann erblühen möge! Lebt wohl!“

Er wandte sich ab und schritt aus der Tür, welche Leyvas vor ihm öffnete. Ferdinand schaute ihm mit vor Wut funkelnden Augen nach und hob drohend die geballte Faust.

„Er nennt mich schon wieder einen Knaben!“ murmelte er ingrimmig. „Ach ich fühle wohl, ich bin noch sehr jung!“ sagte er leise zu sich selber, indem er auf einen Sessel niedersank und sein Antlitz in seinen Händen barg. „Ja, sehr jung! Kenne das Leben so wenig, werde noch oft von ihm getäuscht werden! O, Ancilla, wärst Du mir! Könnt ich doch einmal nur Trost und Zuversicht aus Deinen Augen schöpfen!“ - -

Der Kardinal Jiménez setzte nun in die Tat um, was er dem Infanten prophezeit hatte. Die aufrührerischen Edelleute und Granden wurden in den Räumen der Staatsinquisition gefangen gehalten, während der Hauptverantwortliche der Verschwörung, der Herzog von Medina, abgesondert wurde. Auch Ancilla, die Mitverschwörerin, ließ der Kardinal im Palast ihres Vaters festnehmen. Dort wurde sie als Staatsgefangene in ihren eigenen Gemächern bewacht. Keine Nachricht von ihr drang in das düstere Gefängnis ihres Vaters oder ins Residenzschloß ihres Gemahls Ferdinand. Alle Versuche, den jungen Leyvas mit Drohungen, Bitten und Flehen zu beeinflussen, blieben erfolglos und zähneknirschend ergab ich schließlich Ferdinand seinem Schicksal.

„Ihr seid ein Mensch ohne Gefühl, ohne Herz, ohne Überlegung,“ sagte er ingrimmig zu dem jungen Leyvas, der ruhig und demütig vor ihm stand. „Ohne Gefühl, denn sonst würdet Ihr Teilnahme haben für die Qualen, die ich dulde; ohne Herz, denn sonst würdet Ihr nicht so grausam sein, jede Kunde von meiner Gemahlin, meiner teuren Ancilla fern zu halten! Ohne Überlegung, denn sonst würdet Ihr bedenken, daß der König von Aragonien, sobald er frei ist, Euch strafen wird wie einen Hochverräter und Euch zertreten wird unter seinen Füßen wie einen elenden Wurm, der es gewagt hat, ihn in die Ferse zu stechen.“

„Ich will nicht versuchen, mich zu rechtfertigen oder zu verteidigen!“ erwiderte der junge Leyvas ruhig. „Ich habe Gefühl für das, was Ihr leidet, und ich möchte es Euch mit meinem Herzblut beweisen

können! Ich habe ein Herz für die Größe unseres Vaterlandes und für den König Karl, und darum muß ich handeln, wie ich es tue! Und wenn ich keine Überlegung habe und nicht die Zukunft fürchte, so seht Ihr eben, Infant, daß ich mein Herz und Gefühl allein walten lasse! Die Überlegung, von der Ihr sprecht, wäre vielleicht nur Furcht und die freilich kenne ich nicht!"

„Ihr seid ein trotziger, übermütiger Gesell! Gehet, ich will nichts mehr mit Euch zu schaffen haben! Von dieser Stunde ab seid Ihr nicht mehr für mich vorhanden!"

Er wandte ihm den Rücken zu und sprach kein Wort mehr, während die langen, öden Tage vergingen. Nur gelegentlich, wenn die ständige Nähe des jungen Mannes ihn wütend machte, warf er ihm zornige Blicke zu und murmelte zwischen zusammengepressten Lippen: „Gott wird geben, daß ich ihm dereinst vergelten kann! –

Mit unerschütterlicher Entschlossenheit und seinem ruhigen Auftreten gelang es dem Kardinal bald, den aufbrausenden Sturm des Aufruhrs zu zähmen und die Ordnung wiederherzustellen.

Die Soldaten, ihrer Führer beraubt und entsetzt über die gnadenlose Härte des Kardinals, welcher die ersten Granden des Landes gefangen genommen hatte, wagten es nicht, den Widerstand fortzusetzen. Desto mutiger und stolzer dagegen erhoben die Bürger ihr Haupt.

Der Kardinal hatte sie Alle mit Waffen versehen lassen, und ihnen die Bewachung von Saragossa anvertraut, während diejenigen Soldaten, welche sich an dem Aufstand beteiligt hatten, zur Strafe ihres Vergehens ihre Waffen niederlegen mußten, und aus dem Militär entlassen wurden.

Wenige Tage nur und es herrschte wieder Ruhe und Frieden in ganz Aragonien, und die Staatsmaschine arbeitete, von den Händen des Kardinals geleitet, ruhig fort.

„Ich bin die erste Schraube an dieser Maschine," sagte er zu sich selber, „und darum wage ich nicht, das Geringste zu ändern oder den kleinsten Stift nur auszulösen! Das geziemt allein meinem Herrn und

König. Darum soll Alles so fortgehen, wie es jetzt im guten Gleise ist, bis der König kommt, die Schrauben auszuziehen und vielleicht der ganzen Maschine einen neuen Schwung zu geben! Alles soll so bleiben, und Niemand soll es wagen, die Hand an die Staatsmaschine zu legen, als König Karl selber!“

So blieb denn Alles, wie der Kardinal gesagt, in dem alten Geleise. Die Staatsbeamten und Verwaltungsbehörden blieben an ihren Posten wie unter dem Regiment des Königs Ferdinand. Schweigen und Ruhe herrschte in den nächsten Tagen in Saragossa und ganz Aragonien, denn man wußte, daß der König Karl bereits die Niederlande verlassen hatte und bald nun eintreffen würde in seinem Königreich Kastilien.

Als diese Kunde zu dem Kardinal gelangte, leuchtete sein Antlitz auf in Freude und Glück.

„Ich werde ihn also schauen, den Liebling meines Herzens!“ sagte er begeistert, „auf dem alle meine Hoffnungen ruhen! Denn er wird es sein, welcher mein Vaterland groß, mächtig und stark macht! Weil ich diese Zuversicht zu ihm hege, habe ich für ihn gearbeitet, habe mein Leben für ihn gewagt. Darum liebe ich ihn, und meine alten Augen sehnen sich, ihn zu sehen, und wenn ich ihn geschaut, dann kann ich mein Tagewerk als vollendet betrachten und kann eingehen in die ewige Ruhe! Gott wird mir das Leben erhalten, bis ich meinen Liebling Karl wieder gesehen und in seinem Angesicht gelesen habe, daß ich mich nicht in ihm getäuscht, daß er wirklich das edle Herz, der starke Kopf, der großmütige Herr ist, welchen mein Vaterland bedarf! Ich sehne mich, ihn zu sehen von Angesicht zu Angesicht!“

Als die Eilboten eintrafen und ihm berichteten, daß König Karl mit seinem Gefolge nun den Boden Spaniens betreten hatte, jubelnd in Kastilien empfangen wurde und sich nun auf den Weg nach Aragonien befand, lächelte Jiménez selig.

„Mein Tagewerk ist nun vollendet, ich kann mich nun ins Kloster zurückziehen, bis mein König mich ruft oder zu mir kommt!“

So verließt Kardinal Jiménez Saragossa und machte sich auf den

Weg zum Kloster von Aquilera, das im Herzen seines weitläufigen Kirchensprengels lag und seine Residenz bildete. Dort wollte er geduldig auf die Botschaft des Königs warten oder, wie er es insgeheim hoffte, auf die Ankunft des Königs selbst!

* * *

XIX.
Die Bundesgenossen.

König Karl war in seinem Land Kastilien mit großem Jubel empfangen worden und hatte nun mit seinem Gefolge die Grenze zu Aragonien erreicht. In der Grenzstadt Calatayud hatte er sein erstes Nachtquartier bezogen, während Boten vorausgeschickt wurden, um den Edelleuten mitzuteilen, daß der König gekommen sei, um die Huldigungen seines Landes zu empfangen, und daß er die Großen seines Landes erwarte, um ihren Eidschwur entgegen zu nehmen.

In dem kleinen Residenzschloss, das Ferdinand, der letzte König von Aragonien, in dieser malerischen Ebene mit Blick auf die majestätischen Berge hatte errichten lassen, verweilte Karl und wartete auf die Rückkehr der ausgesandten Boten. Diese sollten ihm berichten, ob Aragonien wieder zur Ruhe gekommen war und ob es angemessen wäre, mit einem Palmenzweig in der Hand als Gnadenbringer in sein Land einzuziehen oder ob er sich stattdessen mit dem Schwert als Rächer zeigen müsse.

Sobald der junge König das Schloss betreten hatte, zog er sich in seine Gemächer zurück und ließ niemanden zu ihm. Das Vorzimmer füllte sich indes mit Herzögen, Fürsten und Grafen aus seinem Gefolge.

Die ersten Fürsten von Kastilien standen da flüsternd und plaudernd mit den Grafen und Herren von Flandern und Brabant, welche mit dem jungen König herübergezogen waren.

Da war auch der Oberst-Kämmerer Wilhelm von Croy [18] Chièvres, der einstige Lehrer und Erzieher des Königs Karl, jetzt sein vertrautester Ratgeber, neben dem Grafen Cattinara [19], und ihnen Beiden gegenüber der stolze Herr von Granvella [20], nebeneinander also die Drei, welche den geheimen Rat [21] des Königs bildeten, und ohne die er selten etwas zu beschließen und auszuführen pflegte.

„Was sagt Ihr zu dem König?“ flüsterte Granvella, „ich habe ihn nie so verschlossen und so düster gesehen, wie auf dieser Reise! Sein jugendliches Antlitz ist wie das eines Greises, undurchdringlich und Schweigsam. Ich mache Euch mein Kompliment, Graf von Chièvres, Ihr habt unsern König zu einem großen Diplomaten erzogen!“

Der Graf verneigte sich. „Er hat von mir das Schweigen, von Euch, Herr von Granvella, das Sprechen und von Euch, Graf Gattinara, das kühne Handeln gelernt. Ich meine, wir Drei können zufrieden sein mit unserem Werk! Habt Ihr den König nicht beachtet, als Don Inigo de Ricardo die Nachricht brachte von dem Aufstand in Aragonien? Er sagte nichts, aber ein Blitz glühte in seinen Augen auf. Dann als er erfuhr, sein Bruder gehöre auch zu den Aufrührern, da sah ich, wie er die Rechte krampfhaft zusammen ballte und das Haupt stolzer erhob.“

„Ihr meint also, Granvella, er wird seinem Bruder zürnen? Er wird es nicht für die törichte Laune eines übermütigen Knaben erklären, sondern er wird den Infanten als ein strafwürdigen Jüngling betrachten?“

„Er wird es!“ erwiderte der Graf von Chièvres leise, „er wird Niemanden verzeihen, der einen Schatten auf seine Krone wirft und anzugreifen wagt, was sein ist! Ich fürchte für den Infanten, und ich möchte Euch bitten, Ihre Herren, daß Ihr mir diesmal beisteht, den strengen Sinn des Königs zu mildern. Ich fürchte, er führt Zorniges im Schilde und denkt daran, durch Strafen zu schrecken!“.

Graf Gattinara schüttelte leise sein Haupt. „Ich hoffe, Graf von Chièvres, Ihr irrt Euch diesmal in dem König, er hat ein weiches, zärtliches Herz, so sehr er auch immer bemüht ist, es unter dichten Schleiern zu verhüllen. Er sagte mir in Brabant, er sehne sich, seinen Bruder zu sehen, weil er seinem Vater so gleichen soll! Glaubt mir, er wird ihm vergeben um seines Vaters willen?“

„Dennoch sollte er´s nicht! Ich bin nicht Eurer Meinung, Ihr Herren!“ sagte Granvella finster. „Nicht mit Ölzweigen und Palmen sollte der König in sein aufrührerisches Land einziehen, sondern mit dem

Schwerte gegen Alle, welche seiner Hoheit und Majestät sich entgegensetzten. Glaubt mir, Ihr Herren, der Infant und die Aufständischen sind nicht die schlimmsten Feinde des Königs! Ich kenne einen viel schlimmeren Feind; einen Feind, der auch uns gefährlich und schädlich werden kann!“

Die beiden Grafen sahen ihn erstaunt und fragend an. „Wer ist es? Wer ist der Feind, der gefährlicher noch ist, als der Infant und die Rebellen?“

Granvella neigte sich dichter zu ihnen hin. „Das ist derjenige, der sich vielleicht in seinem Übermut als den Wohltäter des Königs betrachten kann! Der den Herrn darstellen möchte über unseren Herrn, das ist der Kardinal Jiménez! Glaubt mir, das ist der schlimmste Feind, dem nicht bloß der König, den auch wir zu bekämpfen haben! Denn gelingt es diesem Manne, die Gunst und das Vertrauen des Königs zu erwerben, so wird er uns alle bei Seite drängen, und dann wird er es sein, der den König beherrscht und Macht über ihn gewinnt! Wollt Ihr das leiden? Oder wollt Ihr mir beistehen, den Sinn des Königs zu wenden, daß er den Kardinal Jiménez nicht zu seinem Vertrauten macht, ja, daß er wo möglich ihn gar nicht sieht!“

„Ich will es!“ flüsterte Graf Chièvres, „Ihr habt Recht! Kardinal Jiménez ist uns ein gefährlicher Gegner, ich glaube, der König bewundert ihn!“

„Jiménez ist alt!“ sagte Graf Gattinara, „ein Greis von mehr als achtzig Jahren! „Mich dünkt, wir sollten dem König die willkommene Gelegenheit gönnen, sich dankbar zu begegnen, und vor der ganzen Welt sich als ein gnädiger König und ein frommer Sohn der Kirche zu betätigen! Der Kardinal hat vielleicht nur noch wenige Monate zu leben, und mir scheint, die Dankbarkeit wäre eine neue Glorie um das Haupt unseres jungen Königs!“

„Und wenn der Kardinal, wie Ihr meint, auch nur wenige Monate zu leben hätte,“ sagte Granvella tückisch, „so könnten diese Monate genügen, uns für immer zu beseitigen! Denn Ihr wißt, die Herzen der

Fürsten sind wankelmütig! Wir wollen eine andere Glorie um das Haupt des Königs legen, die Glorie des Ruhms, der Größe und der Majestät! Und da würde Kardinal Jiménez uns im Wege stehen! Wir haben, als wir die Niederlande verließen, uns geschworen, daß wir Drei zueinander stehen wollen, und daß, wenn zwei von uns Einer Meinung wären, und der Dritte ihr widerstreite, der Dritte sich der Meinung der anderen Zwei fügen sollte! Ich erinnere Euch daran, Graf Gattinara, und ich fordere von Euch, da wir Zwei einig sind, Euren Beistand, um Jiménez zu beseitigen!“

Graf Gattinara neigte traurig sein Haupt. „Ich unterwerfe mich Euch, Granvella! Doch ich wiederhole es Euch, ich glaube, es wäre edler und klüger gehandelt, die Ehrfurcht und Dankbarkeit, welche der König dem Kardinal schuldet, auch öffentlich zu zeigen! Doch ich unterwerfe mich! Nur das Eine bedinge ich mir aus. Ich werde Euch, Ihr Herren, nicht entgegentreten, aber ich werde nicht sprechen und nicht mitwirken zum Verderben des alten Kardinals! Denn ich sage es Euch, ich bewundere ihn! Er hat gehandelt groß als Priester, groß als Held, und er hat sich bewährt als einen klugen, kühnen und weitschauenden Staatsmann!“

„Das ist es eben, was ihn uns gefährlich macht!“ sagte Granvella leise.

„Ja,“ murmelte Graf von Chièvres, „und darum muß er beseitigt werden! Ich habe den König beobachtet, und ich glaube, ich kenne sein Angesicht besser als Ihr! Ihr Beide spracht von dem undurchdringlichen Antlitz des Königs, ich sehe die kleinen Schatten, welche über dasselbe hinzucken, und kleinen Flammen, welche es beleben. Ich sage Euch, der König bewundert den Kardinal! So oft man seinen Namen nennt, zieht ein Schimmer von Röte über die bleichen Wangen hin, und es blitzt in seinen Augen auf! Ich sage Euch auch ferner, er fürchtet und haßt seinen Bruder nicht! Denn als man gestern ihm erzählte, wie mutig und kühn der junge Infant den Aufständischen vorausgeritten in Saragossa, da zuckte ein Lächeln über seine Lippen,

und er neigte leise sein Haupt, als stimme er dem Tun des Infanten bei! Wir sind nun einig, Ihr Herren, nicht wahr? Wir werden milde sprechen für den Infanten und den Kardinal Jiménez vorsichtig und leise bei Seite schieben!“

„Ja! Wir sind einig!“ nickte Granvella.

Graf Gattinara neigte seufzend sein Haupt.

„Horch! Tönt da nicht Musik?“ fragte der Graf von Chièvres, sich nach dem Fenster umwendend. „Hört nur, die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln! Das ist Musik! Und dort seht nur die Staubwolken aufwirbeln und wie die Schwerter und Uniformen blitzen in der Sonne! Ein glänzender Zug kommt da heran!“

Man hörte näher und näher das Schmettern der Fanfaren und Trompeten, das Wirbeln der Trommeln. Ein langer Zug von Reitern kam jetzt die Straße herauf dem Schlosse zu.

„Das sind die Edelleute aus der Umgegend, welche kommen, dem Könige zu huldigen!“ sagte der Oberst-Kämmerer von Chièvres. „Seht nur, wie stolz und stattlich diese Herren drein schauen, und welch ein mächtiger Zug von Soldaten und Dienern ihnen folgt! Ihr seht es wohl, Granvella, der König hat nicht nötig, mit dem Schwert als Rächer zu erscheinen, das Schicksal meint es gnädig mit ihm, und er darf kommen mit der Palme in der Hand!“

Die weiten Flügeltüren taten sich jetzt auf, und die Edelleute in ihren glänzenden Gewändern, das Haupt bedeckt mit den spitzen Hüten, von denen die weißen Straußenfedern herniederwallten, traten ein.

„Wir kommen, unseren König und Herrn Don Karlos zu begrüßen!“

„Der Oberstkämmerer trat ihnen entgegen, sie zu bewillkommen, und eilte dann hinein, um dem König die Ankunft der Herren von Aragonien zu melden. Dann kehrte er zurück zu den Herren und flüsterte mit ihnen, und Alle reihten sich nun in dem weiten Saale auf, und blieben erwartungsvoll und still.

Da öffnete sich die Flügeltür, zwei Pagen stellten sich zu beiden

Seiten derselben auf, und in der Tür erschien eine hohe, schlanke Jünglingsgestalt in schwarzen, spanischen Gewändern, auf der Brust an goldener Kette den Orden vom Goldenen Vlies, um den Hals eine schmale, weiße Halskrause, das bleiche, edle Antlitz umwallt von dichtem Haar, das Haupt stolz erhoben, ein König in seiner ganzen Erscheinung. Aber Granvella hatte wohl Recht. Undurchdringlich und schweigsam war dieses Angesicht, keine Miene in demselben zuckte, und nur in den großen, dunklen Augen glühte ein geheimnisvolles Feuer.

Langsam schritt der König vorwärts und wie sich nun die Häupter aller Granden tiefer neigten, daß die weißen Straußfedern mit ihren Spitzen den Boden berührten, blieb Karl stolz und ruhig, das Haupt nur ein wenig neigend, in der Mitte des Saales stehen.

„Ich grüße Euch, Ihr Herren von Aragonien," sagte er mit einer Stimme, deren Klang allein die Jugend des Königs bekundete.

Die Granden senkten tiefer noch die stolzen Häupter zum Dank für den königlichen Gruß.

„Tretet zu mir her und schaut mich an!" gebot der König, „ich will in Euren Blicken lesen, ob Ihr zu den Getreuen meines Landes gehört!"

Die Edelleute, dem Befehle folgend, richteten sich auf und traten näher zu dem Könige heran und schauten mit Bewunderung in dieses bleiche Antlitz, das zugleich so schön, so jugendlich, so streng und so ernst war.

„Sagt mir, Ihr Herren von Aragonien, gibt es noch Empörer und Rebellen, welche es wagen, zu behaupten, daß ich nicht der Erbe und der rechtmäßige König von Aragonien bin?" fragte der König langsam und jedes seiner Worte gleichmäßig betonend.

„Nein," erwiderte der Sprecher der Edelleute, der Fürst Navara, „nein, der Aufstand ist gedämpft, die Rebellen sind bezwungen, und die Häupter desselben harren hinter sicheren Kerkermauern der Entscheidung und der Strafe."

„Ich hoffe, daß es deren nicht viele gibt," sagte der König, „und

daß man den Aufständischen zu viel Ehre erweist, wenn man von einer Revolution spricht. Es gibt zu Anfang einer Regierung immer einige Zänker und Schreier, und das wird auch wohl in Aragonien der Kern des Ganzen gewesen sein. Nicht wahr, meine Herren?“

„Um Vergebung, Majestät!“ erwiderte der Fürst mit ruhiger Gelassenheit, „es war leider mehr als das, es war ein vollkommener Aufstand. Nur der Energie, dem Heldenmute des Kardinals Jiménez hat Euer Majestät es zu verdanken, daß Eure Krone gesichert auf Eurem Haupte ruhen wird.“

„Ist das auch Eure Meinung, Ihr Herren?“ fragte der König, sich den anderen Edelleuten zuwendend.

Sie neigten ihre Häupter und antworteten mit einem einstimmigen: „Ja, Majestät.“

„Was ist es denn, das er getan hat?“ fragte der König.

Ein leises Lächeln glitt über das Antlitz des Grafen von Chièvres, denn er hatte den verhaltenen Zorn und die leise Drohung in der Stimme des Königs erkannt.

„Majestät,“ sagte der Graf von Kimenta, „er hat Einer gegen Viele den Kampf gewagt. Er hat, da selbst die Soldaten von Euch abfielen, mit seinen Priestern, mit seiner eigenen Person gekämpft für Euer gutes Recht. Er hat mit Feuer und Schwert, habt die Gnade, wohl meine Worte zu beachten, mit Feuer und Schwert Euer gutes Recht verteidigt! Majestät, man darf es wohl sagen, Er ist es, der Euch das Reich erhalten hat. Ohne ihn wäre jetzt Ferdinand König von Aragonien.“

Das Antlitz des jungen Königs blieb unverändert, nur seine Lippe zitterte ein wenig, und über seine Wangen von durchsichtiger Blässe zog ein Schimmer von Röte hin. Leise neigte er das Haupt.

„Ich werde also meine Krone von Aragonien nicht meinem Rechte zu verdanken haben, sondern der Weisheit und der Heldengröße des Kardinals Jiménez,“ sagte er, „das heißt, ich werde sein ewiger Schuldner bleiben. Ich danke Euch jetzt, Ihr Herren für Euren Emp-

fang. Ihr werdet mich nach Saragossa begleiten, denn ich ziehe dahin, um den Eid der Großen meines Landes und meiner Beamten zu empfangen."

Er neigte grüßend sein Haupt ein wenig, wandte sich dann um und kehrte zurück in sein Gemach. An der Türe desselben schaute er zurück.

„Granvella, folgt mir!" Dann schritt er weiter.

Der Herr von Granvella folgte dem König mit geschäftiger Eile, nicht wie ein Edelmann, sondern wie ein Höfling.

* * *

XX.
Dankbarkeit.

Nachdem sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, blieb Karl stehen und wandte sich an den Herrn von Granvella.

„Ihr habt gehört, Granvella, wir haben hier in Aragonien einen großen, mächtigen Freund. Kennt Ihr den Kardinal Jiménez?“

„Nein!“ antwortete Granvella mit einem seltsamen Lächeln, „nein, ich kenne ihn nicht! Aber ich gestehe Ew. Majestät, daß ich mich sehne, diesen großen Mann zu sehen, dessen ewiger Schuldner mein König sein wird! Denn es ist wahr, Ihr dankt ihm das Königreich von Aragonien, Ihr seid nicht König von Gottes Gnaden, sondern von Jiménez Gnaden!“

Er sah, wie Karl leise zusammen zuckte und sich seine Hand zur Faust ballte. „König von Jiménez Gnaden!“ wiederholte er leise vor sich hin; dann hob der rasch das Haupt empor.

„Es ist wahr, er ist ein großer Mann!“

„Ja, ein großer Mann!“ wiederholte Granvella, „kein Anderer würde das für Euch getan haben, was er getan! „Ihr hörtet es ja, mit Feuer und Schwert hat er Eure Krone verteidigt. Er hat selbst das Verbrechen nicht gescheut, um Euch zu dienen, er ist selbst davor nicht zurückgeschreckt, das, was sonst jedem Sterblichen heilig ist, den letzten Willen eines sterbenden Königs zu ehren!“

Karls große Augen richteten sich mit einem fragenden Ausdruck auf das ruhige Gesicht Granvellas.

„Ich verstehe Euch nicht, Granvella, sprecht deutlicher!“

„Majestät, wollt Ihr erlauben, daß der Ritter Inigo Lopez de Ricardo darüber berichtet? Ihr habt ihn nach Saragossa gesandt, um Kundschaft einzuholen. Vor einer Stunde ist er zurückgekehrt, und er wird Euch seltsame Dinge erzählen, wird berichten können, wie der Kardinal Jiménez selbst mit dem Verbrechen und dem Feuer Euch gedient hat!“

„Laßt ihn kommen!“ sagte Karl, „ich will hören, was er mir zu erzählen hat. Aber führt ihn dort in mein Kabinett, Niemand soll Zeuge sein, auch Ihr nicht, Granvella!“

Er winkte Granvella zu und entfernte sich in das nächstgelegene Gemach.

Granvella schaut ihm nach mit einem langen, spöttischen Blick. „Ich denke wohl,“ murmelte er, „ich habe meine Geschütze gut gerichtet! Jiménez wird mich nicht verdrängen!“

Er verließ eilends das Gemach, und wenige Minuten später trat Don Inigo Lopez de Ricardo in das Kabinett des Königs ein.

„Erzählt mir Alles, Ritter, was Ihr in Saragossa vernommen,“ rief Karl ihm entgegen, „erzählt Alles genau und umständlich, ohne Hinterhalt, ohne Schonung, sowohl was meinen Bruder anbetrifft, als auch was den Kardinal Jiménez anbelangt!“

Indem er so sprach, trat der König in die tiefe Fensternische, ließ sich nieder auf dem Lehnsessel und schob die seidene Gardine ein wenig weiter vor, vielleicht damit Inigo sein Antlitz nicht schauen könnte, während dieser nun dem König seinen Bericht erstattete.

Einen genauen, umständlichen Bericht. Sorgsame Erkundigung hatte er in Saragossa eingezogen und konnte nun berichten von Allem; von dem Feuer, welches, wie man in ganz Saragossa flüsterte, auf Anstiften des Kardinals in dem Königsschloß ausgebrochen war, um das bewußte Testament zu vernichten! Konnte auch Kunde geben von der heimlichen Vermählung des Königs Ferdinand und der schönen Prinzessin Ancilla.

Als er davon sprach, zitterte seine Stimme, und seine ganze Gestalt bebte so heftig, daß er sich krampfhaft an der Lehne des Stuhls festhalten mußte, neben welchem er stand.

Der König bemerkte die tiefe Bewegung des jungen Mannes, schaute hervor hinter seinem Vorhang und seine großen Augen hefteten sich mit einem durchbohrenden Ausdruck auf das Antlitz Indigos.

„Ihr kennt die schöne Prinzessin Ancilla?“ fragte er.

„Ja, Majestät!“ antwortete er, „ich kenne sie. Ich habe sie geliebt!“ fuhr er mit bebender, kaum hörbarer Stimme fort.

„Ihr habt sie geliebt?“ fragte der König, „Ihr liebt sie nicht mehr?“

„Nein, Majestät! Denn sie ist eine Treulose, eine Meineidige!“

Ein bleiches Lächeln zuckte über das Antlitz des jungen Königs hin.

„Das heißt, sie hat eine Königskrone einem Myrthenkranz vorziehen wollen!“ sagte er leise und sein Haupt verschwand wieder hinter dem Vorhang.

„Erzählt jetzt weiter, Inigo.“

Und weiter berichtete Inigo jetzt von dem Aufstand in Saragossa, und mit welchen kühnen, energischen Mitteln der Kardinal Jiménez ihn gedämpft, und wie er all die aufrührerischen Granden, und selbst den mächtigen Herzog von Medina, zu Gefangenen gemacht und in dem Staatsgebäude der Inquisition gefangen hielt. Wie er selbst nicht davor zurückschreckte, den Infanten Ferdinand, den sogenannten König von Aragonien, im königlichen Palast unter Arrest stellte! Und wie er zu seiner Bewachung doch nur eines einzigen Menschen bedurfte, der ihm ergeben sei mit Leib und Seele, und den er zum Schatten des Infanten Ferdinand gemacht habe! Erzählte ihm von dem jungen Leyvas, dem Chorknaben, dessen kühnem und ritterlichem Benehmen der König fast eben so viel schulde, als dem Kardinal, denn er wäre es gewesen, der allen Gefahren zum Trotz die Franziskanermönche und die Soldaten herbeigeholt und Alles ausgeführt habe, was der Kardinal geboten!

Mit Begeisterung und Entzücken sprach Inigo dann weiter von dem heldenmütigen Wesen des großen Kardinals, der, ein Greis von achtzig Jahren, gehandelt habe wie ein todesmutiger Jüngling, ein kühner Held! Nicht einmal bei allen diesen Lobeserhebungen unterbrach ihn Karl; hinter dem Fenstervorhang verborgen, hörte er ruhig zu, die dunklen Augen starrten in´s Leere, als schaue er da ein seltsames Gespenst.

Da Inigo schwieg, winkte die schmale, weiße Hand des Königs hinter dem Vorhang hervor.

„Ich bin mit Euch zufrieden, zieht Euch zurück in das Vorzimmer. Ich werde Eurer bedürfen und Euch dann rufen, gehet jetzt, Inigo!“

Als er die Tür hinter dem Ritter zufallen hörte, trat er hinter dem Vorhang hervor.

Welch´ eine seltsame Veränderung war jetzt mit ihm vorgegangen!

Wie er jetzt dastand mitten in dem Gemache, war sein Antlitz nicht mehr bleich und undurchdringlich! Es glühte und flammte, Blitze zuckten in seinen Augen und Zornesröte brannte auf seinen Wangen. Die erhobene Rechte war zu einer Faust geballt, und ein Fluch zitterte von seinen Lippen.

Das war nicht der Schweigsame, Undurchdringliche, das war ein Jüngling mit Wut in seinem Herzen, mit Drohungen auf seinen Lippen!

„Jiménez, und immer Jiménez!“ knirschte er hervor. „Soll ich im Schatten stehen hinter diesem ehrgeizigen Franziskanermönche! Soll ich hinter ihm herschreiten mit dem Bewußtsein, daß er der eigentliche König ist? Ich sehe eine Welt des Ruhms von mir, die Sonne geht in meinem Reich nicht unter, und ich soll herabsinken zu einem Planeten, der um die Sonne kreist, um die Sonne, welche Jiménez genannt wird! Nein, nein, und abermals nein! Ich allen will König sein in meinem Reich! Ich will es, und ich werde tun, was dazu nötig ist!“

Mit entschlossenen Schritten ging er zu seinem Schreibtisch, setzte sich vor demselben nieder und schrieb mit eiliger Hand einige Zeilen auf das Papier, dann, nachdem er es zusammengefaltet und gesiegelt hatte, rief der Don Inigo zu sich herein.

„Wo verweilt der Kardinal Jiménez jetzt?“ fragte er.

„Er hat sich, seit er von der Ankunft Eurer Majestät erfahren, in das Kloster Aquilera zurückgezogen. Bescheiden, wie es dem großen Manne geziemt, erwartet er den Ruf Eurer Majestät!“

Ein mattes Lächeln glitt über das Antlitz des Königs hin.

„Hier, Inigo," sagte er, „bringt diesen Brief nach Aquilera zum Kardinal."

Inigo empfing, kniend nach spanischer Sitte, den Brief aus der Hand des Königs, und wagte es, die Fingerspitzen dieser Hand mit seinen Lippen zu berühren.

„Ihr seid ein treuer und eifriger Diener!" sagte der König.

„Ich werde es Euch nicht vergessen, daß Ihr Tag und Nacht gereist seid, um mir die Botschaft nach den Niederlanden zu bringen!"

„Majestät, ich tat, was mir der Kardinal befohlen hatte! Er gebot mir, Tag und Nacht zu reisen und nicht zu ruhen, bis ich Euer Majestät den Brief Eures treuen Freundes überbracht hätte!"

„Es ist gut! Ich werde es Euch gedenken und Euch belohnen. Geht jetzt nach Aquilera!"

„Befiehlt Euer Majestät, daß ich sofort zurückkehre, oder daß ich den Kardinal begleite?"

„Ah, seht!" sagte der König mit einem sonderbaren Lächeln, „seht, wie gut Ihr zu fragen versteht! Den Kardinal begleiten! Nun, es kommt darauf an! Ihr könnt drei Tage in Aquilera verweilen, und Alles, was Ihr dort gesehen und gehört, das könnt Ihr mir berichten, wenn Ihr dann zürckkehrt. Gehet!"

„Den Kardinal begleiten!" wiederholte der König, als er allein war, „es scheint also diesen Stolzen, als müsste ich die Last der Dankbarkeit tragen! Den Kardinal zu mir rufen und mich demütiglichst in den Staub neigen vor diesem großen Mann, der mir, wie sie sagen, meine Krone erhalten hat! Ah, ich werde es beweisen, daß die Dankbarkeit nicht eine Tugend ist, welche dem Fürsten geziemt! Die Welt soll staunen über meine Undankbarkeit! Aber meine Undankbarkeit sich verklären, und die Welt soll dereinst auch staunen über meine Dankbarkeit!"

* * *

XXI.
Undankbarkeit tötet.

Der Kardinal hatte, seit er wußte, daß König Karl nun die Grenze von Aragonien überschritten, das Kloster Aquilera nicht verlassen. Einsam weilte er in seiner Zelle, sich mit religiösen Übungen im Kloster beschäftigend, und einfach und still lebend wie jeder andere Mönch.

Boten waren aus Saragossa gekommen, um im Namen der obersten Behörden und der Stadt ihn zu bitten, dort hinzukommen, um den König zu empfangen. Aber der Kardinal hatte sie zurückgesandt mit dem Bescheid, daß er jetzt nur der Mönch und der Priester des Herrn sei und daß es von dem Könige abhänge, ob er ihn sehen wolle.

„Ich habe ihm sein Königreich erhalten," sagte der Kardinal zu sich selber, „es ziemt mir nicht, daß ich ihm entgegen gehe, um seinen Dank zu empfangen. Er wird zu mir kommen, um ihn mir darzubringen."

Er blieb in seiner Zelle und wartete, und Niemand las es in seinem sanften, ruhigen Angesicht, mit welcher Ungeduld er des jungen Königs harrte.

„Er ist jetzt schon seit zwei Tagen in Aragonien," sagte er unmutig zu sich selber, „er könnte schon hier sein. Wehe, wenn er ein kaltes, undankbares Herz hat und sich nicht beeilt, zu dem zu kommen, welcher ihm sein Land und seine Krone erhalten hat!"

Dieser Gedanke hatte ihn die ganze Nacht hindurch gequält und jeden Schlaf von seinen Augen vertrieben.

„Er könnte schon hier sein, und er zögert zu kommen!" –

Am Morgen des dritten Tages verließ der Kardinal unruhigen und gequälten Herzens seine Zelle und begab sich hinunter in den kleinen Klostergarten. Die Blumen dufteten und blühten in üppiger Fülle, die Mandelbäume schüttelten ihre Blütenzweige über ihm, der kleine

Springbrunnen plätscherte und murmelte melodisch zu dem Rauschen der hohen Zypressen und Lorbeerbäume.

Der Kardinal achtete auf das Alles nicht, in den dunklen Schattengang der Zypressen zog er sich zurück, und da ging er auf und nieder, die Hände auf dem Rücken gefaltet, das Haupt tief geneigt.

„Er könnte schon hier sein und er zögert zu kommen."

Da am Eingang der Allee erschien eine hohe, stattliche Gestalt.

Das scharfe Adlerauge des Kardinals erkannte diese Gestalt.

„Das ist Inigo de Ricardo!" rief er freudig, und mit fast jugendlicher Eilfertigkeit schritt der alte Kardinal die Allee hinunter, dem Boten des Königs entgegen.

„Ich heiße Dich willkommen, Inigo de Ricardo, mein Vielgetreuer!" rief er ihm entgegen und reichte ihm die Hand dar.

Inigo beugte das Knie, um diese Hand an seine Lippen zu drücken.

„Du kommst, um mir das Nahen des Königs zu künden, nicht wahr, mein schöner Ritter?"

Inigo schwieg und neigte sein Haupt in inbrünstiger Zärtlichkeit auf die Hand des Kardinals.

„Stehe auf, mein Sohn," sagte dieser mit einem freundlichen Lächeln, „ich möchte Dir in das Antlitz schauen und Dich sehen, während Du mir die Botschaft bringst von meinem lieben, jungen König Karl! Was sagte er Dir, wann wird er hier sein?"

„Eminenz," erwiderte Inigo, sich von seinen Knien erhebend, „Eminenz, der König hat mir nichts gesagt, er hat mir nur einen Brief übergeben, den ich Euer Eminenz überreichen soll."

„Es ist also wahr, was man sagt, der König hält gar sehr auf Etiquette und selbst mit dem alten Jiménez macht er keine Ausnahme. Das mündliche Wort genügt ihm nicht. Nun, ich freue mich, die Handschrift meine Königs zu sehen, da ich noch nicht sein Angesicht geschaut habe!"

Er nahm hastig den dargereichten Brief aus den Händen Inigos, und vorsichtig und ehrfurchtsvoll bemüht, das Siegel nicht zu zerbre-

chen, riß er das Couvert auf und zog das zusammengefaltete Papier hervor.

Mit vor Erwartung zitternden Händen legte er es auseinander, und dann las er.

Eine kurze Pause trat ein. Mitten in dem düstern Raum stand der alte Kardinal, das entfaltete Blatt Papier in der Hand haltend, und es starren Blickes anschauend; ihm gegenüber der junge Offizier, fragend und neugierig das Antlitz des Kardinals beobachtend.

Nichts unterbrauch die Stille, als das Plätschern des Springbrunnens, das Rauschen der Zypressen und zuweilen der flötende Ton irgendeines Vogels, der in den Gebüschen verborgen war.

Das Antlitz des Kardinals war bleich geworden, seine Augen öffneten sich weit und starrten das Papier an, das in seinen Händen zitterte. Dann hob er auf einmal das Antlitz empor und schaute zu Inigo auf.

„Kannst Du lesen, mein Sohn? Kannst Du lesen?“

„Ob ich lesen kann?“ wiederholte Inigo erstaunt. „Ja, wenn es nicht in einer mir unbekannten Sprache geschrieben ist, Eminenz.“

„So lies! Das Blatt ist in einer mir unbekannten Sprache geschrieben, obgleich es spanisch zu sein scheint.“

Er reichte mit zitternden Händen das Blatt Don Inigo hin. Ein Schauer durchrieselte seine Gestalt, und ein ächzender, pfeifender Seufzer kam aus seiner Brust hervor. „Lies!“

Inigo verneigte sich tief vor der königlichen Handschrift und vor dem Kardinal, dann las er:

„Eminenz, Hochwürdigster Herr und Kardinal!

Seit mein Fuß den Boden von Aragonien betreten hat, gibt jeder Schritt, den ich vorwärts in meinem Lande tue, mir ein Zeugnis von der Größe, der Energie und der Treue Eurer Eminenz. Ihr habt an mir gehandelt als ein treuer Freund und Diener. Ich danke die Krone von Aragonien Euer Eminenz, und die Art, wie Euer Heiligkeit mir dieselbe bewahrt und erhalten haben, erfüllt mich mit der größten Bewunde-

rung und mit der höchsten Achtung! Euer Eminenz haben trotz ihrer achtzig Jahre mit der Kraft und dem Heldenmute eines Jünglings gekämpft für mein gutes Recht und meine Krone. Ich begreife, daß jetzt, da die Ruhe wieder hergestellt ist, und das ich selber da bin, mir mein Recht zu wahren, Euer Eminenz sich auch nach Ruhe sehnen. Euer Eminenz haben Ihr ganzes Leben hindurch dem Staate und der Kirche gedient, und ich verstehe, daß nach zurückgelegtem achtzigsten Jahre die letzten Tage Ihres Lebens Euer Eminenz Ihrer Kirche und Ihrem Gotte weihen wollen! Ich werde es daher nicht wagen, Euer Eminenz aus Ihrer Ruhe im Kloster Aquilera aufzuschrecken und finde es natürlich und Eurem Alter gemäß, daß Ihr dort verbleibt! Meine guten Gedanken und meine besten Wünsche werden oft nach dem Kloster Aquilera sich hinwenden, wo Einer meiner Getreuen betet für seinen König Karl!"

Der Kardinal hatte unverwandt, mit weit geöffneten Augen Inigo angeschaut, während er, langsam und laut jedes Wort betonend, den Brief vorlas. Jetzt, da er schwieg, blickte er ihn immer noch an, horchend in die Stille hinein, als höre er immer noch diese kalten, höhnischen Worte, deren jedes sein Herz mit einem Dolchstoß getroffen.

„Das steht da wirklich so geschrieben, wie Du es da gelesen hast, Inigo?" fragte er dann mit leiser, flüsternder Stimme, „oh, meine alten Ohren haben mich also nicht betrogen, es steht da, wie Du gelesen hast, Inigo?"

„Ja, Eminenz!" erwiderte Inigo traurig. „Es steht so da geschrieben, ich habe kein Wort ausgelassen und keines hinzugefügt!"

Ein lautes, höhnisches Lachen, das schaurig klang von den Lippen des achtzigjährigen Greises, durchhallte die Stille.

„Weißt Du, was Du gelesen hast?" fragte er dann mit spöttischem Tone, „Du hast ein Kapitel aus diesem wundervollen Buche des Machiavelli gelesen, das, was man mir gesagt hat, die Hauptlektüre des Königs Karl ausmacht! Ja, es ist ein Kapitel aus dem Buche des Machiavelli, ein Kapitel von dem Undank des Fürsten! Oh, er ist ein guter

Schüler seines teuflischen Lehrers! Er hat´s begriffen, daß der Undank eine Tugend der Fürsten ist! Aber ich, ich begreife nicht, daß ein junger Mann von achtzehn Jahren die teuflische Lehre schon so tief in seine Seele hat eindringen lassen, und daß er an mir, dem Kardinal Jiménez, sie versuchen will! Sage mir, Inigo, wir sind allein, Niemand, als Gott wird Deine Antwort vernehmen, sage mir, mein Sohn, ist es nur die Empfindlichkeit des Greises, welche mir den klaren Blick umdüstert? Ist es nicht undankbar, nicht ungroßmütig von dem König, daß er mich, der ihm sein Land erhalten, so verbannt und von seinem Angesicht verstößt? Tut er vielleicht Recht daran, ist es weise gehandelt, mich von seinem Wege zu verstoßen, der ich vielleicht einen Schatten auf denselben werfe? Kann er mit irgendeinem Schein des Rechts so an mir handeln? Antworte mir, mein Sohn, nach Deiner besten Überzeugung, denn Niemand als Gott hört Deine Antwort!"

„Eminenz!" erwiderte Inigo, mit Tränen in den Augen und mühsam nach Atem ringend, „ich begreife Eure Qual und Euren Schmerz, und ich muß sagen, der König hat undankbar an Euch gehandelt! Er muß wahrlich ein kaltes, grausames Herz in seiner Brust tragen, daß er es vermochte, so seinem höchsten Wohltäter, dem edelsten Manne in Aragonien, zu danken für Alles, was dieser für ihn getan! Aber –„

„Nun?" fragte der Kardinal atemlos, „warum verstummst Du? Nachdem Du den König so angeklagt, möchte ich hören, welchen Nachsatz Du mit dem „aber" beginnst, und wie Du ihn verteidigst? Fahre fort! Ich gestatte Dir, Alles zu seiner Entschuldigung zu sagen, ja, ich werde froh sein, wenn Du mir eine Entschuldigung für diesen Undank und diese Herzlosigkeit sagen kannst! Fahre also fort, was wolltest Du mit dem „aber" sagen?"

„Aber!" fuhr Inigo langsam, jedes Wort betonend, fort, „aber ich begreife den Sinn, aus welchem der König so handelte! Er ist jung, er ist ehrgeizig! Ihr seid die Sonne von Aragonien, und er will nicht in Eurem Schatten stehen! Er selbst will die Sonne und das Licht sein! Auf ihn allein sollen alle Blicke des Volkes sich richten; und darum,

weil Ihr der Größere seid, darum entfernt er Euch, damit man ihn, obgleich er noch nichts getan, schon betrachten soll, als den Einzigen, der in diesem Lande von nun an Alles tun wird! Ihr seht, Eminenz, ich habe auch das Buch gelesen von dem Fürsten, dem großen Politiker Machiavelli, und ich habe da ein Wort von wunderbarer Weisheit gelesen, das seitdem Tag und Nacht in meinem Hirne brennt und mich mit großen Gedanken für die Zukunft erfüllt! Dieses Wort heißt: „Der Zweck heiligt die Mittel!“ Wer Großes will, das sagt Machiavelli mit diesem Wort, darf nicht zurückschrecken vor den Mitteln, mit denen er es durchsetzen kann, er muß Alles tun, dem Ziel entgegenzutreten, nicht achtend, ob die Mittel, die ihn dahin führen, gut sein mögen oder böse! Der Zweck heiligt die Mittel! Ich glaube, ich habe in dem Angesicht dieses Königs gelesen, daß er große Zwecke hat, und er ist also auch nicht zurückgeschreckt vor den Mitteln! Ihr standet ihm vielleicht hindernd in dem Wege, der ihn zu seinem Ziele führt, der erste, der größte Mann in Spanien zu sein! Er schiebt Euch bei Seite, Eminenz, denn: der Zweck heiligt die Mittel!“

„Das ist ein Wort, welches der Teufel Machiavelli zugeflüstert hat!“ sagte der Kardinal, langsam sein Haupt neigend, „dieses Wort, mein Sohn, ist der Wahlspruch der bösen Geister, der Intriganten und der Fanatiker; jedes Wort dieses Wahlspruchs ist wie ein Dolch, den man dem Guten, dem Edlen, dem Sanftmütigen in das Herz stößt! Ich fühle diese Dolchstöße und ich glaube, ich werde daran sterben! Es dunkelt vor meinen Augen, haltet mich, Inigo! Die Welt dreht sich im Kreise, und dieser undankbare König wird sie auf eine andere Stelle rücken! Halte mich, Inigo, ich weiß nicht mehr, wo ich bin! Ist das die Sonne Spaniens, welche auf mich herniederschaut, ist das die Welt, in der ich achtzig Jahre gelebt habe, gestritten, gerungen für das Gute, für die Treue und die Ehrfurcht vor dem Königtum? Und eben dieses Königtum verlässt mich jetzt und durchbohrt mich mit vergifteten Dolchen! Gehet, Ihr Alle, gehet, es ist in dieser Welt kein Raum mehr für Jiménez, denn das Böse herrscht auf Erden!“

Und mit einem lauten Schrei sank der alte Kardinal ohnmächtig Inigo in die Arme. Er ließ ihn sanft niedergleiten und eilte von dannen, um die Klosterbrüder zur Hilfe herbeizuholen. Als sie eintrafen, hatte der Kardinal bereits die Augen geöffnet und das Bewußtsein war schon wieder in ihm erwacht. Die Mönche wollten ihn in seine Zelle bringen, doch er wehrte sie entschieden zurück.

„Ich mag in keinem Haus mehr sein, das von Menschenhänden gebaut ist!“ sagte er leise, mit schwerer Zunge, „in dem Hause Gottes, in der Natur, will ich bleiben, der Dom des Himmels allein soll sich über mir wölben! Allein will ich bleiben mit Gott, bis ich eingehen werde in seine Herrlichkeit! Gehet Alle von hinnen, verlasst mich, ich will keines Menschen Antlitz mehr sehen. Gehet!“

Aber die Mönche blieben dennoch stehen, und Inigo kniete vor Jiménez nieder und bat mit zärtlichem Flehen, daß er gestatten möge, ihn hinaufzutragen auf sein Lager und seiner zu pflegen.

„Ich will es nicht!“ sagte Jiménez, „noch bin ich der Kirchenfürst und begehre, daß man meinen Worten Ehrfurcht und Gehorsam zollt! Ich befehle Euch als Euer Fürst und Herr, daß Ihr mich Alle verlasst! Ich will keines Menschen Antlitz mehr sehen, und meine Augen sollen nichts mehr schauen auf Erden, nachdem sie den Brief des Königs Karl geschaut haben! Gebt mir diesen Brief!“

Inigo reichte ihm das Blatt, und der Kardinal faßte es mit seiner Rechten und zerdrückte es in derselben, wie ein welkes, vom Baum hernieder gewehtes Blatt.

„Man soll dieses Blatt mit mir begraben, wenn es dem großen Gott gefällt, mich zu erlösen von meiner Qual! Nun geht Alle, ich wiederhole es Euch, ich will keines Menschen Antlitz mehr schauen! Gehet!“

Da sie noch immer zauderten, blitzten die Augen des Kardinals mit einem letzten, gebieterischen Zornesblick die Mönche an; und diesem Blicke wagten sie nicht zu trotzen. Langsam, Gebete murmelnd, entfernten sie sich. Inigo wagte es, noch einmal zu dem Kardinal zu flehen, daß er ihm, welcher ihn liebe, ihn anbete, gestatten

möge, bei ihm zu bleiben.

„Nein!“ erwiderte Jiménez, „Du bist ein Mensch, das heißt Du bist grausam, kalt und undankbar! Gehet, ich will nur Gott noch schauen, und mit ihm allein bleiben!“

Er hob langsam die Hand und winkte Inigo, sich zu entfernen, und auch dieser schlich nun, mit von Tränen umdüsterten Auge, Trauer im Herzen, davon.

Der alte Kardinal lag da in der einsamen Zypressen-Allee. Der Springbrunnen ließ fort und fort sein eintönig Lied vernehmen, die Zypressen rauschten, die Vögel sangen, und durch das dichte Gezweig fiel zuweilen ein Sonnenglanz gerade auf das Antlitz dieser bleichen, unbeweglichen Gestalt, welche da unter den Zypressen lag, mit den zusammengepressten Lippen, mit den weit geöffneten großen Augen, die zum Himmel starrten und mit einem vorwurfsvollen Blick ihn zu fragen schienen, wie er so viel Undankbarkeit auf Erden dulden könne! So lag der alte Kardinal da den ganzen Tag. Als der Abend dämmerte, kam der Prior des Klosters mit Inigo zu ihm herangeschritten, um ihn zu beschwören, daß er jetzt sich erhebe, oder ihm gestatten möge, ihn von dannen zu tragen. Er wehrte sie zurück.

„Kein Haus von Menschen gebaut, soll mich mehr einengen!“ sagte er, „in das Kloster Aquilera hat mich der König Karl verbannt, ich will ihm beweisen, daß Kardinal Jiménez sterben kann, aber selbst im Tode sich dem Willen des undankbaren Knaben nicht unterordnen wird! Ich werde das Kloster von Aquilera nicht mehr betreten, ich will sterben unter dem freien Dome Gottes! Laßt mich! Niemand soll bei mir sein, als Gott allein!“

Sie zogen sich zurück, aber nur so weit, daß der Kardinal sie nicht sehen konnte. In den Zypressen hinter ihm verbargen sie sich und harrten da die ganze Nacht hindurch, den Greis beobachtend; und sahen erstaunend, wie er nicht einen Moment sich aufrichtete, keine Bewegung machte, sondern vom Mondeslicht begossen, ruhig dalag auf seinem Todeslager, hinauf schauend in den sternenbesäten Him-

mel und zuweilen mit lauter Stimme klagte über die Undankbarkeit, über den Dolch, der in seinem Herzen bohrte.

Am nächsten Morgen wagte es der Prior und Inigo dennoch, sich dem Kardinal zu nähern.

„Aus Barmherzigkeit!“ rief Inigo, in Tränen zerfließend zu ihm niederkniend, „aus Barmherzigkeit gestattet mir, daß ich Euch in meine Arme nehme und hineintrage in das Haus! Ich liebe Euch wie einen Vater, laßt mich an Euch handeln, wie es einem Sohne ziemt! Laßt mich Euch pflegen und warten, bis Ihr Euch wieder kräftig fühlt!“

Der Kardinal schüttelte langsam das Haupt. „Wenn der Sturmwind die Eiche entwurzelt hat, hebt sie sich nicht wieder auf! Ich bin entwurzelt und niedergeschmettert! Laßt mich hier, bis der letzte Atem ausgehaucht ist!“

„So seid wenigstens gnädig mit uns und nehmt Nahrung zu Euch, Kardinal!“

Er schüttelt wieder das Haupt. „Ich habe das Gift der Undankbarkeit getrunken, keine andere Nahrung werde ich mehr nehmen!“ sagte er langsam, „aber wenn Ihr seht, daß mein letzter Augenblick gekommen ist, so sollt Ihr mir den Leib des Herrn einflößen und mich sein heiliges Blut trinken lassen! Dies ist mein letzter irdischer Befehl!“

* * *

XXII.
Sieger und Besiegter.

Einsam und düster vergingen die Tage und Wochen für den Infanten Ferdinand. Leyvas hatte ihn, wie es der Kardinal versprochen hatte, unermüdlich bewacht. Er war zu einem Schatten des Infanten geworden, folgte ihm überallhin und servierte ihm persönlich die Speisen, die die Pagen bis zur äußeren Tür des Vorzimmers gebracht hatten. Nachts schlief er vor der Tür des prinzlichen Schlafzimmers und begleitete Ferdinand auf seinen Spaziergängen in den inneren Gärten und Höfen des Schlosses, stets an seiner Seite und unauffällig im Hintergrund. Während dieser ganzen Zeit war keine Nachricht aus der Außenwelt zu dem Prinzen gelangt. Niemand durfte ihn besuchen; das war der strenge Befehl von Kardinal Jiménez. Bis zur Ankunft von König Karl hielten sich alle Beamten und Behörden strikt an die Anweisungen des mächtigen Mannes, der sich aus eigener Autorität zum Statthalter seines jungen Königs erhoben hatte.

Aber nun war Karl in Saragossa eingezogen, und der Jubel, welcher die Straßen durchhallte und den König begleitete bis zum Residenzschloß hin, klang selbst hinauf in die einsamen, stillen Gemächer, in welchen der Infant Ferdinand verweilte. Er hörte es wohl und lauschte aufmerksam zu den Fenstern hin, öffnete schon die Lippen zu einer Frage, aber dann schloß er sie hastig wieder. Schon oft hatte er an Leyvas Fragen gerichtet, die sich auf die Außenwelt bezogen, aber niemals hatte der junge Mensch ihm bestimmte Antwort gegeben. Ferdinand schwieg also und nur sein fragender, forschender Blick heftete sich auf das Antlitz des jungen Offiziers, der auf seinem gewöhnlichen Platze neben der Tür saß und ruhig fortfuhr, dem Infanten, wie dieser es befohlen, aus den Abenteuern des Ritters Don Quichotte vorzulesen. Ferdinand unterbrauch ihn nicht, aber er hörte auch nicht auf das, was jener ihm vorlas.

Das Jubeln und Schreien drang immer mächtiger an sein Ohr, und jetzt hörte er das Donnern der Kanonen, das die Fenster zum Klirren brachte, sowie das Läuten der Glocken, das die Luft durchzitterte.

„Es hat sich eben etwas Außerordentliches, etwas Unerwartetes begeben!“ sagte er leise in sich hinein. „Vielleicht haben meine Freunde für mich gehandelt, vielleicht kommen sie, mich zu befreien! Vielleicht -“

Es klopfte heftig an die Tür und Leyvas unterbrach sich in seiner Lektüre und sprang eilfertig auf, um die Tür ein wenig zu öffnen. Eine leise, männliche Stimme sprach ein paar Worte mit dem jungen Offizier, der sich tief verneigte und dann, ohne irgendein Wort der Entschuldigung an den Infanten zu richten, das Gemach verließ.

Einen Moment nun blieb der Infant allein, und verwundert und fast geängstigt schaute er sich umher in dieser ungewohnten Einsamkeit. Von außen hörte er noch immer das Jubeln und Schreien, das indessen anfing, schwächer zu werden und sich allmählig dann ganz verlor.

„Ich möchte wissen, was dieses Alles zu bedeuten hat?“ murmelte er aufspringend und mit heftigen Schritten im Gemach auf- und abgehend, „würden es meine Freunde sein, sie wären jetzt schon zu mir hereingestürzt und hätten frohe Botschaft und Befreiung gebracht, sie sind es also nicht! Was kann es aber dann sein, was?“

Er schlich sich nach der Tür, vor welcher er jetzt leise Schritte vernahm. Die Tür tat sich auf, aber nicht Leyvas trat ein, sondern ein anderer junger Mann, und hinter ihm schloß sich die Tür. Ferdinand blieb mitten im Zimmer stehen und schaute auf diese beängstigende, ihm ganz fremde Erscheinung. Er hatte diesen jungen Mann mit dem bleichen Angesicht, den großen, feurigen Augen, dem kleinen zusammengepreßten Mund und der breiten, gedankenvollen Stirn, von welcher in dichten Locken das Haar herniederfiel, nie gesehen; dennoch war in seiner ganzen Erscheinung etwas, das ihn glauben ließ, ihn zu kennen.

Einen Moment blieb der junge Mann in der Türe stehen, dann schritt er vorwärts zu dem Infanten, legte ihm seine Hand auf die Schulter und schaute ihm fest und tief in die Augen.

„Wer bist Du?“ fragte Ferdinand, in seltsamer Befangenheit unbeweglich dastehend.

Der junge Mann lächelte. „Ich bin der König von Aragonien!“ sagte er.

„Wie?“ rief Ferdinand heftig. „Du bist mein Bruder Karl?“

Ein glänzendes Lächeln überzog das blasse Angesicht Karl's und ließ einen Schimmer von Röte auf seinen Wangen erscheinen.

„Ah“, sagte er, das Haupt ein wenig neigend, „so erkennst Du mich also an als den König von Aragonien?“

Der Infant trat zurück und nahm eine trotzige Miene an. „Nein,“ sagte er, „ich weiß, daß es nur Einen gibt, der es wagen kann, sich den Titel eines Königs von Aragonien anzumaßen, und das ist mein Bruder Karl!“

„Wir sind also alle Beide in derselben Lage!“ erwiderte Karl, „auch ich weiß nur Einen, der es wagen könnte, sich den Titel eines Königs von Aragonien anzumaßen, und das ist mein Bruder Ferdinand! Da wir nun, zwei Könige von Aragonien, einander gegenüberstehen, so müssen wir wohl die beiden Söhne unseres Vaters, die Infanten Ferdinand und Karl sein! Vergessen wir denn auf einen Augenblick die Zwistigkeiten des Staats und der Politik, und erinnern wir uns Beide, daß wir Brüder sind! Mein Bruder Ferdinand, ich grüße Dich! Ich freue mich Deines Anblicks, denn Du bist ein schöner, stattlicher Jüngling, und man hat mir die Wahrheit gesagt, Du gleichst genau unserem Vater Philipp, von dem Du weißt, daß man ihn „den Schönen“ nannte.“

Mit einem Blick, der Zärtlichkeit und Sanftmut ausstrahlte, betrachtete der König das verlegene Antlitz des Infanten. „Das ist der Kuß deines Bruders Karl!“, sagte er mit sanfter Stimme. „Doch ich bringe dir noch zwei weitere Küsse! Unsere Schwestern, die Infantinnen Margaretha und Maria, haben mir beim Abschied zur strengen

Pflicht gemacht, ihrem lieben Bruder Ferdinand in ihrem Namen einen Kuß zu überbringen. Da man Damen gegenüber stets gehorsam sein sollte, beeile ich mich, diese erste Pflicht der Verwandtenliebe zu erfüllen. Hier hast du einen Kuß von unserer Schwester Margaretha und diesen von unserer schönen Marie!“

Der Infant, verwirrt, betäubt von der großmütigen freundlichen Weise des Königs, und beschämt darüber, daß Karl, statt ihm Vorwürfe zu machen, ihm liebevoll entgegenkam, erwiderte kein Wort, sondern legte sanft seine Arme um den Nacken des Königs und senkte sein Haupt an Karls Brust.

„So ist es recht!“ rief Karl froh, „so wollen wir zueinander halten und zueinander stehen! Wenn wir erst als Brüder zueinander finden, so werden wir uns auch bald verständigen über die Politik!“

„Nein!“ rief der Infant, sein Haupt wieder erhebend, „nein, mein Bruder! Ich fürchte, darin werden wir uns nicht verständigen! Wir haben der Verwandtenliebe jetzt unser Opfer gebracht, aber ich entsinne mich nun wieder, daß der König Karl von Kastilien und Brabant, der König von Rom, der einstige Kaiser von Deutschland, noch nicht zufrieden ist mit allen diesen Kronen, daß er sogar die Hand ausstreckt nach meiner kleinen Krone, und mir das Erbe meines Großvaters, des Königs Ferdinand nicht lassen will!“

Der König sah ihn an mit seinen großen, tiefen Augen, und das Lächeln stand immer noch auf seinen Lippen.

„Wirklich, Du gleichst ganz unserm Vater Philipp!“ sagte er, „in Deinem Aussehen wie in Deinem Wesen! So, hat man mir erzählt, glühte Philipp auch bei jedem kleinen Anlaß, so brannte der Zorn schnell auf seinen Wangen in Purpurröte, so blitze es in seinen Augen, wenn man ihm zu widersprechen wagte. Er hatte die große Kunst, sich selbst zu beherrschen, nicht gelernt, und das ist vielleicht sein Tod gewesen,“ fuhr er leiser fort. „Unsere arme Mutter Johanna war eifersüchtig und Philipp der Schöne verstand es nicht, ihr die Regungen seines Herzens zu verbergen. Du bist sein Sohn! Ich lese jetzt in Dei-

nem Antlitz, daß Du mich haßt, und ich bin doch gekommen mit so guten, brüderlichen Gesinnungen für Dich."

„Wenn das wahr ist," sagte der Infant hastig, so beantworte mir eine Frage: König Karl! Bist Du gewillt, Dich mit all den Kronen, die schon auf Deinem Haupte ruhen, zu begnügen, und mir das Erbe meines Großvaters zu lassen, oder willst Du es Dir auch aneignen?"

Karl schüttelte lächelnd sein Haupt. „Man kann sich nur aneignen, was einem Andern gehört! Ich gehe nie auf Raub aus; aber die Krone von Aragonien habe ich nicht nötig, mir anzueignen, denn sie ist mein!"

„Das also ist Deine Antwort, mein Bruder?" rief der Infant heftig. „Du willst mir selbst dieses kleine Reich nicht gönnen? Du willst mich hinabstoßen in das Nichts? Willst den von seinen Granden erwählten König, der ein Recht hat auf dieses Land, kraft des Testaments seines Großvaters, willst ihn zu einem apanagierten Prinzen erniedrigen, welcher leben soll von der Gnade seines erlauchten, großmächtigen Bruders!"

Der König legte seine Hand auf die Schulter des Infanten. „Mein Bruder, Du mußt leiser sprechen, Deine Stimme ist so hell, wie eine Drommete, welche zur Schlacht ruft, und man kann sie hören im Vorzimmer, wo unsere Diener stehen! Es ist nicht gut, daß Fürsten ihre Untertanen merken lassen, sie wären in Zorn und Streit nur gleich den andern kleinen Menschen, und vergäßen der Etiquette und der Würde, die der Fürst sich selber schuldig ist!"

„Vergebung, mein Bruder," sagte der Infant mit einem Achselzucken die Hand seines Bruders von seiner Schulter entfernend. „Vergebt, ich bin noch nicht zu der Weisheit gelangt, welche Eure Stirn umkränzt! Ihr habt Euch trotz Eurer jungen Jahre die Weisheit und die Ruhe eines Greises angeeignet!"

„Ich habe früh zu denken und zu Leben angefangen!" sagte der König mit einem Anflug von Traurigkeit. „Es ist wahr, man hat mir vielleicht von meiner Jugendluft und meinem unbefangenen Wesen

geraubt! Man hat mich früh gelehrt, daß ich nicht das Recht habe, froh und heiter zu sein, wie andere Menschen, weil ich die Last vieler Kronen und vieler Erdenherrlichkeit auf meinem Haupte trage!“

„Ihr nennt das eine Last?“ fragte Ferdinand mit einem spöttischen Lächeln, „und doch wollt Ihr auch nicht die kleinste Last einer Krone Euch von Eurem Haupte nehmen lassen!“

„Du bist also doch der Meinung, mein Bruder, daß diese Krone schon auf meinem Haupte ruht?“ fragte Karl lächelnd.

„Ich bin nur der Meinung, Don Karlos, daß Ihr sie nehmen wollt! Aber ich sage Euch, ich werde es nicht leiden. Das Testament meines Großvaters –“

„Zeige mir das Testament!“ unterbrach ihn Karl, „fern sei von mir, daß ich nehme, was nicht mein ist! Beweise mir, daß Aragonien Dein Eigentum ist und ich werde, obwohl mit Trauer im Herzen, mich fügen und es Dir überlassen! Beweise! Wo ist das Testament?“

„Frage danach Deinen Statthalter und Bevollmächtigten, Kardinal Jiménez! Er ist es gewesen, der Feuer in den Palast legte, der sich nicht gescheut hat, als Mordbrenner das Testament zu entfernen!“

„Auch dafür fehlen Beweise!“ sagte Karl ruhig. „Es existiert nur ein einziges Testament, enthalten in den wenige Zeilen, welche der sterbende König dem Kardinal übergeben hat, und welches dieser in das Staatsarchiv niedergelegt hat! Man hat es mir in der Stunde, als ich in den Palast eintrat, übergeben, hier ist es!“

Er reichte seinem Bruder das Papier dar. Dieser nahm es hastig und nachdem er es gelesen, zerknitterte er es in seiner Hand. „Und wenn ich nun dieses Papier zerreiße, Don Karlos, wo ist dann Euer Recht?“

„Hier!“ sagte Karl, die Hand auf sein Schwert legend. „Du kannst das Papier zerreißen, aber nicht mein Recht, und ich werde es verteidigen mit einem guten Schwert und mit meinem niederländischen Soldaten gegen alle aufrührerischen Granden, auch gegen den aufrührerischen Infanten Ferdinand!“

„Aufrührer!“ rief Ferdinand, „Ihr wagt es, mich zu beschimpfen?“

„Nein! Denn ich glaube nicht, daß Ihr ein Aufrührer sein werdet! Ich spreche von dem, was eintreten würde, wenn Ihr jenes Papier zerrisset und dann von mir begehret, daß ich Eure sogenannten Rechte auf Aragonien anerkennte. Aber ich bitte Euch, mein Bruder, laßt es nicht dahin kommen, gebt nicht der Welt das Beispiel von zwei unnatürlichen Brüdern, welche einander bekämpfen! Vielmehr laßt uns zeigen, daß wir Beide groß und gut denken, und entschlossen sind, um des Großen und Guten willen unsere kleinlichen Gelüste zu bekämpfen!“

„Schöne Worte!“ rief Ferdinand heftig, „mit schönen Worten wollt Ihr mir das Königreich Aragonien fortnehmen! Und ich soll nichts sein, als Euer armer Bruder, der von Euren Gnaden lebt!“

„Nein!“ sagte Karl leise, „ich will Dir eine große Zukunft bereiten! Ich habe das in meinem Herzen beschlossen, noch ehe ich Dich sah! Jetzt aber ist dieser Beschluß ein unumstößlicher geworden! Ich sehe in Dir einen Jüngling voll Feuer, voll Energie und Tatkraft, und einen solchen will ich eine glänzende Zukunft eröffnen! Du bist ehrgeizig, mein Bruder, Du dürstest nach Taten, nach Ruhm! Ich verspreche Dir, daß alles Dein sein soll, wenn –“

„Wenn ich mich von schönen Worten betören lasse und meinen Ansprüchen auf Aragonien entsage!“

„Wenn Du jetzt tust, was Du tun mußt, wenn Du der Notwendigkeit nachgibst! Wo sind Deine Ansprüche auf Aragonien? Ich sehe hier einen machtlosen, gefangenen Prinzen, der über Nichts zu gebieten hat, und allein und einsam in seinem Zimmer verweilt. Womit willst Du Deine Ansprüche verfechten? Wo sind die Granden, welche Dich unterstützen? Die Wenigen, die töricht und tollkühn genug waren, sich mir Dir zu verbünden, und besonders der Eine, der durch seine Zuflüsterungen Dich verführt und bestochen hat, ist gleich den Andern machtlos. Die Soldaten sind zu ihrer Pflicht zurückgekehrt und haben, bevor ich einzog in Saragossa, mir den Eid der Treue geleistet!

Dasselbe taten auch die Bürger und Beamte, die in weiten Spalieren in den Straßen mit den Waffen in der Hand aufgestellt waren und mich begrüßten als ihren König. Ich frage Dich nun, Ferdinand, wo sind Deine Krieger, Deine Getreuen, welche Dir helfen werden, den Thron Aragoniens zu erkämpfen? Gestehe es nur, mein Bruder, Du bist einsam und allein mit Deinen Ansprüchen. Und wenn Du jetzt hinaus trittst und Deinen Ruf erschallen lässt: „Kommt zu mir, ihr Getreuen, zu dem König von Aragonien," so wirst Du beschämende Niederlage erleiden, denn Niemand wird Deinem Rufe folgen." [22]

Der Infant hatte, immer mehr erbleichend, dem Könige zugehört, jetzt wandte er sich ab und ging mit großen Schritten nachdenklich auf und nieder. Der König blieb ruhig in der Mitte des Gemaches stehen und blickte schweigend nach seinem Bruder hin, ihm Zeit gönnend, seinen Zorn und seine innere Aufregung austoben zu lassen. Dann nach einer langen Pause ging er zu Ferdinand und legte seine Hand auf dessen Arm, ihn zum Stillstehen zwingend.

„Armer Bruder! Es tobt und braust in Deiner Seele, ich kenne das, ich habe auch so gelitten und gekämpft! Nur daß mein Zorn nicht gegen meinen Bruder gerichtet war, sondern gegen diesen stolzen, übermütigen König von Frankreich, der mich beleidigt, mir die Braut geraubt hat, welche man mir bestimmte, die französische Prinzessin Claudia. Dieser Zorn hat in mir getobt jahrelang, und, glaube mir, er ist heute noch lebendig in meinem Herzen wie damals, als ich, ein Jüngling von dreizehn Jahren, diese Schmach erfuhr. Aber Niemand hat in meinem Äußern von diesem Zorn Etwas gesehen, denn man darf es den Menschen, auch den vertrautesten nicht gönnen, daß sie unseren Schmerz in unserem Äußern lesen. Dazu muß ein Fürst zu stolz sein. Als man mir damals die Nachricht brachte, der Graf von Angoulême, der jetzige König von Frankreich, habe mir die verlobte Braut genommen, da habe ich gelacht und habe lachend geantwortet: „Ich sollte darüber zürnen, meint Ihr? Ich freue mich, denn nun bindet mich kein Band mehr an die Franzosen, und so kann ich sie nach Her-

zenslust bekämpfen, und als ich lachend das gesagt, hatte ich mir das Recht erworben, mich in meine Kammer zurückzuziehen, ohne bearg-wöhnt zu werden. Da aber habe ich geweint und die Hände gerungen und die Finger in meine Brust gekrampft, daß die blutigen Male der Nägel wochenlang auf derselben sichtbar waren. Aber geahnt von meinem Schmerz hat Niemand etwas. Das, mein Bruder, mußt auch Du lernen, Dein Inneres zu verhüllen – selbst vor Deinem Bruder! Wäre ich ein schlechter Bruder, ich würde jetzt mich freuen, Dich so zerknirscht zu sehen. Aber Du bist Blut von meinem Blut und dasselbe Feuer glüht in Deinen wie in meinen Adern. Ich beklage es mit Dir, daß Du so mir gegenüber stehest, und ich bitte Dich um Verzeihung, daß ich Dich so sehen muß, gedemütigt und zerknirscht, und daß ich diese Stunde nicht habe von Dir halten können. Ich bitte, daß Du mir deshalb nicht grollen wollest."

Er reichte ihm die Rechte, aber Ferdinand stieß sie zurück, tat einige Schritte vorwärts, sank dann nieder auf einen Lehnsessel, und mit beiden Händen sein Gesicht bedecken, brach er in lautes Weinen aus.

* * *

XXIII.
Selbstüberwindung.

„Ach, es ist wahr, ich schäme mich vor mir selber! Ich möchte, daß Du jetzt Dein Schwert nimmst, Bruder, und es mir in das Herz stichst, damit ich frei wäre von diesen Schmerzen. Ich bitte Dich, sei nicht so gut zu mir! Behandle mich auch als einen Rebellen, laß mich in das Gefängnis der Inquisition führen, daß ich vergesse, daß ich der Bruder des Königs und nicht selber der König von Aragonien bin. Laß mich töten, es ist besser, daß es mit mir zu Ende geht."

„Ich bin gekommen, mein Bruder, damit ich Dich ins Leben einführe," rief Karl freudig. „Mit den Tränen, die Du jetzt vergießt, löschst Du die Unbesonnenheit des Knaben, die eigene, kleine Schuld aus. Wir wollen nun vergessen, was geschehen ist, das heißt, was du getan! Mit sechzehn Jahren ist man nicht verantwortlich für seine Handlungen."

Der Infant erhob sich rasch und schaute stolz seinen Bruder an. „Ich beanspruche diese Unverantwortlichkeit nicht, Bruder. Ich will nicht wie ein Knabe behandelt werden! Ich fühle mich als einen selbstbewussten Mann, der die Verantwortlichkeit für alle seine Taten trägt. Es ist wahr, ich bin ein Aufrührer in Deinen Augen, aber ich fühle mich in meinem guten Recht, als der Erbe meines Großvaters. Nicht aus kindlichen Übermut, sondern in der Überzeugung meines Rechtes habe ich das getan, was ich tat!"

Der König nickte. „Hast Dich zum König ausrufen lassen, und Dich heimlich vermählt mit der schönen, verführerischen Prinzessin Ancilla von Medina."

Der Infant schrak zusammen und blickte erstaunt in das Antlitz des Königs. „Du weißt auch das?"

„Ich weiß, mein armer Bruder, daß der ehrgeizige Herzog und seine nicht minder ehrgeizige Tochter Dir eine Falle gestellt haben, in

welche Du arglos hineingegangen bist. Der Herzog wollte regieren und seine Tochter wollte eine Königskrone tragen. Sie ist ehrgeizig und –“

„Kein Wort weiter!“ unterbrach ihn Ferdinand. „Beschuldige mich, klage mich an, aber kein Wort gegen Ancilla! denn wisse, mein Bruder, ich liebe sie mit aller Glut meines Herzens, und sie, gelobt sei Gott, sie erwidert meine Liebe!“

„Ach Ferdinand!“ sagte der König seufzend, „wie jung Du bist! Glaubst noch, was die Frauen sprechen. Weißt nicht, daß nur Lüge und Täuschung auf ihren Lippen ist und daß, je schöner diese Lippen sind, desto leichter die Lüge auf denselben als Wahrheit erscheint. Aber sprechen wir noch nicht von dieser Angelegenheit, sprechen wir zuerst von Dir. Ich erkenne mit Freude die großen Eigenschaften, welche in Dir wohnen. Ich beschwöre Dich, mein Bruder, gib jetzt der Notwendigkeit nach! Gib freiwillig auf, was Du in keiner Weise erhalten kannst, erkenne mich in Güte, und wenn es sein kann in Liebe, als den König von Aragonien an! Ich schwöre Dir beim Andenken an unsern Vater, bei der traurigen Erinnerung an unsere arme Mutter, daß ich nicht einen Moment vergessen will, daß mein Bruder Ferdinand ein großes Herz, ein starker Kopf und eine edle Seele ist, und daß ich berufen bin, ihm eine große, schöne Zukunft zu eröffnen. Entsage Aragonien, mein Bruder, und bei der heiligen Jungfrau schwöre ich Dir, daß ich Dir dereinst ein anderes Reich und eine andere Krone geben will, größer und mächtiger, als die kleine Krone von Aragonien!“

„Wer bürgt mir dafür,“ rief Ferdinand heftig, „daß Du mir nicht auch eine Falle stellst, wie Du sagst, daß mir der Herzog von Medina eine gestellt hat?“ Wer bürgt mir dafür, daß ich Deinen Worten glauben und meine Ansprüche auf Aragonien aufgeben kann? Daß Du nicht nachher vergisst, was Du in dieser einsamen Stunde mir gelobt hast?“

Wie er das sagte, blitzte zum ersten Mal in den Augen Karls ein zorniges Feuer auf, und mit einem strengen Blick schaute er auf seinen Bruder hin. „Wer Dir dafür bürgt?“ fragte er. „Das Wort des Königs

Karl. Und wenn Du meinst, daß in dieser einsamen Stunde die Zeugen für mein Versprechen fehlen, so sage ich Dir, Gott im Himmel ist Zeuge dessen, was wir gesprochen. Und ich habe von diesem Zeugen mehr Ehrfurcht und Respekt, als vor allen Menschen auf Erden."

„Es könnte doch sein," rief Ferdinand heftig, „daß die Staatsklugheit Euch nachher verbieten könnte, Euer Versprechen zu erfüllen! Ihr seid, wie man mir gesagt hat, ein großer Staatskünstler, trotz Eurer neunzehn Jahre, und Ihr versteht es, Eure Worte so zu richten und zu setzen, daß sie immer wie ein zweischneidiges Schwert nach rechts oder links verwunden können."

„Du denkst klein und niedrig von mir," sagte Karl hoheitsvoll. „Die kleinlichen Künste, welche man anwenden muß in der Politik, passen nicht zu uns beiden und zu unserem Verhältnis zueinander. Meinst Du wirklich, ich wäre hierher gekommen, um mit Dir zu handeln? Zu handeln und zu feilschen, daß Du mir Dein Recht auf die kleine Königskrone von Aragonien abtreten sollst? Meinst Du, ich wäre wie ein Krämer gekommen, Dir große Dinge für die Zukunft zu versprechen, um es nachher nicht einzulösen? Wär's nicht für mich am bequemsten, Dich anzuerkennen als den König von Aragonien, und Dir das kleine Land zum Nutz und Nießbrauch zu überlassen? Könnte ich Dich nicht einengen in Deine kleinen Grenzen und Dir das Leben und die Regierung so zur Last und zur Qual verunstalten, daß Du froh sein solltest, endlich die Krone niederzulegen und die imaginäre Herrlichkeit aufzugeben. Ich tu's nicht, weil ich groß denke von Dir und von mir, und, laß mich's sagen, weil ich eine große Zukunft, sowohl für Dich, als auch für mich haben möchte. Wenn Spanien ein großes, mächtiges, starkes Reich sein soll, so ist es notwendig, daß Aragonien in seine Grenzen eingeschlossen werde und einen Teil des großen Ganzen bilde. Die Ströme werden nur groß und mächtig, weil viele Nebenflüsse sich in dieselben ergießen. Aragonien ist ein solcher Nebenfluß, welcher dem großen Hauptstrome Spanien notwendig und unentbehrlich ist. Darum muß ich Aragonien verwahren und behalten,

so gern ich sonst geneigt wäre, es Dir zu geben, mein Bruder!“

„Man sieht es wohl, Du bist ein guter, gelehriger Schüler des Kardinal Jiménez!“ sagte Ferdinand höhnisch, „denn das sind seine Ansichten, und die hast Du von ihm gelernt. Der große Kardinal Jiménez wird wohl Statthalter werden in Aragonien. Er hat ja nach dieser Würde so gestrebt und um dieselbe gekämpft gegen den rechtmäßigen König!“

„Genug jetzt!“ rief Karl, sich höher aufrichtend, „ich bin der rechtmäßige König von Aragonien, und ich sage Dir, ich nehme nur von mir selber Lehren an und handle nur nach meiner eigenen Erkenntnis und kraft meiner eigenen Erkenntnis! Entscheide Dich nun, Ferdinand, ich spreche jetzt zum letzten Male zu Dir als Bruder und laß es mich sagen, auch als Freund. Entsage Deinen nicht gerechtfertigten Ansprüchen auf Aragonien, und höre noch einmal, was ich Dir verspreche, und ich will Dich dereinst für den Schmerz dieser Stunde entschädigen. Ich will Dir eine Krone geben, die größer ist und strahlender, als der kleine, goldene Reif von Aragonien!

„Ich möchte wissen,“ rief Ferdinand, „in welchem fernen Weltteil diese Krone wohl zu finden ist? Willst einen zweiten Columbus ausschicken, um einen neuen Weltteil zu entdecken, auf welchem Raum sein möchte für Deinen armen Bruder Ferdinand.“

„Nein, mein Bruder, nein!“ erwiderte Karl, dessen Angesicht nun wieder still und ruhig geworden war, „nein, es bedarf keines zweiten Columbus, um zu entdecken, was ich schon entdeckt habe. Schau mir fest in´s Auge, und hier ist meine rechte Hand, nimm sie und lege Deine Hand hinein und höre meinen Schwur: Infant Ferdinand, Sohn unseres Vaters Philipp und unserer Mutter Johanna, ich schwöre Dir bei Gott und der heiligen Jungfrau, daß ich Dich liebe und ehre und hochachten will, als meinen Bruder, und wenn Du freiwillig jetzt und freudig Deinen vermeintlichen Ansprüchen auf die Krone von Aragonien entsagen willst, ich Dich dafür entschädigen will, wie es einem König, und wie es Dir geziemt. Du sollst eine Krone tragen und ein Land be-

sitzen, größer und schöner als Aragonien, das schwöre ich Dir bei Gott und der heiligen Jungfrau und beim Angedenken an unsere Eltern! Glaubst Du meinen Worten, Ferdinand?“

Dieser hatte mit starrem, forschendem Blick in das von Energie und Edelsinn strahlende Antlitz des jungen Königs geschaut, und jetzt, noch immerfort die Augen auf dieses Antlitz geheftet, neigte er sein Haupt.

„Ja, ich glaube Dir, denn die Wahrheit Deiner Worte strahlt von Deinem Angesicht. Du hast mich besiegt, und möge Gott es Dir verzeihen, wenn Du in dieser Stunde mich getäuscht hast, ich glaube Dir und ich entsage meinen Ansprüchen auf Aragonien.“

„Ach“, rief der König jubelnd, „so ist es recht! Jetzt habe ich meinen ersten und meinen schönsten Sieg errungen, denn ich habe das Herz meines Bruders gewonnen. Komm an mein Herz, mein Bruder, mein teurer, mein vielgeliebter Bruder! In dieser Stunde gibt mir Gott das heiligste und schönste Geschenk, einen Bruder, einen Freund. So wollen wir zueinander stehen, so wollen wir durchs Leben gehen, Einer der Freund des Andern. Zwei Dioskuren, Kronen tragend und Schwerter in den Händen haltend, bereit sie zu schwingen gegen die ganze Welt, treu zueinander haltend und nicht voneinander lassend im Leben hier auf Erden und dort oben. Nun bin ich freudig, nun bin ich stolz und glücklich, Ferdinand, denn ich habe mir Dein Herz errungen!“

Ferdinand erwiderte nichts, aber Tränen standen in seinen Augen und rollten langsam über seine erbleichten Wangen hernieder. Der König küßte diese Tränen von seiner Wange ab.

„Das sind Perlen, Bruder, die ich in mich hineintrinke mit Lust und Freude. Perlen, die schöner sind als alle Schätze und Juwelen meiner Krone. Aber fragst Du denn gar nicht,“ fuhr er mit einem freundlichen Lächeln fort, „fragst Du gar nicht, wo Deine Krone und Dein Land sich befindet?“

„Ich frage Dich nicht, weil ich in Deinen Augen gelesen habe, daß

ich Dir vertrauen kann," sagte Ferdinand.

„Ich danke Dir," sagte Karl, ihm freudig zunickend. „Habe nur ein wenig Geduld und Du wirst vielleicht dann erkennen, welch eine große Zukunft ich Dir aufgespart habe. Gönne mir für kurze Zeit den Triumph, der größte und mächtigste Herrscher in Europa zu sein. Es geht, wie mir leider aus Deutschland gemeldet wird, zu Ende mit unserem Großvater Maximilian, dann werde ich ihm nachfolgen als Kaiser von Deutschland. Die Niederlande und Burgund, Spanien und Aragonien und das weite Reich von Amerika werden dann mein sein, und die Sonne geht nicht unter in meinem Reich. Aber ich werde mich dann erinnern, wie ich es jetzt tue, daß ich nur ein Mensch bin und nicht im Stande bin, so vielen Kronen und so vielen Lasten mich zu unterwerfen, und ich werde meinen Bruder bitten, eine der schönsten Kronen auf sein schönes, stolzes Haupt zu setzen. Ich weiß, daß er sie tapfer und treu verteidigen wird gegen alle meine Feinde. Aber erst muß mein Bruder noch ein wenig lernen der schweren Kunst der Politik, der Intrigen und der Menschenkenntnis. Man hat mich von meiner frühesten Kindheit an vorbereitet auf das Amt des Herrschers. Man hat mir meine Kindheit und meine Jugend genommen, um mich zu einem König zu erziehen. Weißt Du wohl," fuhr Karl lächelnd fort, als wäre es ihm darum zu tun, die heftigen und beschämenden Gefühle und Empfindungen seines Bruders zu besänftigen, „weißt Du wohl, daß ich seit meinem fünften Jahre nicht eine einzige Nacht der ungestörten Ruhe genießen konnte. Ich bin in einem strengen Regiment erzogen. Der Graf von Chièvres, mein Erzieher, hat wenig Rücksicht auf meine Kindheit genommen. Ich mußte seit meinem fünften Jahre alle eingehenden Staatsdepeschen selber öffnen und lesen. Diese Depeschen kamen immer mitten in der Nacht, dann wurde ich geweckt, und ich mußte aufstehen, um sofort, wie es einem König ziemt, die Depeschen zu lesen und zu beantworten. Und am Tage hat man mir auch keine Ruhe gelassen. Ich habe nie wie andere Kinder spielen dürfen, es gab für mich keinen Scherz, keine Lust! Ich habe die Vormitta-

ge im Staatsrat und die Nachmittage im Unterricht mit meinen Lehrern zugebracht. Ich habe sehr viel gelernt, nur das Eine nicht, ein frohes Kind zu sein!"

„Ich weiß, mein Bruder," nickte der Infant lächelnd, „man hat mir erzählt, wie Du dereinst im Zorn dem gelehrten Hadrian von Utrecht antwortetest, als er von Dir forderte, Du solltest lateinisch lernen und Du widerstrebtest, und er Dir sagte, Dein Großvater, der Kaiser Maximilian, habe befohlen, daß Du lateinisch lernest: ‚Aber mein Großvater hat Euch gewiß nicht befohlen, daß Ihr einen Schulmeister aus mir erziehen sollt!' [23]"

„Ah, sieh da, mein lieber Bruder hat sich also doch zuweilen von mir erzählen lassen?"

„Ja", nickte Ferdinand, „ich habe mir oft von Dir erzählen lassen, und ich gestehe Dir gern, ich habe mich immer Deiner gefreut! Ich weiß auch, wie der Kaiser Maximilian einst den berühmten Lucas Cranach nach den Niederlanden schickte, als Du noch ein Knabe warst, damit er Dich malen sollte. Damals war der kleine König Karl noch nicht so gesetzt und seiner selber Herr, wie er es jetzt trotz seiner neunzehn Jahre ist, und dem Lucas Cranach wollte es gar nicht gelingen, den lebhaften Knaben zur Ruhe zu bringen, was tat da Hadrian? Er ließ an der Wand, dem Sitze Karls gegenüber, das Bildnis des Königs von Frankreich und schimmerndes Waffengerät daneben aufhängen. Und nun schaute der Infant Karl bezaubert und mit blitzendem Auge immerfort das Bildnis des Königs an, und große Gedanken brannten in seiner Stirn und funkelten in seinen Augen und hielten ihn unbeweglich fest, so daß es dem Lucas Cranach gelang, sein Portrait zu vollenden!"

Karl nickte freudig. „Es ist wahr, die kleine Geschichte ist richtig! Der weiße Hadrian kannte mich, er wußte, daß der Haß und die Eifersucht gegen Frankreich mit mir geboren sind und mit meinem Blut durch meine Adern fließen! Ja, Hadrian ist ein weißer und ein großer Mann, und ich danke es ihm jetzt, daß er versucht hat, aus mir einen

Schulmeister zu machen, und mich lateinisch gelehrt hat. Du mußt es auch lernen, mein Bruder!

Ich weiß, der König Ferdinand, unser Großvater, hat es für überflüssig gehalten, Dich viel mit Lernen quälen zu lassen. Das Lernen ist freilich eine Qual, das Wissen ist aber eine Lust; und da man zu dem Letzteren nicht kommen kann ohne das Erstere, so muß man sich der Qual unterziehen, um der späteren Lust willen. Um König verschiedener Länder zu sein, muß man in ihren Sprachen zu ihnen reden können, nur der, der sein Volk versteht, kann es beherrschen! Ich habe lateinisch gelernt, um mit dem Papst zu sprechen. Denn wisse, mein Bruder, so viel Sprachen man spricht, so oft ist man ein Mensch! [25] Und darum, weil Du berufen bist, ein König und ein großer Mensch zu werden, darum mußt Du auch viele Sprachen lernen. Denn wer weiß, Du wirst vielleicht auch mit dem Papste zu sprechen haben und mit Deinen deutschen Untertanen, die Sprache Deiner Jugendheimat wirst Du nicht vergessen, und endlich wirst Du auch eine Geliebte finden, um mit ihr die Sprache der Galanterie zu sprechen!“

Ferdinand schrak leise in sich zusammen, er hatte bis jetzt in dem Gespräch mit seinem Bruder seiner geliebten Ancilla nicht gedacht.

„Du weißt wohl, mein Bruder, daß es mir nicht mehr geziemt, nach einer Geliebten zu suchen! Du weißt, daß ich vermählt bin!“

Der König schüttelte langsam das Haupt. „Nein, mein Bruder, ich weiß nichts davon! Das Gesetz dieses Landes stellt fest und verordnet, daß kein Mitglied der königlichen Familie sich vermählen darf ohne Zustimmung und Konsens des Oberhauptes dieses Staates. Ich bin das Oberhaupt, der König, und jede Vermählung, welche Einer aus meiner Familie ohne meine Zustimmung eingegangen, ist null und nichtig vor dem Gesetz!“

„Aber nicht nichtig vor dem Gesetz der Kirche!“ rief Ferdinand heftig. „Ich bin vermählt von einem Priester der katholischen Kirche vor dem Altare Gottes und vor Zeugen nach dem Ritus der katholischen Kirche! Das lässt sich nicht aufheben und ändern.“

„Deine Ehe ist bereits aufgehoben, ist null und nichtig, noch ehe sie geschlossen ist!“ sagte der König ruhig. „Der päpstliche Legat, welcher von Rom hierher gesandt ist, um mich zu begrüßen, hat bereits im Namen des Papstes, da Deine Ehe gegen Recht und Gesetz von einem verbrecherischen Priester geschlossen worden, dieselbe für null und nichtig erklärt. Und der Priester, der es gewagt hat, so der heiligen Kirche zu trotzen, ist bereits abgeliefert in die Gefängnisse der Inquisition.

„Und Ancilla und der Herzog von Medina?“ rief der Infant atemlos, „wird man auch sie als Verbrecher behandeln? Sage dies, mein Bruder, dann verlange ich als mein Recht, gleich ihnen bestraft zu werden!“

„Mein Bruder,“ erwiderte Karl ruhig. „Du allein sollst zu Gericht sitzen über den Herzog von Medina, den Aufrührer gegen seinen König, den Verführer des Infanten Ferdinand, Du allein auch sollst entscheiden über die Prinzessin Ancilla. Das Gericht, welches, noch bevor ich in Saragossa einzog, über sie gerichtet, hat einstimmig das Todesurteil über sie ausgesprochen, es liegt mir zur Entscheidung vor, ich aber, mein Bruder, übertrage mein Recht auf Dich, Du sollst entscheiden, ob sie todeswürdig sind. Das höchste Recht des Königs ist die Gnade oder die Strafe, Du hast Dich König von Aragonien genannt, Du sollst einen Moment dieses höchste Recht in Deiner Hand halten, Du sollst begnadigen oder bestrafen nach Deiner eigenen Überzeugung!

„Dann weißt Du wohl, was ich tun werde!“ rief Ferdinand, „ich werde begnadigen nicht allein, ich werde für Ancilla, die man mir entreißen will, das höchste Glück zu erlangen suchen!“

„Und worin wird dieses Glück bestehen?“ fragte der König achselzuckend. „Warte, mein Bruder, mit der Entscheidung, bis Du Ancilla gesehen, bis Dir Alles klar geworden ist!“

„Ich soll es sehen?“ rief Ferdinand freudig, „ich soll meine geliebte Ancilla sehen? Du willst mir das gestatten, mein Bruder?“

Karl nickte. „Ja, Du sollst sie sehen, aber ohne von Ihr gesehen zu werden. Sage mir ehrlich und aufrichtig, liebst Du Ancilla?“

„Ja, ich liebe sie mit aller Glut meiner Seele, mit aller Leidenschaft meines Herzens!“

„Und Du glaubst, daß sie Deine Liebe erwidert?“

„Ich glaube nicht, ich weiß es!“

„Sie hat es Dir gesagt?“

„Sie hat es mir gesagt! Sie hat mir geschworen, daß sie mich liebt, und sie hat mir den höchsten Beweis dafür gegeben, denn in einer gefährlichen, ernsten Stunde hat sie ihre Hand in die meine gelegt und hat mir ewige Treue vor dem Altar Gottes gelobt!“

„Und Du, mein armer Bruder, hast ihrem Schwur geglaubt?“

„Ich habe ihm geglaubt und glaube ihm noch!“

Der König neigte sein Haupt und seufzte schwer. „Ich sehe es wohl, Du bist noch sehr jung und sehr unschuldig und verstehst Dich nicht auf die Frauen, Du sollst es jetzt lernen! Es ist eine harte und traurige Wissenschaft, aber man muß sie begreifen, denn wie soll man es lernen, den Zauberkünsten zu widerstehen, wenn man sie nicht durchschaut? Ich sage Dir, Du sollst Ancilla sehen, wenn Du mir versprichst heilig und fest, daß Du nicht versuchen willst, von ihr bemerkt zu werden, bevor ich Dir dazu das Recht gebe!“

„Ich schwöre es Dir,“ sagte Ferdinand, ihm die Hand darreichend, „um Ancilla zu sehen, gehe ich jede Bedingung ein! Ich will warten, bis Du mir erlaubst, mich ihr zu nahen!“

„So komm nun, mein Bruder,“ sagte Karl, den Arm um den Nacken Ferdinands legend, „laß uns so Arm in Arm hinaus treten in den Saal, wo die Granden unseres Landes, die Hofbeamten und Diener mit Neugier und Spannung gewiß unserer warten. Sie sollen sehen, daß wir einig sind in Liebe und Freundschaft! Komm! Oder gibt es noch etwas, worin wir noch nicht ganz einig sind? Hast Du, bevor wir hinaus treten, noch etwas von mir zu fordern und zu begehren?“

„Ja,“ sagte Ferdinand, „zweierlei begehre ich noch von Dir! Zum Ersten, daß es mir nicht auferlegt sei, dem Kardinal Jiménez, meinem Feind, zu begegnen und gar Ehrfurcht ihm zu beweisen!“

„Der König nickte lächelnd. „Das kann ich Dir nicht bewilligen, denn Gott hat es schon bewilligt. Du wirst ihn nicht wiedersehen!“

„Er ist tot?“ frage Ferdinand erstaunt.

„Ja, er ist tot! Und weißt Du, woran er gestorben ist? Er ist gestorben an dem Undank des Königs Karl!“

„Wie?“ fragte Ferdinand erstaunt, „an Deinem Undank?“

„Ja! Er hatte vermeint, ich würde zu ihm kommen, um ihm zu danken dafür, daß er, wie er glaubte, mir Aragonien erhalten hat. Aragonien war mein, auch ohne seine Vermittlung, und ich konnte dem Manne nicht danken, der meinen Bruder als Rebellen gefangen hielt. Darum sandte ich zu ihm und ließ ihm vermelden, daß er in dem Kloster Aquilera zu verbleiben habe, und daß er seine Ruhe meinetwegen nicht stören soll. Er nannte das Undank, was doch die Schuldigkeit gegen meinen Bruder war. Er war ein zorniger Mann, und der Zorn hat ihn getötet, er hat sich verhungern lassen! Mein zurückkehrender Bote Don Inigo de Ricardo hat es mir so eben gemeldet.“

„Ah, mein Bruder!“ rief Ferdinand glühend, „ich danke Dir, Du hast an mir groß und edel gehandelt! Nun dieser Feind hinfort genommen, trete ich freudig hinaus aus meinem Gefängnis. Du hast mich gerächt, ich danke Dir! Komm, laß uns jetzt gehen!“

„Du vergißt, mein Bruder, daß Du noch einen zweiten Wunsch mir sagen wolltest!“

„Mein zweiter Wunsch ist, daß Du mich auch rächen möchtest an meinem Kerkermeister, dem jungen Leyvas. Er ist eine Kreatur des Kardinal Jiménez. Er hat mich auf seinen Befehl verfolgt wie ein Schatten alle diese Wochen hindurch. Ich verlange seine Bestrafung!“

„Und ich,“ sagte Karl lächelnd, „ich bitte um Gnade für ihn! Er hat gehandelt treu, gewissenhaft und tapfer nach den Befehlen seines Vorgesetzten, des Kardinal Jiménez! Man muß die Treue und Tapferkeit ehren überall! Ich werde Sorge tragen, daß der junge Leyvas Dir nicht mehr begegnet und Deinen Zorn nicht reizt! Er hat sich, wie man mir erzählt, treu und heldenmütig benommen in den Tagen des Auf-

ruhrs, man muß den Gehorsam nie bestrafen, man muß ihn belohnen! Ich werde den jungen Leyvas weit fortschicken von hier zu einem meiner Regimenter, und da, wie ich fürchte, der Friede mit Frankreich nicht von langer Dauer sein wird, da mag er in dem Kriege sehen, daß er vorwärts kommt, und mag bestätigen, daß er die Gunst des Kardinals und die Fürbitte des Königs Karl verdient! Willst Du ihn jetzt begnadigen, Ferdinand?"

„Es ist wahr," sagte Ferdinand gedankenvoll, „er hat im Grunde nur seine Schuldigkeit getan, und ich glaube, daß, wenn ich ihn nicht als meinen Kerkermeister gehaßt hätte, würde ich ihn als einen tapferen, mutigen, jungen Mann geliebt haben!"

„Ah, wahrlich, mein Bruder, ich freue mich Deiner, denn Du hast einen offenen, hellen Blick, und Du verstehst es, denen zu vergeben, die Dich beleidigt haben! Komm nun, ich verspreche Dir, Dein Auge soll durch den Anblick Deines jungen Kerkermeisters nicht mehr verletzt werden! Komm, laß uns nun hinaustreten in die Welt!"

Der König Karl öffnete selbst die Tür und dann den Arm in den seines Bruders legend, trat er mit ihm hinaus in das Vorzimmer. Da standen ringsrum in dem weiten Gemache die Granden, die Beamten, die höchsten Würdenträger von Aragonien.

Tief neigten sich vor den Eintretenden alle die bedeckten Häupter, tief bis zur Erde nieder und in diesem feierlichen Schweigen trat der König mit seinem Bruder am Arm bis in die Mitte des Gemaches vor. Dann mit einem einstimmigen Ruf im vollen Chor riefen Alle: „Es lebe König Karl von Aragonien!"

Die Wangen Ferdinands überzog Todesblässe und er preßte die zitternden Lippen fest aufeinander.

„Ich danke Euch, Ihr Herren!" sagte Karl mit ruhiger, freundlicher Stimme, „ich bin es jetzt, bin König von Aragonien, denn mein treuer und vielgeliebter Bruder, den Ihr hier an meiner Seite seht, hat alle seine Rechte aus freier, großmütiger Entschließung und Freundschaft an mich, als seinen älteren Bruder, abgetreten. Jetzt erst, da er mich

anerkannt hat, fühle ich mich freudig als König von Aragonien. Wenn Ihr aber ruft: Es lebe Karl! So bitte ich Euch, daß Ihr daneben auch meines vielgeliebten Bruders gedenkt und daß Ihr ruft mit mir: Es lebe der Infant Ferdinand! Er lebe hoch!“

„Er lebe hoch!“ tönte es von allen Lippen. Auf einen Wink des Königs näherten sich nun die Edelleute bei den beiden Brüdern, die in der Mitte des Gemaches standen und neigten sich tief vor ihnen zur feierlichen Begrüßung.

Des Königs scharfes Auge gewahrte jetzt den jungen Offizier Leyvas, der an der Ausgangstür stand und unverwandt seine Blicke geheftet hielt auf den Infanten Ferdinand. Karl winkte nach der Tür hin, aber der junge Mann verstand vielleicht die Bedeutung dieses Winkes unrichtig, denn er machte sich Bahn durch die Reihen der Edelleute und beugte jetzt seine Knie vor dem König und seinem Bruder.

„Infant Ferdinand,“ sagte er mit seiner lauten, volltönenden Stimme, „ich bitte um Vergebung für alles Böse, was ich Euch habe tun müssen. Glaubt mir, es hat mein Herz oft zerrissen in Qual und Schmerz, aber ich folgte dem Gebote dessen, der mir ein Vater und Herr war zugleich, und wenn es mein Herzblut gekostet hätte, ich mußte ihm gehorchen! Vergebt mir, wenn Ihr es vermögt, und wenn Ihr es nicht könnt, so schickt mich in den Kerker, in welchem ich Euch so lange und so grausam habe bewachen müssen.“

Ferdinands Antlitz war Anfangs erglüht in Zorn, als er den verhaßten Kerkermeister sah, dann aber allgemach nahm sein Angesicht wieder einen ruhigen, fast freundlichen Ausdruck an und er neigte sich jetzt zu dem jungen Manne nieder mit lächelnder Miene.

„Stehe auf, Leyvas! Du hast Dein Amt treu und, ich muß es sagen, mit vieler Geduld vollführt. Ich bin oft ein schlimmer und unbändiger Gefangener gewesen; ich weiß es wohl, und es war keine kleine Aufgabe, welche Dir der Kardinal trotz Deiner Jugend auferlegt hatte. Du hast sie mit Tapferkeit und auch mit Ehrerbietung gegen meine Person ausgeführt, und so soll die Vergangenheit vergessen und ausge-

löscht sein. Mein Bruder, ich bitte, daß Ihr dem jungen Offizier Leyvas ein gnädiger und guter Herr sein und ihm helfen wollet in Eurer Gnade, daß er einen Wirkungskreis finde, wie er seiner Tapferkeit und seinen Fähigkeiten angemessen sei."

„Seht, Ihr Herren, das großmütige Herz meines Bruders!" rief Karl freudig, und die Edelleute und Granden brachen aus in den lauten Ruf: „Es lebe der großmütige Infant Ferdinand!"

Der neigte leise sein Haupt, und den Blick nach seinem Bruder hingewandt, flüsterte er: „Du siehst, mein Bruder, ich will Dir ein gelehriger Schüler sein."

Der junge Leyvas aber, immer noch aus seinen Knien liegend, drückte die Hand des Infanten an seine Lippen und seine Tränen fielen heiß und glühend aus seinen Augen auf dieselbe nieder.

„Ich danke Euch, Don Ferdinand, ich werde Euren Großmut nie vergessen und werde danach trachten, daß ich sie vergelte in treuem Dienst für Euren Bruder, den vielgeliebten König Karl." – –

Als die Zeremonie der Vorstellungen und des Empfanges der Edelleute und Hofchargen beendigt war, reichte König Karl seinem Bruder den Arm und begab sich mit ihm in sein Kabinett.

„Du lehrst mich heute ein Glück kennen, Ferdinand, das ich noch nie gekannt. Du hast mir einen Freund gegeben und einen Bruder, den ich zugleich bewundern und lieben kann. Ich danke Dir! Nun, aber mein Ferdinand, hast Du noch eine letzte Prüfung zu bestehen. Ich habe das Amt der Gnade und der Strafe für den Herzog von Medina und seine Tochter Ancilla in Deine Hände niedergelegt. Komm nun, damit Du Dein Amt verwaltest, und damit Du wissest, was wir auf Erden von den Schwüren der Frauen zu halten haben."

„Wohin gehen wir, mein Bruder?" fragte Ferdinand.

„Wir begeben uns auf geheimen Wegen und unbemerkt in den Palast der Inquisition. Da liegen zwei schwarze Mäntel, die sind für uns bestimmt, wir hüllen uns in dieselben ein und über die geheime Treppe schleichen wir hinunter nach der kleinen Seitenpforte, die in den

Park führt. Dort steht eine Sänfte bereit, die uns nach dem Staatsgefängnis bringt. Man wird uns für Diener der Inquisition halten, und so werden wir unangefochten in den Palast kommen. Folge mir, mein Bruder, Du sollst Ancilla sehen und die Wahrheit kennen lernen."

* * *

XXIV.
Die Wahrheit.

Am Morgen dieses Tages, als König Karl seinen Einzug in Saragossa hielt, hatten die Inquisitoren des geheimen Gerichts ihre letzte Sitzung abgehalten. In Übereinstimmung mit dem Gesetz und ihrer eigenen Überzeugung sprachen sie das Todesurteil über den Herzog von Medina und seine Tochter Ancilla aus. Die übrigen Gefangenen wurden zu unterschiedlich langen Kerkerstrafen verurteilt und hatten nun in den unerreichbaren unterirdischen Gefängnissen der Inquisition für viele Jahre ihr trauriges Quartier bezogen.

Dem Herzog und seiner Tochter hatte der Großinquisitor Pervia, in dessen Hände vor einigen Wochen schon der Kardinal Jiménez sein Amt und seine Würde niedergelegt, das Todesurteil gekündet und daß dasselbe, sobald der König es genehmigt, am andern Morgen schon an ihnen vollstreckt werden sollte. Beide hatte sie es schweigend und ohne ein Wort der Erwiderung angehört. Dann hatte der Großinquisitor sie gefragt, ob sie keine Wünsche und Bestimmungen mehr hätten für ihr irdisches kurzes Dasein.

„Ich wünsche mir nichts mehr als den Tod, einen schnellen, schmerzlosen Tod," erwiderte der Herzog ruhig. „Bewahrt mich vor Euren Marterwerkzeugen und Euren Torturen. Das ist Alles, was ich auf Erden noch wünsche."

„Und Ihr, Ancilla, habt Ihr nichts zu wünschen"

Die Prinzessin hatte ihr Haupt tief auf ihre Brust gesenkt.
Jetzt richtete sie sich langsam wieder empor.

„Ja," sagte sie. „Ich wünsche, daß wenn der Ritter Inigo Lopez de Ricardo sich in Saragossa befindet, man ihn zu mir rufe und mir verstatte, eine Unterredung ohne Zeugen mit ihm zu haben."

„Der Ritter Inigo Lopez de Ricardo befindet sich in Madrid," erwiderte der Großinquisitor. „Er war vor einer Stunde hier in dem Staats-

gebäude; er brachte uns die Nachricht von dem Tode des Kardinal Jiménez. Man wird ihn zu finden wissen und wird ihn hierher führen zur letzten Unterredung mit Euch, Donna Ancilla. Euer letzter Wunsch soll Euch gewährt werden, Ihr sollt den Ritter hier empfangen."

Dann hatte man die beiden Verurteilten in die inneren Gemächer, die ihnen als Gefängnis dienten, zurückgeführt und Boten waren ausgesandt worden, den Ritter Inigo zu suchen, Boten auch, welche dem König Karl meldeten, was die Prinzessin Ancilla als letzte Gnade sich erbeten hatte. Jetzt, da die Zeit abgelaufen, führte man Ancilla wieder hinaus aus ihrem Gefängnis durch lange düstere Korridore dahin nach einem Gemach an der anderen Seite des Palastes.

An der Tür desselben blieb die Wache stehen und hieß sie allein eintreten in das kleine düstere Gemach, das sich vor ihr auftat. Nun öffnete sich eine Seitentür und Inigo de Ricardo trat ein.

„Endlich!" rief Ancilla, ihre Arme ihm entgegenbreitend, „endlich sehe ich Dich wieder! Komm her zu mir, Inigo, damit ich Abschied von Dir nehme, damit ich Deine Verzeihung erhalte!"

Er aber blieb unbeweglich an der Tür stehen, trat ihr nicht entgegen, stürzte sich nicht an die Brust des schönen Weibes, deren Arme sich ihm aufgetan.

„Du zürnst mir also immer noch!" rief sie schmerzlich, indem sie zu ihm hineilte, seine herniederhängenden Hände faßte und ihm tief in die Augen sah. „Schau mich an, Inigo, sieh in meinen Augen alle die Liebe, die ich habe verleugnen und verbergen müssen."

„Wer zwang Dich dazu?" fragte er mit ruhiger Stimme.

„Mein Vater tat es, Inigo! O, sieh mich nicht so hart, so grausam an. Lies es in meinen Blicken, welche bald im Tode erlöschen werden, lies es in meinem Angesicht, daß ich Dich liebe, Inigo!"

„Ich glaube auch diese Liebe damals in Deinem Angesicht zu lesen, als Du mir ewige Treue schwurst," erwiderte er, „verstehe mich wohl: ewige Treue! Du schwurst: keinen Andern anzugehören als mir allein, und Du hast Deinen Schwur gebrochen."

„Weil mein Vater es befahl, weil er Dein Leben bedrohte, Inigo. Glaube es mir, ich liege hier vor Dir auf meinen Knien und schwöre es Dir bei dem Gott, zu dem ich bald eingehen werde, mein Vater zwang mich, Dir zu entsagen, weil er Dein Leben bedrohte. In meine Hand legte er Deine Begnadigung oder Deinen Tod. Deine Mörderin wäre ich gewesen, wenn ich es nicht über mich gebracht, meiner Liebe zu Dir zu entsagen."

„Und den Infanten zu lieben?" fragte Inigo mit hartem, Ton. „Nicht wahr, das hat Dir Dein Vater auch befohlen? Die eine Liebe aus dem Herzen ausreißen, um die andere hinein zu pflanzen und sie zu rascher Blüte empor wachsen zu lassen."

„Nein!" rief sie leidenschaftlich, „nein, ich habe ihn nie geliebt, diesen törichten, eitlen Knaben, der sich vermessen konnte, die Liebe der Prinzessin Ancilla zu erobern! Er, der nichts war, als ein Spielzeug in den Händen meines Vaters!"

Sie in ihrer leidenschaftlichen Glut und er in seiner zornigen Aufregung, sie hörten nicht, wie es drüben leise rauschte hinter der Wand, und sie sahen es auch nicht, wie die Portièren von schwarzem Sammet, welche den Eingang in das nächste Gemach verhüllten, sich leise bewegten.

Hinter dieser Portière, atemlos und bleich, stand der Infant Ferdinand, und neben ihm sein Bruder, der König Karl.

Er legte die Hand auf die Schulter des Infanten und neigte sich dichter an sein Ohr.

„Gedenke Deines Schwures, Bruder, bleibe ruhig und höre."

„Du hast ihn also nicht geliebt? Dein Herz hat sich nie von mir gewendet?" fragte Inigo.

„Nein, nie hat es sich von Dir gewendet!" rief sie leidenschaftlich, „nein, nicht einen Moment habe ich aufgehört, Dich zu lieben!"

Sie erhob sich von ihren Knien und schaute ihn an mit strahlendem Angesicht. „Sieh mich nun an, Inigo, erkenne die Liebe in meinem Angesicht, lies sie in meinen Blicken, ich habe Dich nicht einen Mo-

ment vergessen, nie ist die Liebe und Treue in meinem Herzen erblaßt!“

„So bist Du also zweifach eine Meineidige gewesen! Eine Meineidige, da Du mir ewige Treue schwurst, eine Meineidige, da Du mit dem Infanten Ferdinand vor den Altar tratest und Dich ihm gelobtest zu seiner Gemahlin!“

„Es ist nicht wahr, daß ich das gelobt,“ sagte sie stolz. „Niemand kann sagen, daß er das bindende Ja von meinen Lippen vernommen hat. Ich blieb stumm und verwahrte mich gegen die Gewalttätigkeit, welche man meiner Liebe und meinem Herzen angetan.“

Wieder zitterte die Portière und ein leises Rauschen ließ sich vernehmen. Wieder legte König Karl die Hand auf die Schulter seines Bruders.

„Gedenke Deines Schwures und höre.“

„Du hast Gott belügen wollen, Ancilla, Gott und die Menschen,“ sagte Inigo zürnend. „Oh, ich habe furchtbar um Dich gelitten, ich habe mit meinen Fäusten meine Brust zerschlagen und Gedanken des Mordes sind in meiner Seele gewesen. Ich habe gerungen mit meinen Schmerzen und mit meiner Liebe, aber so Gott will, habe ich sie jetzt bezwungen. Wärest Du treu Deinem Gelübde gegen mich gestorben, so würde ich Dir nachgestorben sein, Ancilla. Du aber bist feig und elend gewesen in Deiner Liebe, Du hast von Deinem Ehrgeiz Deine Liebe ertöten lassen! Weil Du Königin sein wolltest von Aragonien, darum hast Du mir die Treue gebrochen.“

„Es ist nicht wahr!“ rief sie stürmisch. „Ich will nicht eingehen in den Tod mit einer Lüge auf den Lippen, ich habe um Dich zu retten Dir entsagt, um Dich zu retten mir den Anschein gegeben, als erwiderte ich die Liebe des törichten eitlen Knaben Ferdinand. Um Dich zu retten, habe ich Alles Dir zum Opfer gebracht, mein Herz und mein Leben.“

„Und Du musstest doch wissen,“ rief Inigo stürmisch, „daß ich dieses Opfer nie begehrt, nie gut geheißen hätte. Man kann sterben um

seiner Liebe und eines großen, edlen Zweckes willen, man darf um ihretwillen aber nie zum Meineidigen, nie zum Verräter werden. Und das bist Du geworden, Ancilla, eine Meineidige und eine Verräterin."

„Wehe über mich, wehe!" rief sie, ihre Hände vor ihr Antlitz schlagend, „er liebt mich nicht mehr!"

„Nein," sagte Inigo, einen Schritt zurücktretend, „ich liebe Dich nicht mehr! Gott allein weiß, wie ich gerungen habe in meinem Innern, ehe es mir gelang, die Liebe zu Dir aus meinem Herzen auszureißen. Es ist mir gelungen, weil ich das Herz mit Dir aus meiner Brust herausgerissen. Ich fühle jetzt, daß ich kein Mensch mehr bin wie andere Menschen, es schlägt kein Herz mehr in meiner Brust. Du sagst: Du habest Dich geopfert, um mir das Leben zu erhalten. Ich aber sage Dir, Du bist meine Mörderin geworden, denn Du hast mein Herz getötet und ich werde nun durch die Welt gehen als ein Mensch ohne Herz, ohne menschliches Empfinden, ohne Liebe und ohne Freude! Das ist Dein Werk, Ancilla; mit diesem Bewußtsein gehe ein in den Tod."

„Mit diesem Bewußtsein," jammerte sie mit lautem Weinen, „wird der Tod für mich eine Erlösung sein und ein Ende meiner Qual!"

Ganz außer sich sank sie ohnmächtig zur Erde nieder.

Inigo schaute sie an mit einem langen, schmerzlichen Blick, und als er sah, daß sie sich nicht mehr regte, daß sie ohnmächtig und bewußtlos dalag, kniete er neben ihr nieder, beugte sein Haupt tiefer zu ihr hinab und drückte einen langen Kuß auf ihre blasse, kalte Stirne.

„Lebe wohl, Ancilla, Du meine erste, meine einzige Liebe. Ich habe die Wahrheit gesagt: Du hast mein Herz getötet; ich will versuchen, Dir zu vergeben und für Dich zu beten. Du hast die Liebe und das Glück aus meinem Leben ausgelöscht, ich werde nun versuchen müssen, bei dem Ruhm, bei der Ehre und bei der Kirche eine Entschädigung zu erlangen für alles Das, was Du mir gemordet hast. Lebe wohl, Ancilla, Traum meiner Liebe und meines Glücks! Ich gehe nun hinaus in das Leben als ein kalter, herzloser, ehrgeiziger Mensch und dazu

hast Du mich verdammt."

Er küßte leise noch einmal das Haupt der Bewusstlosen, dann richtete er sich auf und schritt wieder durch die Tür hinaus, durch welche er gekommen war.

Drinnen hinter der Portière standen noch immer die beiden Brüder, der König Karl und der Infant. Einen winzigen Augenblick schaute das bleiche Antlitz Ferdinands zwischen der schwarzen Portière hervor und seine Augen blitzten wie Dolchspitzen auf die dunkle Gestalt hin, welche bewegungslos dort am Boden lag.

Der König faßte seine Hand und zog ihn zurück.

„Mein Bruder, Du weißt, ich habe das Recht der Gnade und der Strafe in Deine Hand gelegt. Sieh, dort auf dem Tische liegt das Todesurteil der Prinzessin Ancilla von Medina. Es wartet auf meine Unterschrift. Du allein hast zu entscheiden, ob ich unterzeichnen oder das Blatt zerreißen soll, Du allein sollst über die Zukunft Ancilla´s und ihres Vaters entscheiden."

„Sie hat mich betrogen," murmelte der Infant mit bleichen, zitternden Lippen, „sie ist eine Meineidige gewesen! Feig und herzlos, selbst vor dem Altare Gottes hat sie noch gelogen und hinter einer feigen Lüge sich verschanzt. Sie hat mich einen törichten, eitlen Knaben genannt, sie hat meiner Liebe gespottet und dennoch sich den Anschein gegeben, sie zu erwidern. Sie ist eine Hochverräterin, eine Verbrecherin!"

„Sie ist des Todes schuldig," sagte Karl ruhig. „Nicht wahr, das willst Du sagen: Ich soll das Todesurteil unterzeichnen"

Er tat einige Schritte nach dem Tische hin.

„Ja, sie ist des Todes schuldig," sagte Ferdinand ingrimmig. „Sie hat Gottes gespottet und der Liebe, welche nach Gott die höchste und heiligste Macht auf Erden ist. Sie hat mich belogen und betrogen, sie hat mich zum Aufruhr verleitet."

„Sie ist des Todes schuldig!" wiederholte Karl zum zweiten Mal, indem er nach der Feder griff.

Der Infant schaute zu ihm hin, seine ganze Gestalt bebend vor innerer Aufregung, die Augen weit geöffnet. Er sah, wie der König Karl langsam die Feder in das große Tintenfaß tauchte, dann sie wieder erhob und nun auf das Papier setzte.

„Nicht wahr, mein Bruder Ferdinand, ich soll das Todesurteil unterzeichnen? Ancilla hat den Tod verdient, sie soll sterben. Ist das nicht Deine Meinung? Du willst keine Gnade üben? Du weißt, ich habe dieses höchste Recht des Königs in Deine Hand gelegt, Du allein hast zu entscheiden. Entscheidest Du für den Tod?"

Der Infant antwortete nicht sogleich. Er stand da in heftiger Aufregung, totenbleich und die Augen weit geöffnet starrte er in das Leere, die rechte Hand hoch erhoben, als wollte er seinem Bruder bedeuten, nicht zu unterzeichnen, nicht das entscheidende Wort zu sprechen. Dann nach einer langen Pause stammelte er mit zitternden Lippen: „Warte noch, unterzeichne nicht."

Nun mit einem einzigen Satze sprang er durch das Gemach hin, riß die Portière zurück und trat in das andere Zimmer, in welchem Ancilla verweilte.

Sie lag noch immer am Boden, aber das Bewußtsein war ihr zurückgekehrt. Die Augen weit geöffnet blickte sie fragend um sich, als wären ihre Gedanken und Erinnerungen noch nicht klar in ihrer Seele. Dann fiel ihr irrendes Auge auf die Gestalt dieses jungen Mannes, der mit hochgehobenem Haupte, mit flammenden Augen und mit einem Ausdrucke wilden Zorns in den zuckenden Mienen zu ihr heranschritt. Ein Zittern flog durch ihre Gestalt und mit einem lauten Schrei sprang sie empor.

„Don Ferdinand, Ihr seid es?"

„Ja," sagte er mit bebenden, blassen Lippen, „ja, ich bin es! Der eitle, törichte Knabe, den Ihr verhöhnt, betrogen und belogen habt. Still, sagt kein Wort! Ich stand dort hinter der Portière, und ich hörte alles, was Ihr hier mit Don Inigo gesprochen habt, hörte seine Anklage und Eure Rechtfertigung! Ihr habt den törichten Knaben getäuscht

und seiner gespottet, Ihr habt selbst Gottes gespottet und vor dem Altar noch Komödie gespielt. Eine doppelte Heuchlerin, habt Ihr mir die Liebe und Treue geschworen, die Ihr längst einem Andern gelobt!"

„Ja, es ist wahr," rief sie außer sich, in Tränen ausbrechend. „Ich bin eine Heuchlerin, ich bekenne mich schuldig und ich verdiene Eure Verachtung. In dem grimmen Schmerz meiner geopferten Liebe war ich feig genug, über die Wunden meines Herzens den königlichen Mantel decken zu wollen, bildete mir ein, daß dann meine Wunden heilen könnten. Ach, in diesen Wochen einsamen Gefängnisses bin ich zur Erkenntnis gekommen, weiß, daß mein Herz verblutet, schäme mich meiner selbst und freue mich auf den Tod als eine Erlösung von allen Trübsalen. Nur möchte ich nicht sterben, ohne daß Ihr mir verziehen habt, Don Ferdinand, verziehen all den Kummer, den ich Euch bereitet."

„Ihr habt mich betrogen und verraten," sagte er ingrimmig, „habt mir das Heiligste, was dem Menschen angehört, habt mir das Vertrauen auf das Wort der Menschen, den Glauben an die Liebe, an das Frauenherz genommen. Ich verzeihe Euch nicht, ich werde Euch nimmer verzeihen."

„Es wird eine andere Frau kommen, besser, schöner als ich; sie wird Euch lieben, und wenn Ihr von ihren Lippen das treue und heilige Geständnis ihrer Liebe empfangt, dann, Ferdinand, dann werdet Ihr mir vergeben. Dann werdet Ihr in der Tiefe Eures Herzens Mitleid empfinden für mich und werdet besser verstehen als jetzt, daß mich die Liebe und das Unglück befähigte, der Liebe jedes Opfer zu bringen. Zürnet mir bis dahin, Don Ferdinand, es wird der Tag kommen, wo Ihr mir verzeiht und an diesem Tage werdet Ihr glücklich sein. Ich aber werde dann vom Himmel zu Euch hernieder schauen und werde Eurer Liebe meinen Segen geben und werde für sie beten am Throne Gottes. Laßt mich nun gehen, Don Ferdinand, erlaubt, daß ich zurückkehre in meinen Kerker, um bald aus ihm hervor zu gehen und hinauf zu steigen zu dem Throne Gottes. Ich fühle mich ermattet und sehne mich

nach der ewigen Ruhe im Tode. Glaubt mir, für mich ist das Sterben keine Strafe mehr, sondern eine Erlösung."

„ So werdet Ihr dieser Erlösung nicht teilhaftig werden!"
rief Ferdinand mit rauer, strenger Stimme. „Ihr sollt nicht sterben, denn Ihr sagt, daß Euch das Sterben eine Erlösung ist, und Ihr sollt Strafe empfangen, nicht Erlösung! Donna Ancilla, ich schenke Euch das Leben."

„Ihr habt kein Recht dazu," sagte sie stolz, „die Strafe wie die Begnadigung liegt allein in der Hand des Königs, und Ihr, Don Ferdinand, seid nicht König von Aragonien."

„Er ist es in diesem Augenblick!" rief König Karl, hinter der Portière hervortretend. „Ihr habt ihn zum König von Aragonien machen wollen, Sennora, und damit Euer Werk vollendet sei, lege ich in diesem Moment die Macht des Königtums in die Hand meines Bruders, das Recht der Strafe und der Begnadigung gehört ihm allein. – Sagt nun, Don Ferdinand, soll die Hochverräterin, die Meineidige sterben, oder wollt Ihr ihr das Leben schenken."

„Ich will ihr das Leben schenken als Strafe, nicht als Begnadigung," sagte Ferdinand. „Sie ist schön, sie ist jung, sie ist ehrgeizig und wird es eine schlimmere Strafe für sie sein, zu leben und doch lebendig begraben zu sein, von ihrer Schönheit und ihrer Jugend keinen Gebrauch machen und ihrem Ehrgeiz keine Ziele setzen zu können. Mein Bruder, ich bitte Euch, zu erlauben, daß Donna Ancilla als Nonne sich in das Kloster der Büßerinnen zurückziehe."

„Das heißt: Ihr wollt mich lebendig begraben!" rief Ancilla entsetzt.

Ferdinand neigte mit einem spöttischen Lächeln sich dichter zu ihr.

„Lebendig begraben, aber Euch die Hoffnung lassen, daß irgendein törichter Knabe in unseliger Leidenschaft für Euch erglüht und den Versuch wagt, Euch aus dem Kloster zu befreien. Das ist immer noch eine Hoffnung, Sennora, und mit dieser Hoffnung im Herzen geht hin

und sprecht einen dritten Meineid. Ihr habt Don Inigo Liebe geschworen, Ihr habt mir den Schwur ewiger Treue geleistet, tut nun einen dritten Meineid und gelobt Euch Gott und der heiligen Jungfrau."

Ohne sie noch eines Blickes zu würdigen, wandte Ferdinand sich um, faßte den Arm seines Bruders und kehrte mit ihm zurück in das aufstoßende Gemach.

„Ich soll also das Todesurteil nicht unterzeichnen?" fragte Karl. „Ist es Dein Wille, daß sie begnadigt werde?"

„Ja, mein Bruder, und ich bitte Dich, daß sie in dieser Stunde noch abgeführt werde in das Kloster der Büßerinnen und aufgenommen werde in den heiligen Orden."

König Karl nickte.

„Und der Herzog von Medina? Was beschließt Du über ihn?"

„Er ist ein Hochverräter," sagte Ferdinand streng, „ein Hochverräter, der sogar den Bruder seines Königs verführt hat zum Meineid und Verrat. Er mag sterben, allen Denen ein warnendes Beispiel, welche es wagen wollen, sich gegen ihren angestammten Herrn und Fürsten aufzulehnen. Ich wiederhole es: er möge sterben, ich habe kein Mitleid für ihn."

König Karl nickte und trat leise zu dem Tische hin.

„Du hast Recht, mein Bruder. Man muß diesen stolzen aragonischen Edelleuten ein Beispiel geben, daß man sie nicht fürchtet und daß auch der Höchste gleich dem Niedrigsten untertan sein soll seinem König und seinem Herrn. Der Herzog von Medina soll seine Strafe erhalten und ich glaube, sie ist milder als diejenige, welche Du der schönen Ancilla auferlegt hast." –

Eine Stunde später bewegte sich ein doppelter Zug durch die dunkeln Korridore des Staatsgefängnisses dahin. Der eine Zug begab sich in den kleinen, von hohen Mauern umgebenen Friedhof. Sechs Männer, ganz eingehüllt in schwarze Mäntel, das Haupt bedeckt von einer schwarzen Kapuze, aus welcher nur die Augen hervorschauten, trugen auf einer Bahre eine Leiche, die Leiche des Herzogs von Medina, der in

seinem Kerker erdrosselt worden war.

Eine schwarze Decke war über den Körper gelegt und nur das Haupt, unbedeckt, schaute bleich mit starren, weit geöffneten Augen empor zu dem Himmel, der in strahlender Bläue sich wölbte über dem düstern, schauerlichen Friedhof.

Schweigend hatten die Träger die Bahre zur Erde gesetzt und begannen jetzt mit eiligen Händen ein Grab zu schaufeln. Der Tode auf seiner Bahre schaute immer noch zum Himmel empor, und auf der hohen Mauer des Friedhofes saß ein Vögelchen und schmetterte sein Jubellied durch die stille Luft zum Himmel auf, sang noch, als die Verhüllten den Körper unsanft von der Bahre hernieder rollen ließen in sein schmales Grab, sang noch, als sie mit den Schaufeln die Erde niederrollen ließen auf das blasse, starre Gesicht und die weit geöffneten Augen. –

Der andere Zug bewegte sich nach dem inneren Hofe des Gebäudes, wo ein Wagen bereit stand.

Die Priorin aus dem Kloster der Büßerinnen war selber gekommen, die neue Nonne abzuholen. Vier Schwestern in ihren schwarzen Gewändern, die schwarzen Schleier über das Gesicht gedeckt, hatten sie begleitet und führten jetzt in ihrer Mitte eine tief verhüllte, zitternde Gestalt, die Prinzessin von Medina, welche nun in das Kloster gehen sollte, aller irdischen Herrlichkeit sich entkleidend, um als büßende Magd zu den Füßen des Kruzifixes zu knien und zu vergessen einstige Herrlichkeit.

* * *

XXV.
Die Beschwörung.

Die Königin Johanna von Aragonien verweilte nach wie vor im Schloss von Valladolid. Die Jahre waren für sie spurlos und unbeachtet vergangen; für sie gab es keine Zeit, kein Leben, keinen Tod – nur die Hoffnung auf das Wiedererwachen ihres Geliebten, ihres Gemahls. Sie lebte, kleidete sich und ernährte sich einzig und allein aus diesem einen Grund: um den Moment zu erleben, in dem er aus dem Grab auferstehen und an ihrer Seite wandeln würde. Die einbalsamierte Leiche ihres Gemahls lag neben ihr in dem düsteren, einsamen Gemach; oft verließ sie wochenlang nicht diesen Raum. Sie saß auf dem Lehnsessel, der dicht neben dem Sarg stand, und starrte durch den Glasdeckel, der ihn bedeckte, auf das von einem schwarzen Schleier verhüllte Antlitz des Toten. Für sie war er kein Toter, sondern nur ein Schlafender. Sie war überzeugt, dass die Zeit kommen würde, in der er die regungslose Hand emporheben, den schwarzen Schleier von seinem Gesicht zurückziehen und sie mit einem Blick voller Liebe und Vergebung ansehen würde. Dann würde er aus seinem Sarg zu ihr sprechen: „Öffne die Tür meines Gefängnisses und lass mich wieder ins Leben treten.“ Oft in der Stille der Nacht hatte sie das Gefühl, diese Stimme bereits zu hören. Dann sprang sie von ihrem Lehnsessel auf, öffnete den gläsernen Sargdeckel und rief: „Steh auf, mein Philipp! Die Zeit ist gekommen!“ Wenn sie schließlich ihres Irrtums gewahr wurde, wenn sich die starre, entsetzliche Gestalt nicht erhob, sank sie mit lautem Wehegeschrei neben den Sarg nieder. Ihre aus dem Nebengemach herbeistürmenden Frauen hatten große Mühe, den unbändigen Schmerz der armen Königin zu stillen, die mit ihren Fäusten auf ihre Brust schlug und sich in zorniger Stimme selbst anklagte und verfluchte als die Mörderin ihres heißgeliebten Gemahls. Kein anderer Gedanke durchbrach jemals den finsteren

Schmerz dieser leidenden Seele. Für sie lebten ihre Kinder nicht; es gab keine Pflichten, keine Sorgen, kein Glück und kein Unglück mehr. Ihr ganzes Leben ruhte in dem Sarge Don Philipps, und kein anderes irdisches Denken oder Erinnern blieb ihr, als nur das Eine: die Monate und Jahre zu zählen, während sie dahinstrichen, sie mit langen Buchstaben immer wieder an die Wände ihres Gemaches zu schreiben und die Monate zusammenzurechnen, bis sie ein Jahr bildeten. Dann zählte sie die Jahre zusammen, stets im Bewusstsein des ersehnten zwölften Jahres, das ihrem Geliebten das Leben zurückgeben sollte.

Sie waren nun verstrichen, diese zwölf Jahre des Wartens, des Hoffens und Harrens, der Tag war gekommen, an welchem Johanna das Wiederaufleben Don Philipps erwartete.

Zum ersten Male seit all diesen finsteren, furchtbaren Jahren der Vereinsamung und Verödung hatte ein Strahl der Freude und des Lichts das düstere, blasse und abgezehrte Antlitz der Königin erhellt. Aus dem verhangenen, furchtbaren Gemache des Todes war sie hervorgetreten, hatte ihre Frauen mit gebieterischer Stimme zu sich gerufen und ihnen befohlen, sie anzukleiden als Königin. In der ganzen Pracht ihrer irdischen Herrlichkeit und Schönheit wollte sie ihren geliebten Don Philipp wieder einführen in das Leben.

Man hatte der Armen gewillfahrt und ihre Frauen waren bemüht gewesen, sie köstlich zu schmücken, während Boten hineilten nach Saragossa, um den König Don Karlos zu benachrichtigen, daß jetzt die wichtige Stunde gekommen sei, in welcher sich die Zukunft seiner Mutter entscheiden werde.

Gerade in derselben Stunde, in welcher Karl mit seinem Bruder Ferdinand aus dem Staatsgefängnisse der Inquisition zurückgekehrt war in den Palast, kam dieser Bote in dem Schlosse an und im Beisein seines Bruders empfing der König die traurige Nachricht.

„Man soll den Boten sogleich zurücksenden nach Valladolid und soll vermelden, daß ich mit dem Infanten Ferdinand dahin kommen werde, um der Königin, meiner Mutter, meine Ehrfurcht zu bezeigen,“

befahl Karl.

Dann wandte er sich an seinen Bruder.

„Du begleitest mich Doch, Ferdinand? Es ist heute für uns der Tag der ernsten Pflichten, und die schwerste Pflicht, die traurigste und süßeste zugleich, haben wir jetzt noch zu erfüllen: wir müssen unsere unglückliche Mutter begrüßen und wir müssen sehen, ob Gott ihr die Gnade widerfahren läßt, daß sie die schwere Stunde der Erkenntnis überwindet und in den Armen ihrer Söhne erwacht von ihrem Wahn, um wieder hinein zu treten in das Leben. Sie hat schwer gesündigt, aber sie hat auch schwere Buße getan und uns, ihren Söhnen, geziemt es nicht, sie zu richten oder sie zu verurteilen."

Nach Valladolid begaben sich nun die beiden Brüder, von wenigen Gefolge nur begleitet. In düsterem Schweigen legten sie den Weg zurück, beide unruhig und bange in ihrem Herzen über das Wiedersehen der Mutter.

„Ob sie mich erkennen wird?" fragte Karl, als sie jetzt in das Schloß eingetreten waren und durch die öden Hallengänge dahin schritten.

Ferdinand schüttelte leise das Haupt.

„Sie hat mich niemals erkannt, so oft ich bei ihr war. Mein Anblick hat sie stets nur in Zorn und Wut versetzt, denn sie gedachte dann der furchtbaren Stunde, als -"

„Nicht weiter, mein Bruder," murmelte Karl, „ich weiß, was Du sagen willst, aber ich weiß auch, daß es uns ziemt, zu vergessen und nur zu gedenken, daß die Königin Johanna unsere Mutter ist. Komm, gib mir Deinen Arm, denn ich will es Dir gestehen, ich fühle mich schwach und meine Knie zittern. Es ist mir unwohl, denn hier bin ich nicht der König, sondern nur der Sohn, und ich fürchte für meine Mutter."

„Und ich gestehe Dir," flüsterte Ferdinand, „daß es mir geht, wie Dir. Mein Herz steht still vor Angst und Schrecken, und ich möchte fliehen wie vor einem entsetzlichen Ereignis. Ich möchte Dich beschwören, allein in das Gemach einzutreten, denn ich fürchte, mein

Anblick könnte die Königin wieder zur Raserei bringen. Ich bin für sie nur ein lebendiger Vorwurf, eine lebendige Erinnerung an die Vergangenheit und sie hofft doch Alles von der Zukunft."

„Nein," erwiderte Karl, den Arm des Bruders fester in den seinen legend, „wenn sie genesen soll, muß sie der Vergangenheit fest ins Auge schauen können, denn sonst wird sie nimmer die Zukunft und die Gegenwart ertragen können."

Sie waren jetzt am Ende der langen dunklen Halle angelangt und standen vor der Tür, welche in die inneren Gemächer der Königin führte. Zwei Pagen in schwarzen Gewändern öffneten den Söhnen der Königin die Türen und schritten vor ihnen her durch die weiten, öden Gemächer. Schweigend, beide bleich wie der Tod, mit zitternden Lippen und starren Augen, folgten ihnen die beiden Jünglingen, mit leisen, geräuschlosen Schritten.

Jetzt blieben die Pagen stehen und schlugen die schwarzen Portièren zurück, welche in das anstoßende Gemach führten und riefen mit lauter Stimme hinein: „Seine Majestät der König Karl und der Infant Don Ferdinand!"

Keine Antwort ertönte aus dem Gemach und zwischen den zurückgeschlagenen Portièren hindurch traten die beiden Brüder nun in das nächste Gemach ein.

Da stand die Königin Johanna in der Mitte desselben, prächtig geschmückt. Auf ihrem Haupt thronte eine funkelnde Krone aus Brillanten, und ihr weißes, goldgesticktes Atlasgewand wallte in einer langen Schleppe über den glänzenden Marmorfußboden. An den Wänden umher in ehrerbietigem Schweigen, glänzend geschmückt, standen die Damen ihres Hofes und neigten sich jetzt tief vor den beiden eintretenden Söhnen der Königin. Die eine Hand hatte Johanna auf den Sarg gelegt, welcher neben ihr stand, das Auge unverwandt geheftet auf die große Uhr, welche mit langsamen Pendelschwingungen sich hin und her bewegte und deren lange, schmale Zeiger sich vorwärts drehten, langsam nach der Zahl hin, welche für die Königin die Stunde der

Auferstehung bedeutete.

Jetzt, bei dem Geräusch und dem lauten Rufen der Pagen wandte die Königin einen Moment den Blick von der Uhr fort zu den Eintretenden hin. Ein mattes Lächeln glitt über ihre welken Züge hin und sie grüßte mit einem leisen Neigen des Hauptes die beiden Jünglinge.

„Ihr kommt zur rechten Zeit, meine Söhne," sagte sie mit klarer, heller Stimme. „Ich heiße Euch willkommen im Namen meines Gemahls und meiner selbst. Ihr wollt dem Lever Eures Königs beiwohnen, Eures Königs und Vaters Don Philipp."

„Wir bitten Euch, unsere Mutter und unsere Königin," sagte Karl, sich der Königin nähernd und sich tief vor ihr neigend, „wir bitten Euch, daß Ihr uns willkommen heißt in Eurem Schlosse von Valladolid. Von den Niederlanden bin ich hergekommen, um meine teure Mutter zu begrüßen und ihr meine Ehrfurcht zu bezeigen."

„Von den Niederlanden," wiederholte Johanna mit leiser Stimme, „bist Du gekommen, aber nicht bloß um Deine Mutter zu begrüßen, sondern um das Erwachen des Königs mit zu erleben; denn Du weißt doch, mein Sohn, daß Don Philipp von Aragonien heute erwachen wird, die zwölf Jahre seines Schlafes sind nun um. Ich habe sie in Gebeten und in Reue verlebt und Don Philipp hat mir vergeben und er wird heute erwachen und wieder unter uns leben, leben zu unserm Glück, zu unserer Freude. Du weißt doch das, mein Sohn Karl?"

Er erwiderte nichts, sondern neigte nur traurig sein Haupt.

„Und auch Du, mein Sohn Ferdinand," fuhr die Königin fort, sich mit strahlenden Blicken an den Infanten wendend, „auch Du bist gekommen, um Deinen Vater zu begrüßen, Du hast vor zwölf Jahren seinen letzten Schmerzensblick mit mir empfangen, Du warst dabei, als er entschlief und Du willst nun auch heute dabei sein, wenn er erwacht. Nicht wahr, mein Sohn Ferdinand, deshalb bist Du gekommen, und es wird ein herrliches und schönes Erwachen sein. Schaut mich an, meine Söhne, nicht wahr, ich bin immer noch jung und schön und Don Philipp wird mich wieder lieben und er wird auf keine andere

Frau mehr schauen als auf mich allein; ich habe mich geschmückt wie eine Braut, um meinen König, meinen Geliebten zu empfangen. Und er wird auch Euch sehen, Euch, meine Söhne, er wird uns wieder lieben und wird glücklich sein mit uns; er –“

Sie erstarrte plötzlich, denn eben begann die Uhr mit langsamen, lauten Schlägen die ersehnte Stunde anzuschlagen.

Sie horchte atemlos auf diese Schläge und nun, da der letzte Schall der Mittagsstunde verhallte, nun wandte sie das Auge zu dem Sarge hin.

Mit hastigen, zitternden Händen hob sie nun selbst den gläsernen Deckel empor und rief mit lauter Stimme: „Don Philipp, mein König und Gemahl, erwache und stehe auf!“

Eine lange, entsetzliche Pause trat ein. Zum zweiten Mal mit lauter, gebieterischer Stimme rief die Königin: „Don Philipp, mein Gemahl, erwache und stehe auf!“

Starr war ihr Blick auf die verhüllte schaurige Gestalt gerichtet, tiefer neigte sie sich zu ihr nieder, als lausche sie auf einen Ton seiner Stimme, auf eine Bewegung dieser über die Brust zusammengefalteten Hände. Da jetzt noch Alles still blieb, Alles unbeweglich und kalt, packte die Königin mit einem lauten Wehegeschrei die starre, fürchterliche Leiche und wollte sie selber empor ziehen aus ihrem Sarge.

Aber ihre beiden Söhne sprangen zu ihr hin, fassten ihre Arme und zogen sie zurück von dem Sarge. Sie schrie, sie tobte, sie wehrte sich mit übermenschlicher Gewalt; sie wollte immer wieder hinstürzen zu dem Sarge, Klagegestöhn und Wutgeschrei tönte von ihren Lippen.

Mit geballten Fäusten stieß sie die Söhne von sich und stürzte wieder zu dem Sarge hin. Aber auf einen Wink des Königs eilten jetzt aus dem Nebengemach die Diener herbei, die Lakaien, die Ärzte, die Geistlichen, und umringten die Königin, und während man damit beschäftigt war, sie zu beruhigen und zu halten, trugen die Lakaien den Sarg hinaus, um ihn endlich zu betten bei seinen Ahnen in der Gruft der Könige von Aragonien.

Gerade als die Tür sich hinter dem Sarge geschlossen, hatte die Königin sich wieder frei gemacht von den Händen, die sie zu halten suchten, hatte mit ihren Fäusten in rasender Gewalt um sich geschlagen und sich Bahn gebrochen zu der Stelle hin, wo vorher noch der Sarg stand. Als sie ihn nicht mehr fand, brach sie in ein lautes Wutgeheul aus, warf sich wütend nieder zur Erde, zerschlug sich mit ihren Fäusten das Antlitz und die Brust, und erst nach langen Mühen gelang es, Rasende zu bewältigen und ihr die Hände zu binden, daß sie sich nicht selber zerfleische.

König Karl und sein Bruder knieten neben der Gebundenen, die jetzt sprachlos, keuchend, mit bleichen Lippen und glanzlosen Augen auf dem Lehnstuhl saß, an welchen man ihre Hände und Füße gefesselt hatte.

„Vergebt mir, meine teure Mutter und Königin," flüsterte Karl mit Tränen in den Augen, „vergebt mir, daß ich das dulden, daß ich es geschehen lassen muß, daß man Dich, meine Königin, so beleidigen und demütigen darf; aber Dein Geist ist längst entflohen und diese irdische Hülle hier gehört nur noch den Ärzten und den Dienern zur Bewachung. Wenn es in dieser Stunde Deinem irrenden Geiste möglich ist, noch einen Moment hernieder zu steigen zur Erde, so schaue uns, Deine beiden Söhne, die hier zu Deinen Füßen liegen und flehen um Deinen Segen."

„Segne uns, meine Mutter," flüsterte Ferdinand, „segne uns zu einem Leben, das viel Unglück und wenig Genuß, viel Schmerz und wenig Freude für uns Alle hat. Du kannst Deine armen gefesselten Hände nicht auf das Haupt Deiner Söhne legen, aber höre unsere Stimme, welche Dir sagt, daß wir Dich lieben und wir für Dich beten wollen, daß Gott Dich bald von hinnen führe von dieser Erde voll Jammer und Qual."

Die Königin starrte sie Beide an mit zornigen und düsteren Blicken und kein Wort der Erwiderung tönte von ihren blassen Lippen.

König Karl erhob sich und trat nun zum Leibarzt der Königin.

„Die finstere Stunde scheint jetzt vorüber zu sein, Doktor, und wie ich glaube, wird man die Königin ihrer Fesseln entledigen können." Der Arzt schüttelte leise das Haupt. „Nein, Majestät, es würde gefährlich sein für die Königin und für Euch selber vielleicht; sobald sie sich frei fühlt, wird die Raserei wieder ausbrechen."

„Und das wird nimmer anders werden?" fragte Karl.

„Nein, Majestät, nimmer anders. Die Königin ist der Tobsucht und Raserei verfallen und man wird sie in engem Gewahrsam halten müssen. Ich wußte das vorher und es ist alles vorbereitet worden zu der Aufnahme der Königin. Drüben in dem Turm des Schlosses sind die Zimmer für sie eingerichtet, die Wände und der Fußboden sind mit schweren, weichen Stoffen bekleidet, damit die Königin sich an denselben das Haupt nicht zerschlagen möge; und undurchdringliche Eisengitter vor den Fenstern, damit sie sich in ihrer Raserei nicht hinabstürzen könne. Alles ist darauf berechnet, die Königin vor ihrer eigenen Wut zu schützen und ihr das Leben so lange als möglich zu erhalten."

„Das ist eine grausame Sorgfalt," seufzte Karl, „und doch ist sie notwendig. So führt denn die Königin von dannen und möge Gott in seiner Gnade sie bald erlösen; denn in dieser Stunde fühle ich, daß es nur Einen Mächtigen und Großen gibt, daß nur Ein Wesen existiert, in dessen Hand die Gnade liegt und das Erbarmen. Mein Bruder, wir besinnen uns heute darauf, warum wir auf Erden sind: um das Leben der Menschen zu bestimmen, Gnade zu üben oder Strafe zu verhängen. Schaue unsere arme Mutter an, ihr gegenüber sind wir machtlos und arm. In dieser Stunde wird uns bewusst, dass Gott allein die Strafe und die Gnade in seiner Hand hält. Wir sind hier, um das Leben der Menschen zu bestimmen; doch letztlich liegt das Schicksal in seiner unermesslichen Weisheit.

* * *

XXVI.
Nondum.

Feste überall, um die Ankunft des Königs Karl zu feiern – Feste in Valencia, Saragossa und Madrid! Mit Jubelrufen des Volkes und ehrfurchtsvollem Beifall der Großen wurde König Karl begrüßt, während er seinen Triumphzug durch das ganze Land hielt!

Ihm zur Seite bei allen Festen war sein Bruder, der Infant Don Ferdinand! Und wenn das Volk flüsternd zueinander sprach von der wunderbaren Hoheit und dem tiefen, geheimnisvollen Blick in dem Angesicht des jungen Königs Karl, so rief es bei dem Anblick des Infanten laut und freudig: „Wie schön er ist! Wie prächtig anzuschauen auf seinem andalusischen Pferd!“

Wenn die Damen von den Balkonen dem vorbeireitenden, jungen, blassen König ihre Blumen und Bouquets spendeten, so wandte ihr feuriger, zärtlicher Blick sich bewundernd und liebeverheißend zu dem Jüngling hin, der an seiner Seite ritt, Don Ferdinand, der lächelnd zu ihnen aufschaute und dessen feurige Augen ihnen alles das sagten, was die tiefen, düsteren Augen des jungen Königs zu verschweigen trachteten.

Karl hatte von seinem Erzieher, dem Grafen Chièvres, der in strenger Zucht ihn aufzog, früh lernen müssen, daß Sparsamkeit zu den ersten Tugenden der Könige gehöre, und daß ein König es nicht nötig habe, sich prächtig zu kleiden und durch Glanz und Luxus die Augen des Volkes zu blenden. Einfach im schwarzen Sammetgewande, mit Atlaspuffen [26] verbrämt, zeigte er sich seinem Volke neben dem in Gold, Seide und Sammet köstlich gekleideten Bruder, und es freute ihn und er lachte vor Vergnügen, wenn das Volk um ihn her jauchzte und rief:

„Seht den herrlichen Jüngling! Sehet, wie schön er ist!“

Aber während er freundlich lächelnd nach allen Seiten hin nickte und winkte, und die Damen auf den Balkon grüßte, sah er nicht, wie ein leiser, stiller Schatten über das Antlitz seines königlichen Bruders dahinzog, wie er zuweilen fest die feinen Lippen aufeinander preßte, wenn das Volk vor ihm sich ehrerbietig neigte und dem Infanten laut ihre Grüße entgegenjubelte! Niemand bemerkte wohl, was vorging in der Seele des Königs, denn der Einzige, der auf seinem verschwiegenem Antlitz zu lesen verstand, der Graf von Chièvres, war in diesen letzten Tagen, wenige Monate nach der Ankunft des Königs in Spanien, gestorben und seitdem war in dem Wesen Karls eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Wie von schwerem Druck befreit, hob er stolzer sein Haupt empor; und während er sonst demütig fast und stets mit ehrerbietigen Mienen sich den Ratschlägen des Grafen von Chièvres unterordnete, und fast in allen Dingen sich der Meinung desselben fügte, so zeigte er jetzt gegen Alle, selbst gegen Granvella, das stolze, selbstbewusste Wesen eines Herrschers. Chièvres hatte an seiner Seite gestanden als sein Lehrer und sein Mitregent. Jetzt sollte Niemand mehr an seiner Seite stehen, er allein wollte König und Regent sein. Da stand doch neben ihm sein Bruder, der Infant Ferdinand! Sein Nebenbuhler um die Krone war er nicht mehr, sein Nebenbuhler in der Gunst der Damen, des Volkes war er noch immer.

Ein glänzendes Turnier sollte heute in Saragossa stattfinden, veranstaltet von dem König selbst! In seiner vollen Pracht und jugendlichen Kraft will er sich seinem Volk präsentieren. Aus allen Städten seines Reiches sind die Edelleute herbeigeeilt, um an diesem glanzvollen Wettkampf teilzunehmen. Auch das Volk aus der gesamten Umgebung ist in Scharen gekommen, um das lange entbehrte Schauspiel des Königs zu genießen: ein Turnier, bei dem der König sich selbst als Ritter zeigen wird.

Draußen in dem Königsschlosse von Valladolid, in dem großen, engen Turme jammerte, klagte und heulte die eigentliche Königin und Erbin, die Königin Johanna.

Aber hier auf der weiten Fläche, wo das Turnier abgehalten wird, hier hört man nichts von ihrem Weheschrei, von ihrem Wutgeheul. Hier schmettern die Drommeten, jubeln die Fanfaren, hier sind die Pforten geöffnet zu dem Kampfplatz, und hinein sprengen die Ritter in schimmernden Rüstungen, die im Sonnenschein funkeln; Fahnen und Fähnlein flattern gold- und silbergestickt durch die laue Sommerluft. Auf den Tribünen sitzen im prächtigen Schmuck die schönsten Damen, und hinten, einem wogenden Meere gleich, wälzt sich das Volk rings um den weiten eingezäunten Kampfplatz. An der Seite desselben, neben den Tribünen, wo die edlen Frauen von Aragonien und Kastilien ihre Plätze haben, ist ein purpurnes Sammetzelt errichtet, vor demselben stehen die Preisrichter, die ersten Granden von Spanien; auf dem marmornen Tische ihnen zur Seite liegt auf reichgesticktem Kissen der goldene Lorbeerkranz, der Preis des Turniers, den die Prinzessin Elisabeth, die Schwester des Königs, die mit ihm von den Niederlanden herübergekommen ist, dem Sieger als Preis darreichen wird.

Wer mag der Sieger sein? Die Ritter mit den niedergeschlagenen Visieren sind alle schon eingeritten auf dem Kampfplatz. Nur zwei von jenen, die sich zum Kampf gemeldet haben, fehlen. Wer mögen diese beiden sein? Wo verweilt der König? Und wo ist der schöne Infant Ferdinand? So fragen die reizenden Damen und flüstert das Volk leise.

Da auf einmal sprengt ein Ritter herein auf den Kampfplatz, in silberner Rüstung, ohne Wappen und Zierrat. Ganz weiß geschliffen ist sein Schild und nichts ist auf demselben zu lesen, als die zwei Worte: Nondum.

Mit welcher Kühnheit und Gewandtheit er seinen andalusischen Schimmel reitet, fest im Sattel bleibt er, als sich das Pferd hoch aufbäumt, tänzelnd auf den Hinterfüßen. Mit welcher Energie er das tolle Roß ruhig im Schritt durch den Kampfplatz zu reiten zwingt und dann wieder in vollem Galopp an den Tribünen vorbei die Runde macht, daß sich lächelnd die Damen zu ihm neigen und das Volk ihm jubelnd be-

grüßt als kühnen Reitersmann.

Zwei Augen blitzen bei diesem Gruß unter dem niedergeschlagenen Visier hervor, funkelnd wie Blitze, glänzend wie Sterne. Und die Damen flüstern untereinander: „Wer mag es sein? Ist es der König Karl? Ist es der schöne Infant Ferdinand?“

Und wieder sprengt jetzt ein Reiter herein in den Zirkus, ein Reiter auf isabellfarbenem [27] Pferde. Die weiße, lange Mähne flattert im Winde, es nickt mit dem schönen Haupt, da sein Reiter es die Runde machen läßt. Es tanzt zierlich wie ein andalusisches Mädchen mit seinen schlanken Füßen unter dem kecken festen Griff dieses jungen Ritters, der wie eine Statue auf dem Rücken des wilden Tieres sitzt!

Er trägt eine goldene Rüstung, und von dem goldenen Helme hernieder flattert eine rosige Straußenfeder weiter über den Nacken hin, und auf dem goldenen Schilde, das an seinem rechten Arme hängt, steht geschrieben: Speranza.

Beim Anblick des weißen Ritters hat das Volk gejubelt, haben die Damen gelächelt, beim Anblick des goldenen Ritters jubelte nicht das Volk allein, sondern auch die Damen hoben ihre Tücher und wehten ihm ihre Grüße entgegen und warfen ihm Blumen und Bouquets zu, daß sie zu den Füßen seines Rosses niederfielen. Er hat noch nicht gekämpft, hat noch keinen Sieg errungen, und ist doch schon Sieger in den Herzen der Frauen, Sieger über den weißen Ritter, dem man vorher auch so schmeichlerische Grüße gespendet.

Jetzt schmetterten die Fanfaren, wirbelten die Trommeln, das Kampfspiel begann. Ein prächtiges Schauspiel war es, zu sehen, wie im strengen Galopp die Ritter, in zwei Parteien geteilt, eine gegen die andere heranritten, wie rasselnd ihre Schilde gegeneinander schlugen ihre Schwerter sich trafen. Mit lauten Vivatrufen und Ausrufungen des Entzückens und Beifalls folgten die Zuschauer dem Kampfe, der nur das Vorspiel war des Turniers der Ritter, die Ouvertüre gleichsam zu dem nachfolgenden Schauspiel.

Nun trat der Herold vor und rief die Ritter auf zum Einzelkampfe.

In demselben Moment schon sprengte der Ritter in der weißen Rüstung gerade hin zum dem Ritter in der goldenen, neigte ein wenig sein Haupt und warf ihm als Herausforderung einen seidenen Handschuh hin. Aller Augen richteten sich auf ihn hin. „Wird er die Herausforderung annehmen, wird er den Handschuh aufheben, um im ernsten Kampfe sich zu messen mit dem gefährlichen Gegner?“

Einen Moment des tiefsten Schweigens. Dann winkt der Ritter in der goldenen Rüstung seinem Knappen, der hinter ihm hält und von seinem Pferde springt, hebt den Handschuh auf und reicht ihn seinem Herrn dar.

Nun schmetterten die Fanfaren, jubelte das Volk! Denn ein schönes Schauspiel steht ihm bevor. Die schönsten Ritter des Turniers wollen miteinander ringen um den Sieg, um den Lorbeerkranz. Beide zugleich sprengen nun hin zu dem Thronsessel vor dem Zelt, auf welchem, umgeben von ihren Damen, Prinzessin Elisabeth sich niedergelassen hat.

Tief bis auf den Knopf seines Sattels neigte sich vor ihr der Ritter in der weißen Rüstung. Aber neben ihm der Ritter in der goldenen Rüstung zwingt sein Pferd, daß es sich niederläßt auf die Knie und mit ihm sich beugt vor der jungen, schönen Prinzessin. Bei diesem Anblick geht ein Jauchzen um den ganzen Kampfplatz, und „Bravo, Bravissimo!“ schallt es aus tausend und aber tausend Kehlen. Der weiße Ritter wendet rasch wie im Zorn sein schönes Pferd um und galoppiert mitten hinein in den Kampfplatz und stellt sich da auf, seinen Gegner erwartend. Dieser hat sich wieder erhoben mit seinem Pferde, sprengt ihm entgegen und stellt sich ihm gegenüber auf. Der Herold naht und fragt die Ritter nach ihrem Namen und Stand, denn es fehlen die Wappen auf ihren Schildern, und Niemand kann schauen unter die geschlossenen Visiere. Der Ritter in der weißen Rüstung beugt sich nieder zu dem Herold und flüstert ihm ein einzig Wort in´s Ohr. Der Herold neigt sich tief und tritt zurück, er wendet sich nun zu dem Ritter in der goldenen Rüstung. Auch der beugt sich zu ihm und

spricht leise ein paar Worte. Und wieder neigt sich der Herold und ruft laut hinaus in den weiten Kreis:

„Es sind zwei ebenbürtige Ritter, sie wollen ihren Namen erst nennen, wenn Einer der Sieger des Anderen ist!"

Die beiden Ritter geben das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Einmal mehr schmettern die Fanfaren, und der Wettstreit entfaltet sich in voller Pracht. Anmutig und geschickt setzen die Ritter ihre Waffen gegeneinander ein. Es ist ein bezaubernder Anblick, ihre Pferde zu sehen, als wären sie eins mit dem Kampf ihrer Herren: Brust an Brust stoßen sie mit aller Kraft aufeinander, prallen zurück und stürzen sich erneut in den Kampf. Das Licht der Sonne lässt die goldene und silberne Rüstung blitzen, während Schwerter und Lanzen sich in einem anmutigen Tanz kreuzen. Man sieht es wohl, die kriegsgeübten Streiter ringen mit einer Leidenschaft, als hinge ihre Leben davon ab. Jede kleine Unachtsamkeit wird sofort vom Gegner ausgenutzt, der mit kühner Unerschrockenheit das Verlorene wieder zu erkämpfen trachtet.

Atemlos blick das Volk. Die Damen auf den Tribünen blicken gespannt. Auch die Prinzessin Elisabeth richtet ihren Blick auf die beiden kämpfenden Ritter. „Wer mögen sie sein? Sollte es wahr sein, was man sich flüsternd einander zuraunt? Sollte es wirklich der König sein, der kämpft mit seinem Bruder? Und wissen sie nichts voneinander? Nein! Sicherlich, alle Ritter haben sich das Wort gegeben, ihre Namen, ihre Rüstungen, ihre Kampfdevisen einander nicht zu nennen, und Niemand weiß, ob der König und der Infant wirklich Teil nehmen an dem Kampfe, oder ob sie zwei ihrer Kavaliere dazu beordert haben! Wer sind diese beiden Kämpfer, die so beeifert sind, den Sieg sich abzuringen? Nichts kann man an ihren Angesichtern erahnen, als die Augen, die hervorblitzen, von beiden gleich kühn, gleich leuchtend wie Sterne, funkelnd wie Schwerter!

Prinzessin Elisabeth fühlte ein Kribbeln der Aufregung in ihrem Bauch. Zweifel und Hoffnung mischen sich in ihrem Herzen, während

sie atemlos die beiden Ritter musterte. Leise murmelte sie in ihrem Herzen: „Der Ritter in der weißen Rüstung, ich schwör´s, das ist mein Bruder Karl! So habe ich ihn auf dem Turnier zu Gent gesehen, wo er rang um den Preis, den der Sieger empfangen sollte aus den Händen der schönen Margarethe van Geest! In leidenschaftlichem Kampf stritt er um den Sieg, so kühn, so stolz wußte er sein Roß zu tummeln! Ja, er ist es, es ist mein Bruder Karl! Aber wer ist der Andere – dieser kühne Jüngling in der goldenen Rüstung, der es wagt, mit dem König zu kämpfen? Er ahnt es sicherlich nicht, daß es sein Herr und Gebieter ist! Ich möchte ihn warnen lassen, aber von Wem? Wo ist mein Bruder Ferdinand? Er sagte mir, er wolle nicht teilnehmen an dem Turnier, er wolle sich fern halten von dem Kampfe, an welchem vielleicht der König sich beteiligen wolle! Warum befindet er sich nicht an meiner Seite?“

Während sie besorgt in dem Kreis der Ritter umherblickte, die sich neben ihrem Zelt aufgestellt hatten, suchte sie nach ihrem geliebten Bruder Ferdinand, während der Kampf unvermindert weiterging, immer hitziger und wütender. Jetzt fühlte Jedermann, daß es nicht mehr die Lust am heiteren Kampfgepränge, am ritterlichen Turniere war, sondern daß jetzt zwei Gegner gegeneinander kämpften um den Sieg, um die Ehre! Ein Schrei der Wut entfuhr den Lippen des Ritters in der weißen Rüstung, während ein Schrei des Triumphes von dem Ritter in der goldenen Rüstung hallte. Mit einem kühnen Ausfall seiner Lanze erfasste der goldene Ritter das Visier seines Gegners und hob den silbernen Helm empor. In demselben Moment ertönt ein Schrei des Staunens von tausend Lippen. Der Ritter in der goldenen Rüstung hält sein Pferd an, springt herab und neigt sich tief vor dem Ritter in der silbernen Rüstung, denn er hat ihn erkannt: König Karl, dessen bleiches Gesicht unter dem abgerissenen Helm hervorschaut. Er sieht die wutblitzenden Augen und die Wolken, die über ihn hinwegfliegen. Doch dieser Augenblick ist flüchtig, wie ein Blitz in der Nacht. Sein Gesicht erhellt sich plötzlich, wird sanft und strahlt eine

unerwartete Ruhe aus. Ein leises Lächeln umspielt seine schmalen Lippen, während er die Lanze neigt vor seinem Sieger, der demütig vor ihm steht, die Rechte fest auf den Hals seines Pferdes gelegt. Die Atmosphäre ist geladen, als ob die Welt um sie herum für einen kurzen Moment innehält.

„Ihr seid mein Sieger, öffnet Euer Visier und laßt mich Euer Antlitz schauen!“ rief der König mit fester Stimme, die durch das Getümmel des Kampfes schnitt wie ein scharfer Pfeil.

In diesem Moment schwang er sich, gleich einem gewöhnlichen Ritter, vom Pferd und landete mit einem entschlossenen Schritt auf dem Boden des Kampfplatzes. Da standen sie nun, die beiden funkelnden Ritter in Gold und Silber, einander gegenüber inmitten des tobenden Geschehens.

„Laßt mich, mein König und Herr!“ tönt die Stimme unter dem Visier hervor, „laßt mich still und unbekannt den Kampfplatz verlassen! Es ziemt keinem Ritter zu triumphieren über seinen König, selbst im Spiel deucht´s mich ein Verbrechen!“

Ein stolzes Lächeln umspielt die Lippen des Königs.

„Ich fürchte keinen Nebenbuhler! Hebt Euer Visier, mein Sieger!“

Und langsam hebt der Sieger jetzt das Visier empor, und das kampfgerötete Antlitz des Infanten zeigt sich unverhüllt, und die großen blitzenden Augen wenden sich mit einem Ausdruck des Triumphes, den er in diesem Augenblick nicht unterdrücken kann, auf seinen Bruder Karl hin.

„Vergebung, mein Bruder, daß ich einmal wenigstens über Dich siegte! Du hast mich besiegt auf dem Kampfplatz des Lebens. Du hast die Krone, gönne mir im Spiel den Lorbeerkranz!“

Der König lächelte. „Ich gönne Dir Alles, was Du erwerben magst von Ruhm und Glanz! Ich gönne Dir den Lorbeerkranz und alle Kronen, die Du Dir erwerben kannst, ohne zu nehmen, was mein ist!“

Leise war das Zwiegespräch geführt, Niemand hatte etwas davon gehört. Aber alle sahen, wie jetzt der König seine Arme erhob und sie

um den Nacken seines Bruder legte. Alle sahen die brüderliche Umarmung der ritterlichen Jünglinge, und alles Volk jubelte seine Grüße ihnen zu, und die Trompeten schmetterten und die Posaunen jauchzten darein. Von Freude, Liebe und Eintracht sind alle Herzen erfüllt!

Von der Hand seines Bruders geleitet, schritt der Infant zum Thronsessel, kniete nieder und empfing aus den Händen seiner Schwester den goldenen Lorbeerkranz. Ihr Blick war fest auf Ferdinand gerichtet, während das Murmeln der Menge um sie herum wie ein fernes Echo verklang. Aber kaum hatte der köstliche Reif seine Stirn geschmückt, als er ihn wieder abnahm und seinem Bruder darbot.

„Mein Bruder, nimm von mir das zum Angedenken an diese Stunde! Der Zufall ließ mich siegen und doch weiß ich, daß Du ein gewandterer und kühnerer Kämpfer bist, als ich! Dir gebührt der Sieg, und der Zufall nur ließ mich einen Vorteil über Dich gewinnen!"

„Der Zufall ist der größte König auf der Erde!" sagte der König mit einem seltsamen Lächeln. „Ich neige mich vor ihm, und was er Dir gewährt, will ich Dir nicht entziehen! Behalte Deinen Lorbeerkranz, mein Bruder, und möchtest Du einst auf dem Kampfplatz des Lebens diesen ersten Lorbeeren neue Kränze hinzufügen, mein Bruder!"

Lächelnd und freudig blieb der König während des ganzen Turniers, schien unzertrennlich von seinem Bruder, gab seinen Edelleuten und seinem ganzen Hofe das Beispiel seiner großherzigen Gesinnung, seiner neidlosen Freude.

Niemand sah es, wie auf einmal, da der König nach dem Turnier in seine Gemächer eintrat, sein Lächeln erstarrte, und seine Hände sich zu Fäusten ballten, während er die Tür hinter sich schloss. Seine seinen Lippen pressten sich fest aufeinander, um die zornigen Worte nicht auszusprechen, die in der Tiefe seines Herzens grollten. Niemand sah es, wie er jetzt an das Fenster trat und hinunterschaute auf den weiten Platz vor dem Palaste, hinunter zu seinem Bruder hin, der eben dahersprengte auf seinem Rosse, gefolgt von seinen Rittern.

„Es ist kein Platz für uns Beide in diesem kleinen Königreich!“ murmelte er leise in sich hinein. „Ich will keine Nebensonne haben! Ich will König und Herrscher sein und mein Feind ist Jeder, der sich erkühnt, mein Nebenbuhler sein zu wollen! Jiménez mußte sterben, weil er glänzen wollte neben mir! König Franz von Frankreich werde ich bekämpfen, so lange er es wagt, mir die Größe und den Ruhm in Europa streitig zu machen, und ich sollte es dulden, daß mein eigener Bruder, daß der kleine Infant Ferdinand mir den Glanz meiner Krone verdunkeln, mir die Liebe meines Volkes entwenden könne! Nein!“ rief er ganz laut, „nein! das darf nicht sein! Spanien ist zu klein für mich und ihn! Der König ist da, der Knabe mag gehen! Er hat sich heute einen Lorbeerkranz erkämpft, mag er ihn behalten, den Lorbeer des Spiels! Ich aber will auf ernstem Kampffeld schönere und herrlichere Lorbeeren mir erkämpfen, und bei Gott, ich will’s nicht dulden, daß Ferdinand sie mir streitig macht! Er muß gehen, denn ich will bleiben!“

* * *

XXVII.
Fort aus Spanien!

Seit dem Tage des Turniers schien die Zärtlichkeit und Liebe der königlichen Brüder nur noch gewachsen zu sein. Stets sah man an der Seite des Königs seinen Bruder, den Infanten Ferdinand, und immer war es Karl, welcher die Gegenwart seines Bruders wünschte und ihn sich zu seinem Begleiter erwählte. Diese seltene Eintracht und Bruderliebe war das Entzücken von ganz Kastilien und Aragonien, in Liedern und Gesängen feierte sie das Volk, und die Damen, wenn sie die beiden glänzenden herrlichen Jünglinge in der Kraft der Schönheit und der Jugend, Arm in Arm einherschreiten sahen, schauten sie an mit leuchtenden Blicken und zärtlichem Herzen und wußten nicht zusagen, wem von den Beiden sie den Preis erteilen sollten und wem von ihnen ihre Herzen entgegenschlugen. Karls Antlitz ist vielleicht schöner und edler in seinen Formen, etwas Hoheitsvolles und Erhabenes spricht aus seinen Zügen, ein so tiefes, geheimnisvolles Feuer glüht in seinen Augen und auf seiner hohen, blassen Stirn stehen so viele tiefe und große Gedanken der Zukunft. Ja, er ist vielleicht schöner wie sein Bruder und wenn man ihn anblickt, so hat man ein unbewußtes, seltsames Gefühl von Ehrfurcht vor der Majestät. Er ist mehr ein König als ein Jüngling und seine Wangen sind bleich und das Lächeln, welches selten seine Lippen umspielt, verschwindet so schnell wieder, wie wohl ein Wolkenblick am grauen Himmel. Aber Ferdinands Angesicht ist immer leuchtend und strahlend, seine purpurroten, geschwellten Lippen umspielt stets ein frohes, heiteres Lächeln, seine großen dunkelblauen Augen glänzen von Jugendlust und Jugendübermut, der Ausdruck seiner Mienen ist so sorglos und froh und seine breite, gewölbte Stirn, die von klugen und energischen Gedanken zeugt, ist niemals von Wolken beschattet, sein ganzes Wesen atmet Freudigkeit und Jugendlust und man sollte nicht

meinen, daß jemals eine Wolke, dieses Antlitz getrübt hat und daß schon irgend ein Schmerz durch seine Seele dahin gegangen ist. Hat er die Tage seiner Niederlage und seiner Demütigung vergessen? Gedenkt er nicht mehr seiner enttäuschten Hoffnungen und hofft er immer noch, „Speranza“ auf seinem Schilde zu lesen? Die Hoffnung leuchtet also noch in seinem Herzen, trotz der verlorenen Krone, trotz der verratenen Liebe.

Im düstern Kloster der Büßerinnen weint und jammert Ancilla.

„Was kümmert sie mich? Eine Betrügerin war sie und eine Hochverräterin, welche die Liebe zu ihr aus meinem Herzen ausgerissen wie ein Kraut; ich weiß nichts mehr von ihr, will nichts mehr von ihr wissen, sie ist tot und begraben. Aber das Leben ist da und lacht mir entgegen und über dem Leben steht die Sonne: die Hoffnung, die Hoffnung auf eine Zukunft!“

„Und die Hoffnung,“ sagt er ganz leise und still in seinem Herzen, wenn er ganz allein ist und niemand ihn hört und niemand ihn sieht, „die Hoffnung, dereinst meinem Bruder Karl zu vergelten, was er mir getan. Er glaubt, ich sehe nicht, wie er mir zürnt, er glaubt, ich sehe nicht, daß es ihn ärgert, wenn mir das Volk entgegenjauchzt, wenn mir die Damen ihre Grüße senden. Ich sehe alles und weiß alles, und ich lache dazu und freue mich, denn mein schöner, bleicher Bruder Karl ärgert sich.“

Heute veranstaltete der König ein Abschiedsfest für die Offiziere seiner Flotte, mit der er aus den Niederlanden gekommen war; denn die Flotte sollte nun ohne ihren König zurückkehren, der seinen Spaniern versprochen hatte, einige Jahre in ihrer Mitte zu verweilen.

Auf dem großen Admiralsschiff, das ihn hergebracht hatte, sollte dieses glänzende Fest stattfinden. Flaggen und Wimpel schmückten alle Raaen und Masten des Schiffes, während schwere türkische Teppiche, blumendurchwebt, vom Deck bis zu den Spitzen der Wogen hingen, die murmelnd sich an dem breiten Bugspriet brachen.

Die Kanonen auf dem Deck, deren metallene Läufe in der Sonne

wie flüssiges Gold blitzten, gaben gelegentlich ihre donnernden Salven von sich und kündeten dem Volk am Ufer von der Festlichkeit, die heute auf dem Admiralschiff stattfinden würde – dem Schiff, das heute als Thron des Königs Karl diente. Jetzt begannen von der Stadt her von allen Türmen die Glocken ihr feierliches Geläute und wie eine ungeheure Sturmwoge wälzte sich das Jauchzen des Volkes heran zu den Menschenmengen, die bereits am Ufer des Meeres versammelt waren. Helme und Cuirassen blitzten im Sonnenlicht, und das Traben der Pferde war zu hören. Der König näherte sich im Gefolge seines strahlenden Hofes, an seiner Seite sein geliebter Bruder Ferdinand. Auf den Raaen und Masten aller Schiffe wimmelte es von Matrosen in festlicher Kleidung, die jubelnd ihre Hüte schwenkten. Vom Admiralschiffe wehte die große Flagge und auf Deck standen in goldblitzenden Uniformen der Admiral, mit seinen Offizieren und seinem Stabe.

Jetzt hatte der König das Ufer erreicht und hielt sein Pferd an; die Pagen stürzten herbei, um dem König den Steigbügel zu halten. Er aber schwang sich rasch hernieder und ebenso rasch war auch der Infant von seinem Rosse niedergestiegen. Am Ufer lag die Staatsbarke bereit, prachtvoll geschmückt, ein Baldachin von purpurroten, goldgesäumtem Sammet in der Mitte derselben, darunter goldene, mit Purpursammet bedeckte Sessel, auf denen der König und sein Bruder sich jetzt niederließen. Köstliche Teppiche hingen auch hier vom Rande des Bootes hernieder, bis sie tief in die Wogen tauchten; mit ihren goldenen Rudern durchbrachen die schön herausgeputzten Matrosen das grünliche Wasser, das mit leisen Schaumwellen das goldene Boot umspielte, welches einen König trug. Am Ufer hatten die Musiker der königlichen Kapelle sich jetzt aufgestellt und begannen einen schmetternden Triumphmarsch zu blasen, und dazu donnerten vom Admiralschiffe zur Begrüßung der königlichen Brüder die Kanonen und jubelten die Matrosen in allen Masten und Raaen.

Es war ein wunderbar sinnberückender Anblick, und ganz in das Anschauen verloren, schaute der Infant um sich her, als wolle er die-

ses schöne Bild tief in seine Seele einprägen. König Karl, die Arme ineinander geschlagen, saß still und gedankenvoll auf seinem Sessel, und seine tiefen, undurchdringlichen Augen waren niederwärts gesenkt, als wollten sie niemanden die Geheimnisse ahnen lassen, welche auf ihre Tiefe begraben waren.

Nun landete das Boote zur Seite des Admiralschiffes und der Staatssessel wurde hernieder gelassen, um den König aufzunehmen und Hurrah! Hurrah! tönte es von den Lippen der Matrosen, die in zwei Reihen zu beiden Seiten auf dem Deck aufgestellt waren und die Taue hielten, an denen der Staatssessel befestigt war. Und unter diesen freudigen Rufen schwebte der Sessel langsam empor und der König trat auf das Deck des Schiffes, ihm folgte der Infant Ferdinand. Karl stellte sich an den Rand des Schiffes und als der Sessel mit seinem Bruder heraufschwebte, reichte er ihm die Hand, um ihm beim Aufsteigen behilflich zu sein. Ein seltsames Lächeln begleitete ihn und schien ein Geheimnis zu bergen, das nur die Schatten kannten und das in der Luft hing wie ein ungesagtes Wort.

„Ich heiße Dich willkommen auf flandrischem Boden, mein Bruder, denn wir sind hier in Flandern. Das ist meine Flotte aus den Niederlanden und sie kehrt zurück nach Flandern. Komm, ich will Dir das schöne Schiff zeigen, welches mich aus den Niederlanden hergetragen hat, mein Alles, meine Hoffnungen und meine Befürchtungen. Die Befürchtungen sind verdampft wie Nebel vor dem Sonnenglanz und statt des Feindes, von welchem man mir heimlich erzählt hatte, fand ich einen edlen Bruder und besten Freund. Komm, mein Freund und Bruder, es freut mich, mit Dir auf demselben Deck hier auf und nieder zu gehen, wo ich vor Wochen allein und schwermutsvoll gewandelt bin und fürchtend, daß der Sohn meines Vaters vergessen habe, daß er mein jüngerer Bruder sei."

„Und wenn ich es vergessen hätte," sagte Ferdinand lächelnd, „so warst Du der Mann dazu, trotz Deiner achtzehn Jahre, mich daran zu erinnern, mein Bruder, daß Du der älteste Bruder bist!"

„Was kümmert uns die Vergangenheit, sprechen wir nicht mehr davon," sagte Karl. „Laß uns das schöne Schauspiel, das sich uns ringsrum bietet, genießen."

Die Sonne umstrahlte sie Beide mit goldenem Glanz, wie sie dort standen auf dem Oberdeck und hinausschauten auf das Meer, hinüber nach Valencia, dessen Türme glänzten im Sonnenschein. Und mit Ehrfurcht schauten die Matrosen, schauten die Offiziere auf diese beiden Jünglinge hin, auf den blassen König Karl und den lebensfrischen Infanten Ferdinand.

Drunten in der großen Admiralskajüte war das Diner serviert, zu welchem der König sämtliche Offiziere der Flotte lud. Herrlich ausgeschmückt mit Blumengirlanden und Festons glich die Kajüte einem köstlich, reich geschmückten Saal in irgendeinem Palast. Gold- und Silbergeschirr glänzte auf der Tafel, und herrlich gekleidete Pagen in den Farben von Aragonien und Kastilien flogen umher zur Bedienung der Gäste. Am Kopf der Tafel saßen nebeneinander König Karl und der Infant Ferdinand und zum ersten Mal wirkte der König heiter und fröhlich, ganz so, wie es seinem jugendlichen Alter von achtzehn Jahren ziemte. Er lachte, er scherzte, und wandte mit seinen Scherzen sich immer vorzugsweise an seinen Bruder Ferdinand und freute sich, wenn dieser mit lautem, ungeniertem Lachen, wie es die Etiquette vielleicht auf dem Lande – aber nicht in den königlichen Sälen gestatten mochte, die Scherze seines Bruders aufnahm. Und Frohsinn und Heiterkeit herrschte an der ganzen Tafel, da man die königlichen Brüder so froh und heiter sah. Aus goldenen Bechern trank man die feurigen Weine Spaniens, aus goldenem Becher trank der König seinem Bruder zu und forderte mit begeistertem Trinkspruch seine Gäste auf, einzustimmen in das laute Vivat, welches er für seinen Bruder, den Infanten Ferdinand, ausbrachte. Dann, nach stundenlangem, frohem Gelage, hob der König die Tafel auf und seinem Bruder den Arm bietend, führte er ihn in die kleine Kajüte des Admirals. Gedämpft nur tönte aus dem großen Raum das frohe Lachen und die muntere Lust

der Offiziere hier hinein in die Kajüte, an deren kleinen Fenstern sich murmelnd die Wellen des Meeres brachen. Der König führte seinen Bruder zu dem kleinen Divan hin, der am Holzgetäfel der Kajüte angebracht war und gerade nur Raum bot für sie Beide. Da setzte er sich hin und zog den Infanten zu sich nieder.

„Hier sind wir allein, Ferdinand," sagte er mit freundlicher, sanfter Stimme, „hier können wir ohne Zeugen Abschied voneinander nehmen."

Ferdinand sah ihn verwundert an.

„Abschied? Du willst schon wieder von dannen gehen, mein Bruder?"

Ein feines Lächeln umspielte Karls Lippen.

„Ich? Oh nein! Der König von Aragonien und Kastilien ist es seinem Lande wohl schuldig, einige Zeit hier zu verbleiben, um seine Untertanen kennen zu lernen und hier mancherlei Notständen und Beschwerden abzuhelfen. Ich habe gelernt, zu sehen und zu hören und ich habe, seit ich hier in Spanien bin, Vieles gesehen und gehört, was mir nicht gefällt und was ich ändern muß."

„Nun also," sagte Ferdinand rasch, „was sprichst Du denn von Abschied nehmen, mein Bruder, da Du bleiben willst?"

Karl wiegte leise sein Haupt.

„Ja, ich will bleiben, aber Du, Infant, Du wirst gehen!"

Einen Moment blitzte das Auge des Königs zornig auf seinen Bruder hin und seine Stimme hatte einen harten, rauhen Klang.

Ein Schrei der Überraschung tönte von den Lippen des Infanten.

„Ich gehen, ich?!"

Der König schien diesen Aufschrei nicht gehört zu haben und fuhr ruhig fort:

„Du wirst es als einen Beweis meiner zarten Aufmerksamkeit und Liebe für Dich anerkennen, daß ich Dir, trotz der Freude, die mir Deine Nähe bereitet, und trotzdem, daß ich Dich schwer vermissen werde, dennoch die Flügel nicht binden will, sondern Dich hinausfliegen lasse

in die Welt, auf die, wie ich weiß, Deine sehnsuchtsvollen Blicke gerichtet waren.“ „Speranza“ stand auf Deinem Schild bei dem Turnier, mein Bruder. Die Hoffnung ist die Gottheit, auf welche Du Deine Augen gerichtet hast und von der Du Großes erwartest für die Zukunft. Ich will Dir die Flügel nicht binden mein Bruder, Du sollst hinausfliegen in die Welt. Das ist die Überraschung meiner Liebe, die ich Dir heute bereite.“

„Ich verstehe, oh, ich verstehe sehr gut,“ sagte Ferdinand mit einem ironischen Lächeln, „die Überraschung Deiner Liebe ist zugleich ein Beweis Deines Hasses. Oh, widersprich mir nicht, mein Bruder, ich weiß es und fühle es in der Tiefe meines Herzens: Du hasst mich, ich bin Dir eine Last. Ich habe das gelesen in dem einzigen Blick, den Du damals beim Turnier auf mich warfst, als ich das Unglück hatte, Dein Sieger zu sein.“

„Das Glück, willst Du sagen,“ rief Karl mit einem verächtlichem Achselzucken. „Ich meine doch, Du solltest es als ein seltenes Glück betrachten, Deinen König besiegt zu haben im Kampfesspiel. Du irrst aber, wenn Du meinst, daß dies mich gekränkt hätte und irrst auch, wenn Du glaubst, daß ich Dich hasse. Ich habe Dir bewiesen durch treue Anhänglichkeit und Freundschaft, daß ich Dich liebe, und statt, wie ich es vielleicht hätte tun können, den Hochverräter und Rebellen zu strafen, habe ich in Dir den Bruder und Freund nur geehrt und geliebt. Verkenne mich also nicht, Ferdinand, sondern sieh in meinem Tun nur meine Liebe und meine Sorgfalt für Dich um Deine Erziehung.“

„Ah,“ rief Ferdinand höhnisch. „Du willst Dich herablassen, Karl, mein Lehrmeister und Erzieher zu sein und ich kann mir schon denken, wer bei meiner Erziehung behilflich sein soll und Du wirst mir denselben Erzieher geben, den mir Jiménez zum Kerkermeister gegeben. Nicht wahr, Leyvas wird mich begleiten und man wird meinem Kerkermeister nur einen andern Titel geben; man wird ihn meinen Diener nennen und unter dieser Form wird er mich begleiten überhall

hin, wird mich beobachten und überwachen und mich gefangen halten, wenn es auch aussieht, als ob ich frei wäre."

Der König schüttelte langsam sein Haupt.

„Du irrst, mein Bruder. Der junge Leyvas ist zu Höherem berufen und ich erwarte Größeres von ihm, als nur ein Kerkermeister meines unzufriedenen Bruders zu sein. Ich bitte Dich, Ferdinand, vor Gott, laß den Zorn und Haß in dieser Stunde nicht Gewalt über Dich haben, sondern erkenne an, daß das, was ich tue, recht ist und vernünftig. Vergiß einen Moment allen Zwist und Hader, der vielleicht auf der Tiefe unseres Herzen gegeneinander ruht und lebt und murrt. Laß uns die Augen auf die Zukunft heften. Auf Deinem Schilde stand bei dem Turnier das Wort: Speranza; hast Du gelesen, was auf meinem Schilde stand?"

„Ich habe es nicht auf Deinem Schilde, ich habe es in Deinen Augen gesehen, habe darin gelesen den Haß und den Zorn, der Dich heute tun läßt, was Du tust."

Der König achtet nicht auf diese heftige Einsprache und fuhr ruhig fort:

„Auf meinem Schilde stand das einzige Wort: Nondum. Weißt Du, was dieses Nondum bedeuten sollte? Es sollte bedeuten, daß ich noch nicht ein König bin, weil ich meine Krone noch nicht geweiht habe mit einem Lorbeerkranz, mit Siegen gegen meine Feinde. Demjenigen, der mich im Spiele besiegt hat, dem verzeihe ich und ich freue mich, daß Du es warst. Aber nimmer würde ich dem vergeben, der mich im ernsten Kampfe besiegt, und zu ihm schaue ich hin als ein unversöhnlicher Feind und sehne mich nach dem Kampf. Und weißt Du, wer dieser Feind ist, zu dem ich hinschaue und auf den das Nondum sich bezog? Das ist der König Franz der I. von Frankreich, er ist der einzige Rivale in Europa, den ich fürchte, den ich hasse und dem meine ganze Feindschaft gehört. Er ist es! Er ist es, mit dem ich kämpfen werde mein Lebelang, um Lorbeeren und Länder und Siege, und dazu will ich mich vorbereiten jetzt, und dazu, mein Bruder, sollst auch Du Dich vorberei-

ten, daß du ein Krieger, ein Held wirst, der an meiner Seite steht, zu mir hält und mit mir meine Feinde besiegt."

„Darum also, damit ich einst, wie Du so großmütig mir verheißen, teilnehmen soll an Deinen Siegen und an Deiner Seite sein soll, darum schickst Du mich jetzt von dannen!?" rief Ferdinand mit einem spöttischen Lachen.

„Ja", erwiderte der König, „ja, darum tue ich es. Du bist noch sehr jung, mein Bruder, und vergib es mir, Deine Erziehung ist noch nicht vollendet, es streitet noch in Dir der Knabe und der Jüngling. Die Wogen Deines kindlichen Übermutes gehen noch zu hoch und überdecken noch ganz und gar die Klugheit, die Feinheit und Diplomatie, welche einem Fürsten ziemt mein Bruder, wir Fürsten haben nicht das Recht, jung zu sein und übermütig, wie andere glückliche Menschenkinder, wie dieser junge Leyvas zum Beispiel, welchen Du hasst, obwohl Du ihm vergeben hast."

„Ja ich hasse ihn!" rief Ferdinand ungestüm. „Sein Anblick ist mir ein steter Vorwurf, und wenn ich ihm auch vergeben konnte, so hättest Du es nimmer tun müssen, mein Bruder. Statt ihn weg zu schicken, daß ihn meine Augen niemals sähen, hast Du ihn in Deiner Nähe behalten und aus dem Offizier einen Hauptmann Deiner Leibgarde gemacht."

Der König lächelte. „Weißt Du, warum ich es getan habe? Weil ich in diesem jungen Leyvas einen zukünftigen Feldherrn zu entdecken glaube. Ich wiederhole Dir, mein Bruder, ich werde viel Kämpfe und Kriege zu bestehen haben und schon die nächste Zeit wird das beweisen. Es gährt in allen Landen und von allen Seiten her höre ich schon das Rasseln der Schwerter, die gegen mich gerichtet sind. Da brauche ich tüchtige Soldaten und Heerführer und ich denke, Leyvas hat das Zeug dazu, ein großer General zu werden."

„Ein großer General!" höhnte Ferdinand, „der Schusterjunge ein großer General!"

„Mein Bruder!" sagte Karl sanft, „wir stammen Alle von Adam ab

und sind alle Brüder vor Gott dem Herrn, der König wie der Schusterjunge. Der Zufall hebt uns wohl auf verschiedene Stufen dieser großen Leiter, die vom irdischen Dasein hinaufführt zum Himmel. Aber die Stufen können eines Tages brechen und dann liegen wir alle untereinander im wirren Einerlei, der König, der auf der obersten Stufe stand und der Schusterjunge und Bettler, die auf der untersten Stufe waren. Ich will es indes verhüten, daß diese Leiter, auf deren obersten Stufe ich stehe, daß diese Leiter zerbricht; ich will sie hinaufsteigen, um auf der obersten Stufe meinen Platz einzunehmen, daß ganz Europa zu mir hinaufschauen und mich grüßen soll als den ersten Mächtigen, den stolzesten Fürsten der Welt. Siehst Du, das ist meine Zukunft, mein Speranza. Und darum, weil ich das noch nicht erreicht habe, darum, siehst Du, stand auf meinem Schild Nondum zu lesen. Noch nicht, aber es wird der Tag kommen, wo ich dieses Wort von meinem Schilde auslösche und auf denselben Schreiben werde: „es ist getan!".

So wirst auch Du einst, mein Bruder, statt des Wortes „Hoffnung" das Wort „Erfüllung" setzen. Aber noch ist für Dich nicht diese Zeit gekommen! Du sollst noch Deine Jugend genießen! Glaube mir, mein Bruder, das ist ein Genuß, den man mir nicht gegönnt hat! Ich bin alt und zähle doch erst achtzehn Jahre! Und wenn meine Lehrer mich vorbereitet haben für eine große und stolze Zukunft, so haben sie mir doch dabei Eines geraubt, was unwiederbringlich ist, das ist meine Jugend. Gerade deshalb, mein Bruder, weil ich das weiß, möchte ich sie Dir noch auf ein paar Jahre erhalten! Mich erwarten die Stürme des Krieges, mich erwartet Unruhe, Sorge und Bedrängnis aller Art, für mich wird die Sonne oft von Wolken umdürstet sein! Du aber sollst noch einen sonnenhellen, glänzenden Tag der Jugend genießen, und darum, mein Bruder, sollst Du nach Flandern gehen, unter der milden und weisen Obhut unserer Tante sollst Du Dich vorbereiten für Deine Zukunft! Sie wird Dich aufnehmen an ihrem Hofe, um Deine Bildung zu vollenden und aus Dir einen Kavalier zu formen, der den Damen gefällt, und einen König, den sein Volk liebt und seine Edelleute fürch-

ten!“ „Ein König?“ rief Ferdinand achselzuckend, „wo liegt mein Königreich, im Monde? Nicht wahr?“

„Nein,“ sagte Karl, mit leiser, fester Stimme, „es liegt in der Nachbarschaft Deutschlands, Du sollst König werden von Böhmen und Ungarn!“

Ferdinand schrak zusammen und blickte erstaunt in das blasse, von einem matten Lächeln erhellte Angesicht seines Bruders. „König von Ungarn und Böhmen! Wie kann ich das sein? Mit welchem Rechte soll ich diese Kronen erwerben?“

„Mit dem Rechte der Nachfolge!“ erwiderte Karl ruhig, „der König Ludwig von Böhmen hat keinen Leibeserben und seine junge Schwester wird nach dem Gesetze jener Länder die Erbin seiner Krone von Böhmen und Ungarn sein. Die Prinzessin Anna ist unvermählt und Du sollst ihr Gemahl werden, Bruder!“

Eine dunkle Röte flog über die Wangen des Infanten hin und er senkte, wie beschämt, das Antlitz nieder.

„Mein Bruder,“ sagte er mit leiser, hastiger Stimme, „es tut meinem Herzen bitter wehe, zu sprechen von dem, was ich aus meiner Erinnerung auslöschen möchte! Aber es muß geschehen! Weißt Du alles, was sich zugetragen hat, bevor Du nach Spanien kamst?“

„Alles!“ erwiderte Karl ruhig. „Ich weiß, daß der ehrgeizige Herzog von Medina sich eingebildet hat, der Schwiegervater des Infanten Ferdinand zu sein! Ich weiß aber auch, daß kraft des Gesetzes der heiligen, katholischen Kirche keine Ehe eines Unmündigen gültig ist, wenn nicht dazu das Oberhaupt der Familie seine Einwilligung gegeben. Außerdem hatte ja die Tochter des Herzogs von Medina in Deinem Beisein ihrem Liebhaber bekannt, daß sie das bindende Ja gar nicht gesprochen, und die Ehe ist also überhaupt nicht vollzogen worden. Damit Du aber in Deinem Gewissen ganz rein und ohne Anfechtung sein sollst, habe ich vom Papst eine Lösung dieser Scheinehe begehrt, und der Legat des heiligen Vaters hat mir dieselbe übergeben; und ich habe sie niedergelegt in dem Archiv meines Hauses, und

Du, mein Bruder, bist nun vollkommen frei, Dein Herz, Deine Hand, Deine Liebe auf's Neue zu vergeben! Du wirst sie nun der Prinzessin Anna von Böhmen und Ungarn weihen, denn wie man mir sagt, ist sie eine schöne, junge, angenehme Prinzessin, welche Dir wohl gefallen wird!"

„Aber, werde ich ihr gefallen?" fragte Ferdinand leise. „Wird sie mich annehmen wollen? Ich habe ihr nichts zu bieten; nichts als meine, leere Hand!

Karl lächelte. „Du hast ihr Deine Schönheit, Deine Jugend, Deinen Namen zu bieten!"

„O!" rief Ferdinand schmerzlich, „meinen Namen! Ich bin nichts als der Bruder meines Königs Karls!"

Der König wiegte langsam sein Haupt. „Du wirst bald der Bruder des Kaisers Karl sein!" sagte er stolz. „Unser Großvater, der Kaiser Maximilian, liegt im Sterben, so meldete mir gestern der Abgesandte, der aus Wien hierhergekommen. Ich bin der ausersehene Nachfolger des Kaisers von Deutschland, denn ich bin römischer König, und ich werde diese stolzen und eigenwilligen Kurfürsten von Deutschland schon zwingen, mir die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen! Dein Name wird also einen guten Klang haben, Ferdinand! Der Bruder des Kaisers von Deutschland, das ist ein Titel, welcher der kleinen Prinzessin Anna wohl gefallen wird, und sie wird damit sehr zufrieden sein, Dich, ihren Gemahl, zum König von Böhmen und Ungarn zu ernennen!"

„So werde ich dann König sein, bloß durch Heirat und durch Gnade!" rief Ferdinand stürmisch und mit einem schmerzlichen Zucken um seine Lippen. „Ich werde also nichts sein, als der Bruder meines Kaisers und der Gemahl meiner Königin!"

„Wir wollen schon dafür sorgen, daß Du auch durch Dich selbst vieles bist und vieles besitzt, mein Bruder!" sagte der König ruhig lächelnd, „das Notwendigste aber ist, daß Du Dich vorbereitest zu Deiner großen und bedeutungsreichen Zukunft. Gehe also, mein Bruder! Sträube Dich nicht länger! Ziehe hin nach Flandern, lerne dort ein

König zu sein, und dann sollst Du es werden! Vollende Deine Bildung und mich laß dann für das Weitere sorgen!“

„Wohlan, es sei!“ rief Ferdinand nach einer langen Pause, in welcher er mit düsterer Miene und gesenkten Hauptes dagestanden hatte, „ja, ich will nach Flandern gehen, will mich auf die Zukunft vorbereiten, und das verspreche ich Dir, Karl, wie auch diese Zukunft sei, sie soll mich nicht klein und erbärmlich finden! Eines wird mir immer doch noch übrig bleiben, wenn mich alles Andere nicht trügt, wie mich schon so vieles betrogen hat, wenn ich nicht leben kann als ein großer und mächtiger König, so wirst Du doch in Deinen vielen Kriegen mir Gelegenheit geben, zu sterben als ein Held! Und darauf wenigstens, Karl, will ich mich vorbereiten!“

„Das heißt gesprochen wie ein Fürst und wie ein großes Herz!“ rief Karl freudig aus. „Komm an mein Herz, Bruder! Mit dieser Umarmung laß es Dir sagen, Ferdinand, daß ich Dich liebe, daß ich Dich hoch achte! Laß es Dir schwören, daß ich es für eine heilige Pflicht erachte, Dir eine große, eine mächtige Zukunft zu bereiten! Und nun komm, mein Bruder, laß uns wieder heraufgehen auf das Deck in Eintracht und Liebe, damit unser Hof, damit das Volk, das am Ufer steht, sehe, wie wir in Liebe und Zufriedenheit voneinander scheiden!“

* * *

Ende des ersten Bandes.

INHALT

Kapitel I	– Johanna von Aragonien.	5
Kapitel II	– Philipp der Schöne	12
Kapitel III	– Die Rache der Eifersucht	21
Kapitel IV	– Unschuldig!	27
Kapitel V	– Rachesinn und Reue	30
Kapitel VI	– Der König und der Infant Ferdinand	39
Kapitel VII	– Bekenntnisse	46
Kapitel VIII	– Das erste Testament	52
Kapitel IX	– Zwei Liebhaber	57
Kapitel X	– Alles für die Liebe	62
Kapitel XI	– Das zweite Testament	68
Kapitel XII	– Der Abschied	79
Kapitel XIII	– Ehrgeiz und Liebe	87
Kapitel XIV	– Wer ist König	93
Kapitel XV	– Die Verschwörungen	106
Kapitel XVI	– Revolution und Straßenkampf	116
Kapitel XVII	– Der Kardinal als Feldherr	127
Kapitel XVIII	– Im Namen des Königs	136
Kapitel XIX	– Die Bundesgenossen	156
Kapitel XX	– Dankbarkeit	164
Kapitel XXI	– Undankbarkeit tötet	169
Kapitel XXII	– Sieger und Besiegter	178
Kapitel XXIII	– Selbstüberwindung	187
Kapitel XXIV	– Die Wahrheit	202
Kapitel XXV	– Die Beschwörung	213
Kapitel XXVI	– Nondum	221
Kapitel XXVII	– Fort aus Spanien!	231
Stammtafel	– Haus Habsburg	245
Anmerkungen		246
Editorische Notiz		249
Abbildungsverzeichnis		249

Stammtafel – Haus Habsburg

Kaiser Maximilian
verheiratet seit 1477 mit Maria von Burgund.
Kinder: *Philipp I. (Philipp der Schöne)*,
Margarete von Österreich, Franz von Habsburg.

Philipp der Schöne
verheiratet seit dem 20. Oktober 1496 mit
Johanna von Kastilien, genannt die Wahnsinnige.
Aus dem Hause Trastámara. Tochter von
Isabella I. und Ferdinand II. Sie war ab 1504 Königin
von Kastilien und ab 1516 Königin der Reiche der Krone von
Aragonien.
Kinder: Karl V., Ferdinand I., Eleonore von Kastilien,
Katharina von Kastilien, Isabella von Österreich,
Maria von Ungarn.

Karl

Ferdinand

ANMERKUNGEN

[1] (Hrsg.): Johanna I. von Kastilien, genannt Johanna die Wahnsinnige aus dem Haus Trastámara, 1479-1555. 1504 Königin von Kastilien und ab 1516 Königin der Reiche der Krone von Aragonien.

[2] (Hrsg.): Valladolid ist heute eine Großstadt und eine Gemeinde in der Region Kastilien-León in Nordspanien.

[3] (Hrsg.): Philipp I. von Kastilien aus dem Haus Habsburg, genannt der Schöne (1478-1506). Stammvater der spanischen Könige sowie der folgenden römisch-deutschen und österreichischen Kaiser.

[4] (Hrsg.): Maximilian I., Erzherzog Maximilian von Österreich, 1459-1519, römisch-deutscher Kaiser.

[5] (Hrsg.): Isabella I. von Kastilien, auch Isabelle die Katholische. (1451-1504). Königin von Kastilien und León und als Gattin Ferdinands II. auch Königin von Aragón.

[6] (Hrsg.): Pickelhaube *Beckenhaube*, *spätmittelalterlicher Helmtypus mit spitz ausgeschmiedeter Helmglocke.* vgl. Goethe-Wörterbuch, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB. vgl. auch mnd. *pekelhûve*, beckenförmige eisen-, blechhaube der gemeinen kriegsknechte; Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23.

[7] (Hrsg.): „In Sammet und Seide"..., d.h. Samt.

[8] (Hrsg.): Ferdinand der Katholische (1452- 1516), ab 1468 König von Sizilien. Von 1474 bis 1504 zusammen mit seiner Frau Isabella, als Ferdinand V. König von Kastilien und León. Ab 1479 regierte er als Ferdinand II. die Reiche der Krone von Aragón. Ab 1505 als Ferdinand III. König von Neapel.

[9] (Hrsg.): der Ehemann, der Bräutigam.

[10] Philipp I. von Kastilien kehrte am 20. September 1506 nach Spanien zurück.

[11] Die ganze Darstellung dieses Wahnsinns der unglücklichen Königin ist historisch getreu. Sie Hormayr, Oesterreichischer Plutarch, 6tes Bändchen, Seite 15 und folgende. Hormayr teilt da auch den Brief mit, welchen der Graf von Fürstenberg, als er als Anführer seiner dreitausend Landsknechte mit dem König Philipp nach Kastilien gekommen war, an den Kaiser Max nach Wien richtete. „Gnädigster König," heißt es darin, „es ist König Philipp schon jetzt in so großer Last und Gefährlichkeit, darin kein König in hundert Jahren gewesen ist. Abgesehen daß Seine Gnaden kaum mit dreitausend wehrhaftigen Mannen herbei kommen ist und gar kein eigentlich Wissen gehabt, was der Spanier Meinung sei und wo sie guten Willens wären, hat er hier keinen ärgern Feind, als seine eifersüchtige Königin."

[12] (Hrsg.): „Wie eine Frühlingsblume ist er vergangen", klagte Don Pedro Mártir, „dieser wohlgebaute, schöne, zierliche Mann, kräftig an Gemüt und Geist". Zit. Nach Alfred Kohler, Die Doppelhochzeit von 1496/97. Planung, Durchführung und dynastische Folgen. In: Kunst um 1492. Hispania – Austria. Die Katholischen Könige, Maximilian I. und die Anfänge der Casa de Austria in Spanien, Milano 1992, S. 77.

[13] (Hrsg.): Oriflamme, lat. aurea flamma „Goldflamme" oder „Goldfeuer".

[14] (Hrsg.): auch Comuneros-Aufstand von 1520-1522 in Kastilien.

[15] (Hrsg.): mehrarmiger Leuchter, Kerzenständer.

[16] (Hrsg.): Ornament (in der Kunst), Blütengehänge.

[17] Die eigenen Worte des Kardinals. Siehe: Oesterreichischer Plutarch von Hormayr Band 6, Seite 24. (Hrsg.): „Ferdinand der Katholische hatte Karl durch sein erstes Testament von den spanischen Thronen ausgeschlossen und seinen jüngeren Bruder, dem in Spanien erzogenen, von ihm und der Nation geliebten Infanten Ferdinand dieselben zugedacht. Unser Mönch wollte aber die Vereinigung der spanischen mit der burgundischen Macht und -mit der Kaiserkrone. Sein scharfes Zureden er-

schütterte den, vor seiner Sterbestunde bangen König. Der junge Infant erhielt eine Pension von 50.000 Dukaten, statt der Krone, und der Franziskaner führte die Regentschaft bis zu Karls Ankunft in Spanien (im September 1517)." Hormayr, Joseph. Oesterreichischer Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates. Österreich, 1807, S.24.

[18] (Hrsg.): *Willem II. van Croy (*1458 in Chièvres (Hennegau);* †28. Mai. 1521 in Worms)*, Heer van Chièvres*; spanisch: *Guillermo II. de Croÿ, Señor de Chièvres* (Xevres, Xebres)), war ein burgundisch-niederländischer Politiker, der seine Karriere als Berater des burgundischen Herzogs Philipp des Schönen begann.
Er wirkte nach Philipps Tod als Erzieher von dessen Sohn, des späteren Kaisers Karl V., und zählte von 1515 bis 1521 zu den einflussreichsten Politikern in Westeuropa.
Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Guillaume_II._de_Croÿ

[19] (Hrsg.): Marchese *Mercurino Arborio di Gattinara* (*10. Juni 1465 in Piemont; †5. Juni 1530 in Innsbruck) war ein italienischer Jurist und Staatsmann und Großkanzler Kaiser Karls V., dessen Macht er durch Konzept und Programm des Neoghibellinismus erweiterte.
Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Mercurino_Arborio_di_Gattinara

[20] (Hrsg.): Nicolas Perrenot de Granvelle (1484 in Ornans; † 28. August 1550 in Augsburg). Vater von Antoine Perrenot de Granvelle, dem späteren *Kardinal Granvella*.
(*20.August 1517 in Ornans; † 21. September 1586 in Vallecas bei Madrid).
Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Nicolas_Perrenot_de_Granvelle

[21] (Hrsg.): Vgl. Conseil privé (Geheimer Rat), jene zentrale Regierungsstelle, die unter Philipp dem Schönen 1504 nach der Trennung vom höchsten Gerichtshof entstand.

[22] Des Königs eigene Worte.

[23] Des Königs Karl eigene Worte. Siehe Hormayr, Oesterreichischer Plutarch. 6. Bändchen. Seite 17.

[24] Die eigenen Worte des Kardinals Jiménez. Siehe Llorente, Geschichte von Spanien. Teil 5. (Hrsg.): Juan Antonio Llorente, Geschichte der spanischen Inquisition.

[25] Des Königs eigene Worte.

[26] (Hrsg.): „Die Atlaspuffen, auch bekannt als Puffärmel oder Puffen, waren ein modisches Element im 16. Jahrhundert, insbesondere während der Renaissance. Sie zeichneten sich durch ihre voluminöse Form aus und wurden oft aus schwerem Stoff wie Atlas gefertigt. Diese Puffen wurden in der Regel an den Schultern oder Oberarmen getragen und konnten stark gepolstert sein, um eine dramatische Silhouette zu erzeugen. Atlaspuffen waren häufig Teil von aufwendigen Kleidungsstücken, die mit Stickereien, Spitzen oder anderen Verzierungen geschmückt waren. Sie trugen zur Betonung der Körperform bei und waren ein Zeichen für Reichtum und Status. Sowohl Männer als auch Frauen trugen diese Art von Kleidung, wobei die Designs je nach Geschlecht und sozialer Schicht variieren konnten."
OpenAI. *Generative Pre-trained Transformer (GPT).* OpenAI, 2023.
www.openai.com

[27] (Hrsg.): „Isabellfarben bezieht sich auf einen Farbton, der oft als ein blasses, graugelbliches Beige beschrieben wird. Der Name stammt von der spanischen Königin Isabella von Kastilien, deren Kleidung in dieser Farbe bekannt war. In der Mode und Kunst wird Isabellfarben häufig verwendet, um eine sanfte, neutrale Palette zu schaffen."
OpenAI. *Generative Pre-trained Transformer (GPT).* OpenAI, 2023.
www.openai.com.

* * *

Editorische Notiz

Louise Mühlbach, geboren am 2. Januar 1814, war eine bedeutende deutsche Schriftstellerin, die vor allem für ihre historischen Romane bekannt ist. Sie war mit dem Schriftsteller Theodor Mundt verheiratet und ihre literarische Karriere wurde durch diese Ehe sowie die damit verbundenen gesellschaftlichen Kontakte maßgeblich gefördert. Mühlbach lebte in verschiedenen Städten, darunter Berlin und München, und hinterließ ein umfangreiches Werk, das auch heute noch geschätzt wird. Besonders bekannt ist sie für ihre historischen Romane, die häufig auf realen Ereignissen und Persönlichkeiten basieren. Ihre Werke zeichnen sich durch eine gelungene Verbindung von Fiktion und historischer Genauigkeit aus.

Ihr Schreibstil wird oft als lebendig und anschaulich beschrieben, wodurch es den Lesern ermöglicht wird, sich tief in die dargestellten Epochen hineinzuversetzen. Im 19. Jahrhundert war Mühlbach eine populäre Autorin, deren Werke ein breites Publikum fanden. Ihre Romane wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und trugen zur Verbreitung historischer Fiktion bei. Obwohl sie heute nicht mehr so bekannt ist wie einige ihrer Zeitgenossen, bleibt ihr Beitrag zur historischen Literatur auch weiterhin von Bedeutung und wird geschätzt.
Quelle: vgl. OpenAI. Generative Pre-trained Transformer (GPT). OpenAI, 2023, www.openai.com.

Abbildungsverzeichnis

© Photographie Kerscher, H. des Gemälde von Hans Bocksberger der Ältere, Ferdinand I., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, Kunsthistorische Museum Wien, S.3.

© Photographie Kerscher, H. der Gemälde von Kaiser Maximilian, Philipp I., Karl V. und Ferdinand I., Kunsthistorische Museum Wien, S. 245.

© Cover, Photographie Kerscher, H. in der Österreichischen Galerie Belvedere, Wien.